

Werk

Titel: Abhandlungen

Ort: Chemnitz ; Leipzig

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0038|log3

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

1911. 4355

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting

Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz

weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

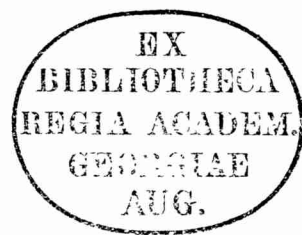
Professor an der Universität zu Gießen.

~~~~~  
**Band XXXVIII.**

**Abhandlungen.**  
~~~~~

Chemnitz und Leipzig.

Verlag von Wilhelm Gronau.



INHALT.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
<i>Acher, J.</i> Essai sur le poème Quant li solleiz conversèt en Leon	47
<i>Cohn, G.</i> Zum Text des Erec	95
<i>Foerster, W.</i> Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlaß einer neuen Veröffentlichung	149
<i>Jaberg, K.</i> Sprachgeographisches. <i>Soif</i> und die sprachliche Expansion in Nordfrankreich. Mit 2 Karten	231
<i>Kluge, H.</i> La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset . . .	1
<i>Schulz, W.</i> Der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung	196
<i>Tavernier, W.</i> Beiträge zur Rolandsforschung III	117
<i>Urtel, H.</i> Materialien zu einer Syntax des Waatländischen . .	136

MISZELLEN.

<i>Lorenz, E., und A. L. Stiefel.</i> Die Chastelaine de Vergy bei Margarete von Navarra und bei Matteo Bandello. Ent- gegnung und Antwort	278
<i>Mangold, W.</i> Friedrichs des Grossen erste französische Reim- versuche	274
<i>Spitzer, L.</i> Fr. là	276
<i>Vising, J.</i> Fr. tuer	278

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
H. Kluge. La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset . .	1
Jean Acher. Essai sur le poème Quant li solleiz conversët en Leon	47
G. Cohn. Zum Text des Erec	95
Wilhelm Tavernier. Beiträge zur Rolandsforschung III .	117
H. Urtel. Materialien zu einer Syntax des Waatländischen .	136

La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset.

Analyse und literarische Studie.

Bevor wir in die Analyse des Werkes eintreten, müssen wir einen Blick auf die Zeit werfen, welche der Konzeption jenes Gedichtes vorausging, das als eines der wundervollsten poetischen Denkmäler französischer Literatur zu gelten hat. Es wird sich zunächst darum handeln, die Ereignisse und Stimmungen im Leben Mussets in aller Kürze vor Augen zu führen, die damals ihren Einfluß geltend machten, und die auch unser Gedicht durchklingen.

Die *Lettre à Lamartine* wurde im Februar 1836 geschrieben, das heißt, sie folgte der Dezembarnacht und ging der Augustnacht voran. Im April 1834 war Alfred de Musset aus Italien zurückgekehrt. Die unglückselige Leidenschaft für George Sand hatte bei ihm deutliche Spuren an Körper und Seele hinterlassen, aber das Maß seines Kammers war noch nicht voll: *Après avoir souffert, il faut souffrir encore.*¹⁾

George Sand kam am Ende des Jahres wieder nach Paris, die Beziehungen wurden wieder aufgenommen; aber im Frühling 1835 trat dann der definitive Bruch ein. Diesmal ergriff ihn keine Krankheit wie nach der ersten Trennung, doch war er während der ersten vier Monate des Jahres unfähig, irgend etwas zu arbeiten.²⁾ Dann raffte er sich auf und betäubte seinen Schmerz in fast übermenschlicher Anstrengung. Nie in seinem Leben hat Musset so intensiv und so erfolgreich gearbeitet, wie damals. Die *Nuit de mai* ist der Beginn dieser Tätigkeit, die einige Jahre anhielt und die herrlichsten Werke des Dichters erzeugte. Pessimistisch ist natürlich der Grundzug der ganzen Epoche, und die Dezembarnacht ist der stärkste Ausdruck jener Stimmung.

Von da an bereitet sich eine Änderung in der Seele Mussets vor. Der Pessimismus verliert allmählich die Herrschaft, ein leises Gottvertrauen dämmert auf, und der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wird lebendig in ihm. Das vollzieht sich

¹⁾ *Nuit d'août*, *Œuvres* t. II p. 144.

²⁾ *Biographie* p. 143.

nicht ohne heftige innere Kämpfe, und die schwankenden Gefühle der *Nuit d'août* sind dafür beredte Zeugen. Neben Versen wie:

*Toujours mêmes acteurs et même comédie,
Et, quoi qu'ait inventé l'humaine hypocrisie,
Rien de vrai là-dessous que le squelette humain*

finden sich dort die Worte

*A qui perd tout, Dieu reste encore,
Dieu là-haut, l'espoir ici-bas.*

Warum diese seltsame Wandlung? — Ich glaube, daß Foss³⁾ die wahre Ursache gefunden hat, indem er vermutet, daß eine neue Liebe den Dichter beeinflußt habe, und daß der Gegenstand dieser Neigung die Emmeline der Novelle sei. Er bezieht sich dabei besonders auf folgende Verse der Epistel:

*J'ai cru pendant longtemps que j'étais las du monde;
J'ai dit, que je niais, croyant avoir douté,
Et j'ai pris, devant moi, pour une nuit profonde
Mon ombre qui passait pleine de vanité.
Poète, je t'écris pour te dire que j'aime,
Qu'un rayon du soleil est tombé jusqu'à moi.*

Obgleich diese Annahme der Behauptung Paul de Mussets widerspricht, daß die Liebschaft mit Emmeline schon vor der Abfassung der Epistel an Lamartine zu Ende war,⁴⁾ wird man doch daran festhalten müssen. Zweifellos ist die ungetreue Geliebte der *Nuit de décembre* George Sand. Sie ist nicht Emmeline,⁵⁾ und erst die *Lettre à Lamartine* bezeichnet den Beginn dieser neuen Liebe. Foss argumentiert richtig: Wenn Emmeline die Frau gewesen wäre, welche ihn verriet, wer ließ dann den Sonnenstrahl in das Herz des Unglücklichen fallen? Paul de Musset schweigt. Die „froide et cruelle amie“ ist dieselbe Person wie die „orgueilleuse insensée“ der Dezembernaut, d. h. George Sand.⁶⁾ Aber Foss hat meiner Ansicht nach völlig Unrecht, wenn er mit Barine sagt, daß die Gestalt dieser Geliebten, welche ihn zum erstenmal das Gefühl des Schmerzes lehrte, ein Abbild von mehreren Frauen sei.⁷⁾ Das ist Goethes Art, die Züge von drei oder vier Personen der Wirklichkeit in einer poetischen Figur zu vereinigen. Nicht so Musset. Er faßt stets ganz bestimmte Personen, wenn möglich in einer ganz bestimmten Situation ins Auge, umgibt sie mit dem Zauber seiner Poesie und gewinnt dadurch jenen Konflikt von Leben und Träumerei, der ihm immer etwas Romantisches gab, auch nachdem er längst den

³⁾ Foss, *Die Nuits von Alfred de Musset*. Berliner Beitr. 1902 S. 126.

⁴⁾ Vgl. *Biographie* p. 164.

⁵⁾ Vgl. Foss, p. 112 fg.

⁶⁾ Paul de Musset bestreitet auch das, indem er sagt, daß die, welche sich über den Gegenstand der Dezembernaut getäuscht hätten, demselben Irrtum in bezug auf die *Lettre à Lamartine* verfallen wären.

⁷⁾ Foss, p. 127.

La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset.

Romantikern entwachsen war. Aber warum auch diese künstliche Konstruktion? Gibt es einen einzigen Zug, der nicht auf George Sand paßt? Nur der Schauplatz hat sich geändert, nicht die Personen. Der Schauplatz ist Paris an Stelle von Venedig, die Personen sind Musset und Sand.

Um noch einmal auf die Gestalt der Emmeline zurückzukommen, so hat schon Foss den Unterschied zwischen ihr und der Frau betont, an die sich der Dichter Zeit seines Lebens mit Schmerz und mit Wehmut erinnerte: Treue und Liebe bei der einen; Untreue, Lüge und Stolz bei der anderen.

Wenn wir den Dichter und sein Werk nach der *Lettre à Lamartine* betrachten, d. h. die Stimmungen der Augustnacht uns vergegenwärtigen, so finden wir das bestätigt. Ich sage die Stimmungen, denn ich glaube, es gibt kein Gedicht Mussets, wo so viele Gegensätze sich befehlen. Es würde mich zu weit führen, auf dieses Werk noch näher einzugehen. Man muß es lesen und die Analyse von Foss zu Rate ziehen, der auch einen Kommentar gibt.

Fassen wir das Ganze nochmals zusammen. Wir sahen, daß die *Nuit de décembre* der vollkommenste Ausdruck des Pessimismus war, und die *Lettre* der Beginn von Glaube und Hoffnung, die aus einer neuen Liebe flossen. Diese Liebe war schon zu Ende, als die Augustnacht geschrieben wurde. Aber sie hatte ihren Einfluß auf die Poesie zurückgelassen.

Trotzdem kann man nicht sagen, daß in der *Lettre à Lamartine* der Pessimismus fast verwischt sei,⁸⁾ aber es ist charakteristisch, daß über dem ganzen Gedicht etwas schwebt, was den Dichter schließlich zu der Erkenntnis treibt, daß die Seele unsterblich sei, und daß die Tränen einst versiegen.

Die Ausführung der Epistel schritt rasch vorwärts. Wenn einmal die Muse den Dichter geküßt hatte, dann flossen die Verse ihm vom Munde wie die Prosa. Seine Art zu schaffen war dann die, welche er in „*Le Fils de Titien*“ geschildert hat. Eine geniale Trägheit hält ihn lange in Banden, dann kommt die poetische Trunkenheit, es wühlt und arbeitet in ihm, und alles wird Poesie. Auf die *Lettre à Lamartine* hatte Musset seinen ganzen Fleiß geworfen. „*L'auteur*,“ sagt sein Bruder, „*avait mis un soin particulier dans l'exécution de son éptre. Il avait voulu qu'elle fût irréprochable.*“⁹⁾

Man fühlt, daß die Verse von außerordentlicher Schönheit sind, aber diese Schönheit ist doch mehr klassisch als romantisch. Die Reime sind vernachlässigt, und das ist charakteristisch für Musset, der sich dadurch in Gegensatz zur romantischen Schule bringen wollte und brachte. „*La ballade à la lune*“ war der

⁸⁾ Foss, p. 131.

⁹⁾ *Biographie*, p. 167.

erste Angriff gegen — doch das ist zu viel gesagt — das erste Lächeln über Victor Hugo und seine Freunde. Und dieses Lächeln war so leise, so vornehm, daß viele es überhaupt nicht merkten. Einige Zeit später macht er sich lustig über die „*école rimeuse*“ in einem Briefe an seinen Onkel Desherbes¹⁰⁾ und spricht seine eigene Ansicht über Kunst und Künstler aus in einem Brief an seinen Bruder, wo er sagt:

*Chacun de nous a dans le ventre un certain son, qu'il peut rendre, comme un violon ou une clarinette. Tous les raisonnements du monde ne pourraient faire sortir du gosier d'un merle la chanson du sanzonnet. Ce qu'il faut à l'artiste ou au poète, c'est l'émotion. Quand j'éprouve, en faisant un vers, un certain battement de cœur que je connais, je suis sûr que mon vers est de la meilleure qualité que je puisse pondre.*¹¹⁾

Ihm kommt es besonders darauf an, daß die Poesie aus der Seele dringe, daß sie erlebt und gefühlt sei, das gilt ihm mehr als reiche Reime von 5 oder 6 Buchstaben.¹²⁾ Diese Verachtung der Form war die Ursache seines Bruches mit Victor Hugo, der, nebenbei bemerkt, Musset niemals ernst genommen hat.¹³⁾

In wenigen Tagen war die Epistel beendet, obgleich der Dichter, nachdem er erst den siebenten Teil fertig hatte, zögerte sie fortzusetzen, „*craignant que la prétention d'intéresser Lamartine par le récit de ses souffrances ne parût trop ambitieuse.*“¹⁴⁾

Das ist wohl zu glauben, denn wir wissen, daß Alfred de Musset sein Leben lang ein bescheidener Mensch war, und daß zu der Zeit seine Verehrung für Lamartine der eines Kindes zu seinem Vater glich.

Am 1. März 1836 erschien die *Lettre à Lamartine* in der *Revue des deux mondes*, und wir werden sehen, welches die Wirkung auf den Dichter war, an den sie sich richtete.

Analyse.

Die Analyse eines Mussetschen Gedichtes hat häufig etwas Entmutigendes. Die Sprache des Dichters ist oft so einfach, so prosaisch — wenn der Ausdruck in diesem edlen Sinne erlaubt ist —, daß es schwer ist, diese Poesie mit anderen Worten darzulegen, als mit den seinigen. Wie läßt sich anders die wunderbare Stelle der *Nuit de décembre* wiedergeben, welche beginnt:

*Ce soir encor je t'ai vu m'apparaître,
C'était par une triste nuit.*

¹⁰⁾ Brief vom Jan. 1830. *Œuvres posth.*, p. 274. *Corresp.* (Séché), p. 23.

¹¹⁾ Brief vom 4. Aug. 1831. *Œuvres posth.*, p. 277. *Corresp.* (Séché), p. 27.

¹²⁾ Vgl. *Dédicace de la coupe et les lèvres*, *Œuvres* t. I p. 244.

¹³⁾ Legouvé: *Soixante ans de souvenirs* t. II p. 384.

¹⁴⁾ *Biographie*, p. 165.

*L'aile des vents battait à ma fenêtre,
J'étais seul, courbé sur mon lit.*

.....
.....

t. II p. 123.

Es ist unmöglich. Man könnte die Reime vermeiden, die Verse zerstören. Die Worte bleiben immer dieselben. Es ist fast eine Erzählung in Prosa, aber ist sie weniger poetisch als die rhetorischen Verse Victor Hugos? Für Musset hat der Reim nur einen sekundären Wert. Er träumte seine Verse, er reimte sie nicht. Das Charakteristikum aller seiner Poesie ist die Sprache des Herzens. Jeder, der die *Lettre à Lamartine* lesen würde, ohne zuvor etwas anderes von Musset gelesen zu haben, würde erstaunt sein über die Tiefe des Gefühls, mit dem sich ein großer Dichter an seinen Landsmann wendet, dessen Poesie er bewunderte. Er würde zweifellos glauben, daß die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern sehr eng gewesen seien, und daß die Freundschaft die Poesie des einen wie des anderen befruchtete. Es wird meine Aufgabe sein zu zeigen, daß das ein Irrtum wäre, da Lamartine leider die wunderbaren Verse Mussets nicht verstand und nicht darauf antwortete. Aber noch eins dürfte bei der Lektüre Staunen und Bewunderung im Leser erwecken. Es fehlt jede Schmeichelei und Lobhudelei. Wenig Kenntnis der Literatur gehört dazu, um zu sehen, daß selbst die größten Dichter aller Nationen nicht frei sind von dem Vorwurf, ihre Adressate häufig in den Himmel gehoben zu haben; oft gerade die, welche es am wenigsten verdienten. Nichts von alledem bei Musset. Was er sagt, ist wahr und gefühlt und kommt vom Herzen. Mehr sagt er nicht.

Im Mittelpunkt der ersten Teile der *Lettre à Lamartine* steht die Gestalt Lord Byrons. Musset stellt sich vor, daß sich der englische Dichter in Ravenna befindet, und daß schon der Gedanke in ihm lebt, teilzunehmen am Freiheitskampf der Griechen. Nur seine Geliebte, die Gräfin Guiccioli, hält ihn noch in Italien zurück. Eines Abends — so ist die poetische Fiktion —, als er in ihrer Wohnung ist, zeigt sie ihm einige Seiten eines Buches, die ihm gewidmet sind. Wenn man diese wenigen Eingangverse aufmerksam liest, dann könnte man glauben, der Dichter habe die Szene auf einem Gemälde von Delacroix oder Horace Vernet gesehen; so unmittelbar aus dem Motivkreis romantischer Malerei ist sie geschöpft.

Und nun wendet sich Musset an Lamartine, indem er ihn fragt, ob er sich der Zeit erinnere, wo er diese Verse an den edlen Lord geschrieben habe, der sein Vaterland wie ein Geächteter verließ. In seiner Jugend hatte Lamartine diesen kühnen Schritt gewagt. Noch nie hatte er seine Laute erklingen lassen, jetzt hatte sich ihm die Muse wie eine schüchterne Jungfrau genähert.

Kannte er Byron, als er sich erlaubte ihn zu beklagen? Keineswegs. Alles, was er bis dahin von Byron gelesen hatte, waren die poetischen Erzählungen „Lara“, „Der Korsar“ und das Drama „Manfred“. Und dennoch redete er ihn an. Vielleicht hatte er schon damals das Gefühl, daß der Tag nicht fern sei, wo er mit ihm um den Lorbeer stritt, und dieses Gefühl ließ ihn diese Verse schreiben „*dans une seule haleine, les yeux pleins de larmes.*“ Wie ein Wesen von Himmel oder Hölle hatten die Dichtungen Byrons seine Seele berührt. Der arme Mensch, sagte er sich, wieviel Schmerzen mag er erduldet haben, bevor er solche verzweifelte Gesänge schrieb. Und er beschloß diesem Unglücklichen Mut zu machen, ihn wieder an die Welt zu ketten. Er erschien ihm nicht zu groß, sein Freund zu sein. Durchdrungen von diesen genialen Poesien, sprangen die Verse von seinen Lippen, „*comme le torrent dans la verte vallée.*“

Hörte aber Byron diese Verse eines Unbekannten? Ahnte er, daß das Echo seines Genies aus Frankreich kam, wo sein beklagenswertes Los einen jungen Dichter schmerzlich bewegte? Musset glaubt, daß er die Verse günstig aufnahm, welche die Gräfin Guiccioli ihm vorlas. Damals war er schon der große Byron und übertönte mit seinem Gesange das Rasseln der Waffen Europas. Die Melancholie war sein Gebiet und „mit seiner Einsamkeit füllte er das Universum.“ Er hatte die englische Gesellschaft gemieden, hatte verzichtet auf eine hohe politische Stellung, und da er den Neid der Menschen verabscheute, sich entschlossen, für eine große und edle Idee zu sterben. Als ihn die Verse Lamartines entzückten, bereitete er sich auf sein letztes Exil vor.

Bis hierher der erste Teil der Epistel. Sie beschreibt, um es nochmals zu wiederholen, die Wirkung der Poesie Byrons auf Lamartine. Dieser verfaßt eine Ode an Byron, die von dem englischen Dichter wohl aufgenommen wird.

Die folgenden Zeilen beschäftigen sich von neuem mit Lamartine. Dem hat die Muse die Unsterblichkeit gegeben, wegen seiner keuschen Liebe, und hat ihm die Stirn mit blühenden Verbenen gekrönt. Musset bittet ihn, seine Gabe zu empfangen, wie der große Byron seine eignen Verse angenommen hätte. Doch seine Bescheidenheit verbietet ihm, mit dem berühmten Dichter in Wettbewerb zu treten:

„*Ce que tu tiens du ciel, nul ne me l'a promis*“, ruft er aus. Etwas zu viel Bescheidenheit beinahe. Hatte nicht Musset soeben die „*Nuit de mai*“ veröffentlicht, die „*Nuit de décembre*“, „*Lorenzaccio*“, die „*Confession d'un enfant du siècle*“? Sollte er wirklich nicht gemerkt haben, daß die „Nächte“ der Poesie Lamartines ebenbürtig waren; er, der so stolz war ein Dichter zu sein? Doch, er wußte es. Der Abgrund, der sie trennte, ist nicht der Unterschied ihres Genies, nur das Schicksal scheidet

sie, das den einen erhoben, den anderen zu Boden geschlagen hat, und zum erstenmal spricht sich der Glaube an Gott aus in der Hoffnung, daß er es ist, der sie zu Freunden machen wird.

In der Tat würde die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern der schönste Erfolg der Epistel gewesen sein, nicht nur für Alfred de Musset, sondern für die Welt. Niemals hat Musset geglaubt, daß man die Verse wörtlich nehmen könnte, die er aus reiner Höflichkeit geschrieben hatte:

Et je ne songe point que tu me répondras;

Pour être proposés, ces illustres échanges

Veulent être signés d'un nom que je n'ai pas.

Wir werden sehen, daß die Freundschaft zwischen ihnen nur ein Traum des einen war. Aber der Traum war schön und erzeugte die *Lettre*. Die acht nächsten Alexandriner geben in Kürze den Inhalt der folgenden Partien. Lange Zeit hindurch hat der Dichter geglaubt, daß die Welt ihm nichts mehr bieten könne; ein vollkommener Pessimismus hat ihn ergriffen. Er ist dem Selbstmord nahe, als ein Sonnenstrahl ihn aus seiner Trauer weckt. Er liebt, er hofft, er glaubt an Gott. Und die Tränen, die er in seinem Schmerz vergossen hat, haben ihn an die Jugend Lamartines denken lassen. Wenn niemand ihn verstünde, der Dichter, welcher die schönsten Verse vom Glück der Liebenden gesungen hatte, mußte ihn verstehen. Eines Abends an den Ufern eines Sees hatte Lamartine diesen Gesang verfaßt, den alle jungen Leute auswendig wußten. Besonders die wunderbaren Verse, die die Geliebte des Dichters spricht, hatten die Menschen jener Zeit mit Trauer erfüllt. Jeder hatte diese Schluchzer gelesen; aber jeder, der geliebt hatte, hatte auch genug gelebt, um sie in seiner eignen Brust zu fühlen. Immer läßt eine wahre vergangene Liebe eine Wunde zurück, die sich wohl für einige Zeit schließen kann, die sich aber in dem Augenblick wieder öffnet, wo man daran rührt. Je größer die Liebe war, desto tiefer ist die Wunde.

Nach diesem mehr oder weniger allgemeinen Übergang bereitet Musset den Dichter auf die Geschichte des Leidens vor, das er selbst erduldet hat, und das nicht weniger schwer war als das Unglück Lamartines. In wenigen Worten malt er ihm zunächst das Glück seines Herzens, als seine Arme „das Leben und die Hoffnung wiegten“, als er „eingeschlafen war in dem Frieden des Glücks.“ Wie die Stimme eines Engels klangen ihm die süßen Worte der Geliebten, und es schien ihm, als ob die Zeit den Schlag seines Herzens zum Stillstand zwingte. Aber das Glück war nur ein Traum, zu kurz, um lange darüber zu sprechen. Sein Leiden will er Lamartine berichten, und er erinnert sich eines Abends, wo er vergebens auf die Stimme der Geliebten lauschte. So blieb er allein mit seinem Schmerz, der an ihm nagte und ihn verzehrte, und war erstaunt über die Kraft

der menschlichen Natur, die so viel Qual und Elend zu dulden vermag, ohne vom Unglück vernichtet zu werden. Und es kommt ihm der Zweifel, ob er fähig ist, seine traurige Liebesgeschichte zu erzählen; er fragt sich, ob er es in Versen noch wagen dürfe, nachdem Lamartine seine ergreifende Klage gesungen. Doch die Sprache unglücklicher Liebe ist unerschöpflich, drum hofft er es zu können und gedenkt, die Qual eines Tages zu schildern, wo sich die Narbe seines verwundeten Herzens neu geöffnet hat. Nicht künstliche Gesänge will er schaffen, sondern Tränen und Seufzer sollen der einzige Ausdruck dessen sein, was Gott zu ihm sprach.

Der dritte Teil des Gedichtes, in welchem Musset die Geschichte seiner unglücklichen Liebe erzählt, wird eingeleitet durch einen wundervollen Vergleich. Ein Landmann kehrt am Abend vom Felde an seinen Herd zurück. Frau und Kinder pflegen ihn am Tore zu erwarten, und er freut sich im voraus auf die Stunden, die er im Kreise der Seinigen verbringen kann. Als er in der Nähe seines Hauses ist, bleibt er plötzlich wie angewurzelt stehen. Er glaubt zu träumen. Quer durch die Nacht leuchten die brennenden Überreste seines kleinen Besitztums, welches der Blitz getroffen hat. Seine ganze Ernte ist vernichtet, Hab und Gut zerstört, und seine Kinder eilen halbnackt herbei, um ihm zu sagen, daß ihre geliebte Mutter in den Flammen umgekommen sei. Das Schweigen des Abends umgibt ihn, er hört, was seine Söhne ihm sagen: sein Ruin ist vollständig. Keine Träne fließt über seine Wangen, er umarmt seine Kinder, ohne ein Wort zu sagen. Vom Schicksal zerschmettert setzt er sich auf einen Stein, seine Augen heften sich auf die Trümmer seines Gutes, und gedankenlos starrt er in die düsteren Rauchwolken, die seinem eingäscherten Hause entsteigen. Die Qual ist zu groß, er verfällt in Wahnsinn.

Ganz ähnlich Musset, als ihn seine Geliebte verraten hatte, als er das bittere Leiden der ersten verlorenen Liebe schmeckte. Allein saß er damals auf dem Eckstein irgend einer verlassenem Straße. Die Nacht umgab ihn, er weinte. Durch nichts war der Ort geeignet ihn zu trösten. In Anspielung auf Lamartine sagt Musset ausdrücklich, daß

*Ce n'était pas au bord d'un lac au flot limpide,
Ni sur l'herbe fleurie au penchant des coteaux.*

Im zweiten Teil der Arbeit werden wir sehen, worauf sich diese Alexandriner beziehen.

Die nächsten Verse beschreiben einen Karneval, oder besser gesagt, das nächtliche Leben in den Straßen während dieser Zeit. Die Szene ist Paris, die ungeheure Kloake, wie es der Dichter pessimistisch nennt. Man möchte glauben, daß Musset uns einen Karneval in Venedig schildern will, aber ich habe gute Gründe an Paris festzuhalten.

Wir haben den Dichter in irgend einem düsteren Viertel zurückgelassen. Ein regnerischer Himmel bedeckt die Stadt. Es ist schmutzig in den Straßen. Um ihn schreien und singen Männer und Frauen. Alle freuen sich, während er weint. „Die bleichen Laternen“ erscheinen ihm noch trauriger als die Nacht, und ihr Licht verleiht den vom Ball zurückkehrenden Masken das Aussehen von Phantomen. Welches Bild! Die einen, die sich noch nie begegnet sind, vereinigen sich plötzlich bei einem anstößigen Liede, die anderen werden beim ersten Anblick handgemein, schmähen und beschimpfen sich. Niemand kümmert sich um den armen Dichter mit dem zerrissenen Herzen. Die Wagen, welche vor ihm vorbeierollen,¹⁵⁾ sind mit Fackeln besteckt und vollgestopft von jungen Leuten, die irgend einen gemeinen Refrain johlen. Inmitten dieser betrunkenen Masken sieht er Frauen, Greise und selbst Kinder, die, mit Schmutz bedeckt, die Wirtshäuser verlassen. Nichts fehlt als die Dirnen. Hier und da sieht man sie promenieren, um irgend einen Lüstling zu suchen, der sein Geld auf ihrem unreinen Altar opfert. Dieses ganze Leben hat das Aussehen von einem jener wüsten Abende, welche die Römer in den Schleier eines religiösen Kultus einzuhüllen liebten,

*Où des temples secrets la Vénus impudique
Sortait échevelée, une torche à la main.*

Was waren die flüchtigen Genüsse einer solchen Nacht! Wieviel keuscher war seine Liebe, aber schreckliche Schmerzen waren ihm davon geblieben. Und überwältigt von der Erinnerung an den verhängnisvollen Tag, wo das geliebte Weib ihn verließ, bricht er in Klagen aus, die wahre Schmerzensschreie sind. Sie, die ihm am Abend geschworen, ihm ewig treu zu sein, hat ihn am Morgen betrogen. Trotzdem liebt er sie. In tiefer Nacht drängt es ihn, seine Wohnung zu verlassen, ziellos irrt er in den Straßen umher, bis er endlich vor ihrem Hause anlangt. Wie ein Toller, blickt er starr nach ihren erleuchteten Fenstern und wartet, daß ihr Schatten da oben vorübergeht, daß der Vorhang sich bewegt.

In der *Confession d'un enfant du siècle* findet sich eine Stelle, die den Versen der *Lettre* genau entspricht: „..... J'avais écrit à ma maîtresse que je ne voulais plus la revoir; je tenais en effet ma parole, mais je passais les nuits sous ses croisées, assis sur un banc à sa porte; je voyais ses fenêtres éclairées, j'entendais le bruit de son piano; parfois je l'apercevais comme une ombre derrière ses rideaux entr'ouverts.“¹⁶⁾

Wilde Verzweiflung erfaßt ihn, er fühlt sein Herz bluten von einer Liebe, die er vergebens zu unterdrücken sucht. Wie

¹⁵⁾ Vgl. auch *Confession*, *Œuvres* t. VIII p. 275.

¹⁶⁾ *Œuvres* t. VIII p. 78.

er diese Leute haßt, die sich über sein Leid lustig machen, indem sie ihn an seine glücklichen Tage erinnern! Er ist dieser Welt müde, er kann nicht ohne seine Geliebte leben und will es nicht. Warum sollte er kein Ende machen mit diesem elenden Leben! Und er erhebt den Dolch, er setzt ihn an die Brust, ein einziger Schritt bleibt zu tun. Er tut ihn nicht. Es gibt etwas, was ihn hindert, und was ihm den Stahl aus der Hand nimmt. Eine sanfte Erinnerung lebt in seiner Seele. Die Gesänge Lamartines klingen darin nach. Wenn es erlaubt ist, sich in diesem Falle auf die *Confession* zurückzubeziehen, so erinnert er sich an das „Crucifix“,¹⁷⁾ an das kleine Kreuz von Ebenholz, welches er zwischen den weißen Brüsten Brigittens bemerkt hatte.¹⁸⁾ Lamartine hatte dasselbe Leiden wie er erduldet. Auch er war während der Nacht quer durch Paris gelaufen ohne ein anderes Ziel, als die Fenster seiner Geliebten zu betrachten; auch er war allein geblieben in dieser Welt, da ihm der Tod die genommen, die ihm vor allem teuer war. Zwischen ihm und seiner Elvire gab es niemals Streit, nicht Eifersucht noch Vorwürfe. Deshalb fragt ihn Musset:

Comprends-tu que l'on parte et qu'on se dise adieu?

Comprends-tu que ce mot la main puisse l'écrire,

Et le cœur le signer, et les lèvres le dire,

Les lèvres, qu'un baiser vient d'unir devant Dieu?

Dann folgt ein wunderbarer Hymnus, der die Tiefe des Gefühls enthüllt, das diese wahre und einzige Liebe des Dichters durchdrang. Es ist ein Lobgesang auf eine Liebe, die immer keusch und rein blieb trotz des Sinnengenusses, weil sie eine Verbindung zweier kongenialer Menschen war, die nicht nur körperlich, sondern auch seelisch ineinander aufgingen. So war die Liebe Lamartines, so war die Liebe Mussets. Offenbar um die Tatsachen zu verschleiern, oder um die poetische Wirkung zu steigern, sagt Musset, daß dieses Band 10 Jahre sie verbunden habe, während in Wahrheit diese Verbindung mit George Sand erst im Jahre 1833 stattfand. Im Jahre 1835 trennten sich die beiden Liebenden definitiv, alle beide erschreckt, daß ihr Glück schon vorüber war.

Nachdem der Dichter so sein persönliches Unglück geschildert hat — mit andern Worten die Enttäuschung, die ihm seine Liebesleidenschaft brachte —, betrachtet er die menschliche Seele im allgemeinen; aber er betrachtet sie in seiner düsteren und traurigen Weise, die seinem Pessimismus entspringt.

Für ihn sind Sterben und Tod nicht das Ende der Qualen der Seele, sie sind der Mittelpunkt davon. Jeden Tag erneuert sich das Elend der Welt. Kaum hat ein Spalt in den Wolken dem

¹⁷⁾ 22. *Meditation* der *Nouvelles Méditations*. Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 397.

¹⁸⁾ Vgl. *Œuvres* t. VIII p. 372.

Auge die Sonne gezeigt, als ein schwerer Nebel sie wieder verschleiert. Er strebt, er jauchzt, er hängt an einer kleinen Freude, einen Tag genießt er sein Glück, dann kommt die Nacht und nimmt ihm alles, was ihn vor wenigen Stunden noch entzückte. Die Verzweiflung bemächtigt sich seiner, vielleicht erhebt er sich auch wieder, um sich von neuem zu freudigem Schaffen und Genießen emporzuringen und schließlich in gleicher Weise zu enden. Das ist das „mourir plus d'une fois“. Und das Resultat dieser dauernden Unterdrückung? — Der Mensch strebt nicht mehr nach dem Besitz eines Wertes, er begnügt sich, ihn zu begehren. Er hört auf zu hoffen, da er überzeugt ist, daß er nie zu seinem Ziele gelangt, oder daß er den Preis seines Strebens in dem Augenblicke verlieren wird, wo er ihn empfängt. Stündlich ändert er seine Meinung. Er schließt sich der Partei irgend jemandes an, ohne sich über seinen Schritt Rechenschaft geben zu können. Jeden Anspruch, in dieser Welt oder in jener glücklich zu sein, hat er begraben, eine ungeheure Leere umgibt ihn, alles, was ihm schön und heilig erschien, ist ausgelöscht und verschwunden. Das ist es, was der Dichter kurz in den Vers zusammenfaßt:

Quel tombeau que le cœur, et quelle solitude!

Nach Musset hat der Mensch die Neigung, sein Leben zu vergeuden, eine Tendenz, der der Dichter selbst nicht immer widerstehen konnte. In diesem Zustand der Trägheit verliert der Mensch die ganze treibende Gewalt seines Lebens. Die Vorstellungen von Begehren, Furcht, Zorn, Unruhe, Langeweile, die die Kraft hätten ihn vorwärts zu bringen, sind ihm ganz entfernte Phantome geworden. Der Ruin von Körper und Seele ist die Folge dieses Zustandes. Um den Tod und um das, was nach dem Tode kommt, sorgt er sich nicht. Ein schwaches und gebrechliches Wesen, das er ist, verursacht ihm jeder Kummer eine unsagbare Pein, die ihm die Qualen des Todes vorempfinden läßt. „*Marchant à la mort, il meurt à chaque pas*“, sagt der Dichter.

Wenn ein Mensch, der uns teuer ist, diese Welt verläßt, so sterben wir, wenn wir in einer Hoffnung getäuscht sind, so sterben wir, nichts ist beständig. Man muß eben vergessen, und vergessen ist sterben. Nein, es ist mehr als sterben, es ist „sich selbst überleben.“ Und Musset spielt auf sein eignes Leiden an, auf die Schmerzen seiner Liebe, indem er sagt, daß „die Seele zum Himmel aufsteigt, wenn man verliert, was man liebt.“ Was hier unten bleibt, ist ein Körper, erfüllt von Traurigkeit und Verzweiflung, der die Last seines Lebens mit Mühe trägt, um am Ende in das Nichts zu sinken.

Die folgenden Verse bilden den Übergang zu dem letzten Teil des Werkes. Der Dichter beginnt die menschliche Natur in weniger düsteren Farben anzusehen. Er läßt die Frage offen,

ob die Seele von Natur gut oder schlecht sei, aber er sucht den Grund des menschlichen Wesens zu erkennen und findet, daß das Seufzen die wahre Natur des Menschen darstellt. Lamartine ist ihm dafür die Verkörperung. Er vor allem weiß, was es heißt Mensch zu sein. Das süßeste Glück und die tiefsten Schmerzen hat er erfahren und daraus seine Lieder gemacht. Aber hat er jemals an der Weisheit und Güte Gottes gezweifelt, als ihn das Unglück auf die Probe stellte? Nie, Lamartine war treu seinem Glauben, der ihn leiden lehrte ohne die Hoffnung aufzugeben, daß ihm in einem künftigen Leben das Übel vergolten würde, das er im Diesseits gelitten. Die Vorsehung war ihm erhaben über alles. Die *Méditations poétiques* drückten am besten aus, daß Lamartine seine Wurzel in der Religion hatte, und mußte nicht Musset, der diese Sammlung von Gedichten wie wenige andere schätzte, besonders diesen Charakterzug Lamartines verehren, als das Unglück ihn wie diesen auf die Probe stellte! Das drängt ihn, sich zu demselben Gott zu bekennen wie sein großer Landsmann. Er fragt nicht nach seinem Namen: „*Quel qu'il soit, c'est le mien; il n'est pas deux croyances*“, ruft er in der *Lettre* aus.

Während der Nacht hat der Dichter den Himmel betrachtet, Tausende von Welten sind vor seinen Augen aufgeblitzt und haben ihm die Überzeugung wachgerufen, daß dieser unendliche Raum seinen Schöpfer haben muß, und daß dieser der einzige Herr jener unendlichen Welten ist. Auch noch auf einem anderen Wege ist er zu Gott gekommen, durch einen Blick in seine Seele. In seiner Jugend, d. h. in diesem Falle vor drei Jahren, hatte auch er einen Frühling der Liebe gesehen, hatte auch er versucht glücklich zu sein¹⁹⁾ und zu lieben, aber er wurde bitter enttäuscht. Diese selbe Erde, wo er sich der Wonne hingeben wollte, trank wie ein gieriges Tier das Blut seines Herzens. Wie viel Liebe hatte er gesät, hatte er etwas anderes als Leiden geerntet?

Und dennoch hat der Himmel auf dieser Erde eine Frucht für ihn reifen lassen: das Gefühl von der Existenz Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, das in seiner Brust schlief, ist erwacht, denn die Engel der Schmerzen haben in seine Seele einen Gesang gegraben, der ihn die Augen gen Himmel richten ließ, und der in dem Verse gipfelt:

„*Ton âme est immortelle, et tes pleurs vont tarir.*“

Literarische Studie.

Um 1830 gab es zwei Salons, wo sich die Hauptvertreter der Romantik versammelten, den von Viktor Hugo und den von Charles Nodier. Die eine der Abendgesellschaften nannte

¹⁹⁾ *Nuit d'octobre, Œuvres t. II p. 163.*

man *Cénacle*, die andere *Arsenal*, nach dem Wohnort Nodiers. Alfred de Musset zählte kaum 18 Jahre, als ihn sein Freund Paul Foucher bei Viktor Hugo einführte, und fast zu derselben Zeit erschien er im Arsenal. Es kann nicht meine Aufgabe sein, mich über die Beziehungen Alfred de Mussets zu der Familie Nodier zu verbreiten. Ich will auch nicht von der Neigung sprechen, welche den Dichter zu der Tochter des Hauses zog und sie zu ihm. Wenn man sich die glänzende literarische Gesellschaft vorstellen will, welche sich bei Nodier versammelte, so muß man Mussets ausgezeichnete Verse der *Réponse à Nodier* lesen.

Man findet dort alle die Genies der *grande boutique romantique*, die soeben die Regeln der Klassiker gebrochen hatten. Viktor Hugo ist an der Spitze. Aber einer der wichtigsten findet sich dort nicht, das ist *Alphonse de Lamartine*. Es ist wahr, daß Lamartine sich außerhalb der neuen Schule zu halten liebte, obgleich der Erfolg der *Méditations poétiques* den Verfasser zum Führer der literarischen Bewegung hätte machen können. Doch war er der Freund Nodiers²⁰⁾, und Musset würde sicher seiner gedacht haben, wenn er im Jahre 1843 nicht guten Grund gehabt hätte, ihn *nicht* aufzuführen. Die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern werden es uns verstehen lehren. Es war also im Jahre 1828, als der junge Alfred de Musset sein Talent als Tänzer zum erstenmal im Salon Nodiers zeigte, wo man nicht weniger gut zu tanzen als zu reimen wußte.²¹⁾ Er war noch kein Dichter, aber er hatte seine ersten poetischen Versuche gemacht,²²⁾ und die Genies des Arsens hatten sie gut aufgenommen. Damals schon machte er die flüchtige Bekanntschaft Lamartines, der in jener Zeit wie wenige Dichter gefeiert wurde, denn den Meditationen waren die „*Nouvelles Méditations*“, „*La Mort de Socrate*“, „*Le chant du sacré*“ etc. gefolgt. Konnte nun Lamartine, der große Dichter, von seiner Höhe den Knaben bemerken, der stumm und bescheiden auf jedes Wort lauschte, das er sprach? Doch, Lamartine gewahrte wie jedermann die hohe Gestalt und das edle Gesicht des jungen Mannes, der einer der schönsten von Paris war. Er erzählt uns den Eindruck, den er von ihm hatte, in seinem „*Cours familier de littérature* von 1857, indem er sagt:

Nous l'aperçûmes à cette époque une ou deux fois nonchalamment étendu dans l'ombre, le coude sur un coussin, la tête sup-

²⁰⁾ Vgl. Lamartine, *Cours fam. de litt.* t. III p. 439 und *Œuvres compl.* t. III p. 158.

²¹⁾ Vgl. Alex. Dumas, *Mémoires cinquième série*, p. 116—130. *deux heures étaient invariablement consacrées — de huit à dix heures — à la causerie, de dix heures à une heure du matin on dansait . . .* Vgl. auch Werner, *Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets*, p. 131.

²²⁾ Das erste Gedicht Alfred de Mussets, betitelt „*Un Rêve*“, wurde am 31. Aug. 1828 im „*Provincial*“ zu Dijon veröffentlicht.

portée par sa main sur un divan du salon obscur de Nodier. C'était un beau jeune homme aux cheveux huilés et flottants sur le cou, le visage régulièrement encadré dans un ovale un peu allongé et déjà aussi un peu pâli par les insomnies de la muse. Un front distrait plutôt que pensif, des yeux rêveurs plutôt qu'éclatants (deux étoiles plutôt que deux flammes), une bouche très-fine, indécise entre le sourire et la tristesse, une taille élevée et souple qui semblait porter, en fléchissant déjà le poids encore si léger de sa jeunesse; un silence modeste et habituel au milieu du tumulte confus d'une société jaseuse de femmes et de poètes complétaient sa figure.⁽²³⁾

Die Jahre vergingen. Lamartine veröffentlichte seine *Harmonies religieuses*, die Alfred de Vigny zu Tränen rührten⁽²⁴⁾ und Musset den Ausruf entlockten: „*Tout cela ne vaut pas Faublas*.“⁽²⁵⁾

Dann begann der Verfasser der *Méditations* und der *Harmonies* sich mit Politik zu beschäftigen. Er verfaßte seine erste derartige Schrift⁽²⁶⁾ und machte seine Reise nach dem Orient. Die Verse Victor Hugos, de Vignys, der beiden Deschamps waren seine Lektüre,⁽²⁷⁾ aber er hatte weder Zeit noch Lust, einige Zeilen von dem jungen Mann zu lesen, der ihn bei Nodier so ehrfurchtsvoll betrachtet hatte. Was hatte sich seit dieser Zeit zugetragen? Alfred de Musset war Dichter geworden, er war berühmt. Dennoch hatte er immer seine Zuneigung für Alphonse de Lamartine bewahrt, denn man darf auf keinen Fall diese Kritik der Harmonien ernst nehmen, welche nur ein in der Unterhaltung entschlüpfter Scherz war.

Aber es gibt noch einen schwereren Irrtum. Überall, wo man von *La coupe et les lèvres* spricht, ausgenommen bei Sainte-Beuve, begegnet man dem Vorwurf, daß Musset eine Anklage gegen Lamartine geschleudert habe in den Versen:

*Moi, je hais les pleurards, les rêveurs à nacelles,
Les amants de la nuit, des lacs, des cascates.*

⁽²³⁾ *Cours fam. de litt. Entretien 18. t. III p. 440/41.*

⁽²⁴⁾ Alfred de Vigny schreibt in seinem *Journal d'un poète* von 1832: *Je n'ai jamais lu deux Harmonies ou Méditations de Lamartine sans sentir des larmes dans mes yeux. Quand je lis tout haut, les larmes coulent sur ma joue. — Heureux quand je vois d'autres yeux plus humides encore que les miens! Larmes saintes! larmes bien heureuses d'adoration, d'admiration et d'amour. Œuvres t. VIII p. 66.*

⁽²⁵⁾ Der berühmte Roman der „*Amours du chevalier de Faublas*“ par Louvey de Couvray erschien in 19 Teilen von 1787 bis 1790. Die schlechten Sitten des 18. Jahrh. bilden den Hintergrund der Dichtung, deren Held Faublas ist. Dieser ist ein hübscher Bursche von 16 Jahren, geistreich, galant, kühn, liebt aber drei Frauen zu gleicher Zeit. Schier endlos ist die Zahl der daraus entstehenden Verwicklungen, bis schließlich alles gut endet durch die Heirat Faublas' mit einem jungen Mädchen, das die Vertreterin der reinen und keuschen Liebe ist.

⁽²⁶⁾ *La politique rationnelle* vom Jahre 1831.

⁽²⁷⁾ Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien 19 t. IV p. 61/62.*

Ich glaube, man tut unrecht ihn zu tadeln. Man hat die Verse aus ihrem Zusammenhang gerissen. Wenn man weiter gelesen hätte, so würde man gesehen haben, daß der Dichter fortfährt:

*Cette engeance sans nom, qui ne peut faire un pas,
Sans s'inonder de vers, de pleurs et d'agendas.
La nature, sans doute, est comme on veut la prendre,
Mais eux, certainement, je ne les comprends pas.*²⁸⁾

Nicht Lamartine greift er an, sondern die „engeance sans nom“, die schlechten Nachahmer. Die *Méditations poétiques* riefen, wie jedes erfolgreiche Buch, zahlreiche Plagiate hervor, die nichts mit Lamartine gemein hatten, es sei denn das, was von ihm gestohlen war.

Lamartines Poesie war Musset heilig. Mit stets wachsender Begeisterung las er immer wieder die *Méditations poétiques*, und diese Lektüre machte ihm solche Freude, daß er beschloß, eine Epistel an den Dichter zu richten, dem er so hohen Genuß verdankte. So schrieb er die wunderbaren Alexandriner, die in der Tat zu dem schönsten gehören, was er geschaffen hat. Als sein Bruder die Biographie des Dichters verfaßte, hatte er ein Recht zu sagen: *Je renoncerais à écrire la vie de mon frère, s'il m'était interdit de jeter un peu de lumière sur les plus belles pages de ses poésies, où je retrouve à chaque mot les plus purs battements de son coeur.*²⁹⁾

Ja, man hört das Schlagen seines Herzens. Jede Zeile atmet Leben, man sieht in die innerste Seele des Dichters, man sieht seine Freuden und seine Leiden, seine Verzweiflung und seine Hoffnung, und zum ersten Male durchbricht er seine religiösen Zweifel, indem er an die Unsterblichkeit der Seele glaubt.

Als das Gedicht in der *Revue des deux mondes* erschien, wo der Dichter schon zwei seiner reifsten Werke, die *Nuit de mai* und die *Nuit de décembre* veröffentlicht hatte, war ganz Paris entzückt. Lamartine allein entschuldigt sich, nichts von alledem gemerkt zu haben,³⁰⁾ er, an den die Lettre gerichtet war. Ist das möglich? Man würde es nicht glauben, selbst wenn wir keine gegenteiligen Beweise hätten. Lamartine sagt richtig, daß er damals oft gereist sei, aber zu der Zeit, wo die Epistel erschien, war er in Paris. Die Briefe vom Januar bis Juni (1836) beweisen, daß er während der ersten Hälfte des Jahres dort weilte. Eine andere Entschuldigung Lamartines ist nicht weniger zu bestreiten. Er verteidigt sich damit, daß er politisch stark beschäftigt gewesen sei, jedoch widerspricht dem der Briefwechsel jener Tage. Ich betrachte einen Brief an seinen Freund, den Grafen von Fontenay, französischer Gesandter in Stuttgart, und finde folgende Stelle:

²⁸⁾ *Œuvres* t. I p. 243.

²⁹⁾ *Biographie*, p. 169.

³⁰⁾ *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 61.

„..... *En politique nous ne faisons rien et nous n'avons rien à faire, tout va tout seul et merveilleusement bien.*“³¹⁾

Und einige Tage vorher schreibt er:

..... *Je m'ennuie de cette Chambre où tous les partis font honte et se prostituent à qui mieux mieux. Tous mes amis sont déjà partis. Je suis seul sur mon banc.*³²⁾

In der 18. Unterhaltung des „*Cours familier de littérature*“ erzählt Lamartine, daß er nach diesem Abend im Arsenal Alfred de Musset nicht begegnet sei bis zu dessen Aufnahme in die Akademie im Jahre 1852, aber wir wissen durch den Bruder des Dichters, daß selbst nach der Komposition der *Lettre* noch Beziehungen zwischen ihm und Lamartine bestanden. Was die Innigkeit dieses Verhältnisses betrifft, so dürfen wir wohl Léon Séché beistimmen, welcher sagt:

„*Que ces rapports aient été plus ou moins espacés et n'aient eu aucun caractère intime, cela n'aurait rien d'étonnant, étant donné que Lamartine avait vingt ans de plus que l'auteur de R o l l a ; mais il est certain, qu'ils se connaissaient pour s'être rencontrés à l'Arsenal d'abord, chez Victor Hugo ensuite, et même un peu plus tard dans le propre salon du poète des H a r m o n i e s , précisément à l'occasion de la L e t t r e , objet de toute cette glose.*“³³⁾

Und es geschah in Lamartines eigenem Hause, daß dieser dem Dichter der *Lettre* das Versprechen gab, auf das geniale Werk antworten zu wollen. Aber er vergaß die Epistel, den Dichter und auch die Antwort.

Alfred de Musset grämte sich tief, als er sah, daß die Verse, die er mit seinem Herzblut geschrieben hatte, kein Echo fanden; aber er erboste sich nicht, er blieb immer der bescheidene junge Mann trotz seiner Erfolge. Immer hegte er dieselbe Verehrung für Lamartine, sei es, daß er seine Verse las, sei es, daß er das Pastel der Poesie von Carlo Dolce betrachtete, das er wegen der Ähnlichkeit mit den Zügen Lamartines gekauft hatte. Er liebte seinen Lamartine, obgleich dieser niemals völlig den Eindruck überwand, den er durch die Ballade an den Mond und die leichten Schöpfungen der ersten Sammlung von vornherein von der Dichtung Mussets gewonnen hatte. Wenn man sieht, daß Lamartine im Begriff war seine Harmonien zu veröffentlichen, als Musset in die Literatur eintrat, so wird man verstehen können, daß er nicht von einem Werke angezogen wurde, dessen Poesie gänzlich verschieden war von der seinigen. Wenn man aber sagen muß, daß ein Lamartine nicht von den *Nuits*, von der *Lettre* etc. ergriffen wurde, so kann man im günstigsten Falle den Kopf schütteln. Im Jahre 1857 erzählte Lamartine eine lange Geschichte, daß er ein einziges Mal ein Gedicht von Alfred de Musset zu Ende

³¹⁾ *Corresp.* t. V p. 142, Brief vom 22. März 1836.

³²⁾ *Corresp.* t. V p. 139, Brief vom 18. März 1836.

³³⁾ Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 267.

gelesen hätte, weil es politisch gewesen wäre, und weil er selbst eine patriotische Ode über denselben Gegenstand gesungen hätte. Er sagt, daß er durch diese Lektüre außerordentlich abgestoßen worden wäre. Jenes Lied Mussets war „*Le Rhin allemand*“, der auf das Lied von Becker antwortete: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein“. Lamartine schrieb als Antwort auf die Strophen des Deutschen die „*Marseillaise de la paix*“. „*Quelques années après*“ . . . fährt Lamartine fort, „*un petit berger qui me cherchait dans les bois, pour m'apporter le courrier de Paris, me remit dans la main un numéro de Revue littéraire. Ce numéro contenait l'épître de Musset à Lamartine. Je la lus non-seulement avec ravissement, mais avec tendresse; je pris un crayon dans ma poche, j'écrivis, sans quitter l'ombre du chêne, les premiers vers de la réponse que je comptais adresser à cet aimable et sensible interlocuteur.*“³⁴⁾

Die Verwirrung ist vollständig, wenn man sich folgender Tatsachen erinnert. Die *Lettre à Lamartine* wurde im Jahre 1836 geschrieben, *Le Rhin allemand* ist von 1841, und die Verse Lamartines an Musset sind vom Jahre 1840.

Natürlich gibt es verschiedene Möglichkeiten, diesen Irrtum zu berichtigen. Ich glaube mich der Wahrheit zu nähern, wenn ich vermute, daß Lamartine schon im Jahre 1836 eine Antwort begonnen hatte, daß er jedoch durch irgend welchen unvorhergesehenen Umstand an der Fortsetzung gehindert wurde. Er legte diese Verse in sein Schreibpult, um sie am nächsten Tage zu vollenden. Sie wurden aber vergessen. Fünf oder sechs Jahre später, als Lamartine den *Rhin allemand* von Alfred de Musset gelesen hatte, der ihm mißfiel, öffnete er eines Tages sein Pult und las den Anfang der Antwort. Da er indessen noch mißgestimmt war, durch den Verdruß dieser Lektüre, legte er sie beiseite und vollendete sie nie. Im Jahre 1850 veröffentlichte Lamartine dieses Fragment einer Meditation. Das scheint mir die einfachste Interpretation zu sein, denn man braucht nicht mit Séché anzunehmen, daß Lamartine den *Rhin allemand* mit irgend einer Kleinigkeit der *Contes d'Espagne et d'Italie* verwechselt habe.³⁵⁾ Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest, daß etwa 15 Jahre verflossen, ohne daß der Dichter der *Lettre* eine Antwort auf dieses prächtige Werk und dieses freimütige Bekenntnis erhalten hätte. Und welcher Art war die Antwort, als sie dann wirklich eintraf? Sie war unwürdig Lamartines ebenso wie Mussets. Er, der seine Seele vor seinem berühmten Landsmann ausgebreitet hatte, hatte weder Vorwürfe noch die Behandlung eines Kindes verdient. Der Sänger des Leidens (*chantre de la souffrance*) hatte den Dichter, der am meisten

³⁴⁾ Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 66.

³⁵⁾ Vgl. Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 266.

litt, überhaupt nicht verstanden. Natürlich war Alfred de Musset grausam enttäuscht, denn niemals hatte er erwartet, daß man sich an ihn und seine großen Schmerzen mit solchen Worten wenden könne:

*Enfant aux blonds cheveux, jeune homme au cœur de cire,
Dont la lèvre a le pli des larmes ou du rire,
Selon que la beauté qui règne sur tes yeux
Eut un regard hier sévère ou gracieux;
Poétique jouet de molle poésie,
Qui prends pour passion ta vague fantaisie,
Bulle d'air coloré dans une bulle d'eau
Que l'enfant fait jaillir du bout d'un chalumeau,
Que la beauté rieuse avec sa folle haleine
Élève vers le ciel, y suspend, y promène,
Pour y voir un moment son image flotter,
Et qui, lorsqu'en vapeur elle vient d'éclater,
Ne sait pas si cette eau, dont elle est arrosée,
Est le sang de ton cœur ou l'eau de la rosée.³⁶⁾*

Und weiter unten die Stelle, die selbst einen Menschen beleidigen mußte, der weniger von dem heiligen Berufe des Dichters überzeugt war, als Musset:

*Honte à qui croit ainsi jouer avec sa lyre,
La vie est un mystère, et non pas un délire.³⁷⁾*

Im Grunde des Herzens verwundet und voll Bitterkeit, schreibt Musset einige Zeit später im *Sonnet au lecteur* den Vers:

„Lamartine vieilli, qui me traite en enfant“

und fährt in der ersten Version des Gedichtes mit den Strophen fort, die Léon Séché mitteilt:

*„Honte à qui croit, dit-il, jouer avec sa lyre!
Honte, dis-je, à qui joue en toute occasion
Avec sa conscience et son opinion!“*

*J'ai fait mon chant du sacre et n'ai plus rien à dire.
S'il faut changer d'avis, s'il faut rayer un nom,
J'aime encor mieux flotter de Ninette à Ninon.³⁸⁾*

Verglichen mit dieser Version, ist die Stelle des gedruckten Sonetts sehr abgeschwächt, und die persönliche Satire gegen Lamartine ist ganz verblaßt. Das ist nicht schwer zu begreifen. Musset bereute am Morgen die Verse, die er am Abend gegen seinen Lieblingsdichter geschrieben hatte.

Doch auch Lamartine erinnerte sich noch einmal vor 1857 an den, welcher die *Lettre à Lamartine* geschrieben hatte. Als Alfred de Musset sich im Jahre 1850 um einen Sitz in der Akademie

³⁶⁾ Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 441.

³⁷⁾ *ibid.* p. 442.

³⁸⁾ Léon Séché, *Alfred de Musset*, t. I p. 266 n.

bewarb, war Lamartine einer von den wenigen, die ihre Stimme für ihn abgaben.³⁹⁾ Die Wahl fand indessen erst im Jahre 1852 statt.

Seit dieser Zeit sahen sich die beiden Dichter öfters, allein sie wechselten nur wenige unbedeutende Worte. Lamartine bemerkte aber „*la même figure, mais allanguie par la souffrance et un peu assombrie par les années; elles comptent doubles pour les hommes de plaisir. Le trait marquant de cette physionomie alors était la bonté: on se sentait porté à l'aimer involontairement. S'il avait eu quelques défaillances de nerfs et non de cœur, elles n'avaient jamais fait tort qu'à lui-même. Il était innocent de tout ce qui diffame une vie; il n'avait pas besoin de pardon, il n'avait besoin que d'amitié; on aurait été heureux de la lui offrir. Voilà le sentiment que sa physionomie inspirait.*“⁴⁰⁾

Hätte doch der Dichter der *Méditations* ihm diese Freundschaft angeboten, die er mehr brauchte als Verzeihung. Musset verlangte ja kein großes Opfer! Kam er doch heiter und fröhlich nach Hause, als er einst Lamartine die Hand gedrückt hatte.⁴¹⁾ Leider hielt Lamartine diese Hand nicht fest, die Musset ihm entgegenstreckte. Als Lamartine im Jahre 1857 seinen *Cours familier de littérature* veröffentlichte, behandelte das Ende des dritten Bandes Alfred de Musset; aber der Autor war immer bei seinem ersten Eindruck stehen geblieben, obgleich er damals die *Lettre*, die *Stances à la Malibran* und einige andere Werke des Dichters gelesen hatte. Er tut dort seinem unglücklichen Zeitgenossen bitter Unrecht, indem er ihn auf das gleiche Niveau mit Saint-Evremond stellt, indem er ihm vorwirft, daß er sein Genie gemißbraucht habe, um sich zu bereichern, und indem er sich beklagt, daß Musset weder Religion noch Patriotismus gehabt habe. Das sind lauter Eindrücke, die aus den ersten Veröffentlichungen des Dichters stammen. Er hatte nicht gemerkt, daß der Musset, der aus Italien zurückkam, nicht derselbe war, der Frankreich im Jahre 1834 verließ, daß George Sand einen Mann aus dem Kinde gemacht hatte.⁴²⁾ Deshalb verteidigte Paul de Musset seinen Bruder, indem er an den Verfasser einen Brief schrieb, dessen Ton nicht weniger höflich als entschieden war. Lamartine sah bald, daß er ungerecht gegen Alfred de Musset gewesen war. Er widmete ihm eine andere *Entretien*, die den Tadel der vorhergehenden gut zu machen suchte. Man fühlt, daß Lamartine endlich von dieser Poesie ergriffen wurde, weil

³⁹⁾ Außer Lamartine nennt Léon Séché nur 4 Namen: Victor Hugo, Alfred de Vigny, Empis und Victor Cousin. (*Alfr. de Musset* t. I p. 77 n.)

⁴⁰⁾ Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 18 t. III p. 441.

⁴¹⁾ Brief Paul de Mussets an Lamartine, veröffentlicht von Madame Marbellet in ihren *Souvenirs*; nach Séché.

⁴²⁾ Brief Mussets an George Sand vom 30. April 1834. *Corresp.* (Decori) p. 65. *Corresp.* (Séché) p. 57. Vgl. auch *Corresp.* (Decori) p. 168.

er sie zum erstenmal ohne das Vorurteil gelesen hatte, daß es nur Spielereien wären. Derselbe Dichter, der soeben die Poesie der Sinne getadelt hatte, fand plötzlich, daß diese Poesie eine Dichtung des Herzens sei und hatte nicht Worte genug, um die tiefen Eindrücke wiederzugeben, die er davon empfangen hatte. Voll Zerknirschung ruft er aus:

„Ah, que je me reproche cruellement aujourd'hui de n'avoir pas connu le cœur d'où coulaient de pareils vers, moi vivant! je ne les lis qu'aujourd'hui, et le cœur d'où ils ont coulé ne bat plus. Il est trop tard pour l'aimer. Mais il n'est pas trop tard pour s'extasier de regret et d'admiration devant ces chefs-d'œuvre.“⁴³⁾

Und weiter unten bittet er ihn um Verzeihung für das Unrecht, das er ihm zugefügt hat:

„O Musset! pardonne-moi du sein de ton Élysée actuel! Je ne t'avais pas lu alors. Ah! si je t'avais lu, je t'aurais adressé la parole, je t'aurais touché la main, je t'aurais demandé ton amitié, je me serais attaché à toi par cette chaîne sympathique qui relie entre elles les sensibilités isolées et malades, pour lesquelles la température d'ici-bas est trop froide, et qui ne peuvent vivre que de l'air tiède de l'idéal, de la poésie et de l'amour, cette poésie du cœur!“⁴⁴⁾

Leider kam dies Bedauern zu spät, denn der Tod hatte den hinweggerafft, dem es galt. Wieviel schöne Früchte hätte die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern zeitigen können, wenn Lamartine sogleich auf die Epistel geantwortet und sich dem Dichter genähert hätte, der ihm sein verwundetes Herz enthüllt und seine Hilfe gesucht hatte.

* * *

Lorsque le grand Byron

Am 25. April 1816 verließ Byron sein Vaterland für immer. In Italien hoffte er seine Qualen zu vergessen. Nachdem er das Schlachtfeld von Waterloo besucht und sich einige Zeit am Genfer See aufgehalten hatte, kam er im November in Venedig an. Sein ausschweifendes Leben in dieser Stadt schien ihn einem sicheren Untergang entgegenzutreiben. Damals war sein rettender Engel die Gräfin Guiccioli, die Tochter des Grafen Gamba von Ravenna. Im Alter von 17 Jahren verließ sie die klösterliche Erziehung und vermählte sich mit dem Grafen Guiccioli, einem zwar alten aber außerordentlich reichen Grundbesitzer. Im Herbst 1818, drei Tage nach ihrer Verheiratung, sah sie zum ersten Male flüchtig Lord Byron bei der Gräfin Abrizzi, die einen literarischen Salon unterhielt, und von der Byron sagte, daß sie die Frau von Staël Venedigs wäre.⁴⁵⁾ Diesmal machten sie jedoch noch keine Bekanntschaft. Das geschah erst im

⁴³⁾ Lamartine, *Cours fam. de litt. Entretien* 19 t. IV p. 54.

⁴⁴⁾ *ibid.* p. 75.

⁴⁵⁾ Brief an Th. Moore vom 24. Dez. 1816. *Letters and Journals*, t. IV p. 29.

folgenden Jahre in einer Gesellschaft bei der Gräfin Benzoni, die in Bezug auf die Literatur eine Rivalin der Gräfin Abrizzi war. Seit dem ersten Tage wurde Therese Guiccioli von einer Leidenschaft für Byron ergriffen, die fortan das wichtigste Ereignis ihres Lebens bleiben sollte, die einzige Triebfeder ihrer Handlungen.

Und welcher Zufall! Ihre erste Begegnung fand mit demselben Widerwillen ihrerseits statt, wie die von George Sand und Musset vierzehn Jahre später. Therese, die infolge der vielen Abendgesellschaften in Venedig sehr abgespannt war, hatte sich zu dieser Soirée nur ihres Gatten wegen begeben. Lord Byron wich seit langem jeder neuen Bekanntschaft aus, um alle Verbindungen zu vermeiden, die ihm Verpflichtungen auferlegten. Deshalb wollte er auch Theresa Guiccioli nicht vorgestellt sein. Als ihn jedoch die Gräfin Benzoni persönlich darum bat, gab er aus Höflichkeit nach.

Die junge Italienerin bewunderte besonders sein bleiches, edles und schönes Gesicht, den Klang seiner Stimme — Byron sprach sehr gut italienisch und rühmt sich dessen oft —, sein feines Benehmen und die tausend kleinen Züge, die alle Welt entzückten, und die ihn allen Menschen überlegen machten, welche sie bis dahin kennen gelernt hatte.

Lord Byron war entzückt von ihrer Jugend und ihrer Schönheit, denn sie hatte blaue Augen und blonde Haare, für eine Italienerin eine außerordentliche Seltenheit. In der Literatur ihres Landes und der Frankreichs war sie wohl bewandert, und in dieser Hinsicht hat sie großen Einfluß auf ihren Geliebten ausgeübt. Doch was ihn am meisten entzückte, war das Feuer ihrer Liebe, die ihre erste war. Leider war Byron zu oft enttäuscht worden, um das Gefühl ebenso rein und tief zu erwidern, aber seine Liebe zu ihr war aufrichtig. Man hat kein Recht, sie in Parallele zu setzen mit einer Neigung, die ihn zu Marianne Segati und Margarita Cogni zog, denn die Wirkung auf den Menschen wie auf den Dichter war eine ganz andere. Theresa selbst führte von nun an eine Art Doppelehe, lebte aber weniger mit ihrem Gatten als mit Byron, der seit Anfang 1820 sogar in dem Palast des Grafen Guiccioli wohnte. Allmählich wurde ihr aber das Verhältnis zu ihrem Gatten unleidlich. Sie fürchtete außerdem für das Leben ihres Geliebten und wünschte sehnlichst eine Trennung von dem Grafen. Erst im Sommer erlangte sie die Einwilligung des Papstes unter der Bedingung, daß sie in Zukunft bei ihrem Vater lebe, wenn sie nicht in ein Kloster eingeschlossen werden wollte. Sie blieb daher zunächst auf einer Besitzung ihres Vaters in der Nähe von Ravenna, wo Byron sie mehrmals im Monat besuchte, kehrte aber nach einiger Zeit in das Haus ihres Vaters in Ravenna zurück. Fast alle Abende verbrachte Byron bei ihr;

man las, musizierte und sang und Alfred de Musset hatte zweifellos einen dieser Abende im Sinne, als er die Verse schrieb:

*Comme il était assis aux pieds de sa maîtresse,
Pâle, et déjà tourné du côté de la Grèce,
Celle qu'il appelait alors sa Guiccioli
Ouvrit un soir un livre où l'on parlait de lui.*

Das Buch, wo man von ihm sprach, waren die *Méditations poétiques* und zwar im 2. Gedicht, betitelt „L'homme“.

Aber was bedeutet der Vers:

Pâle, et déjà tourné du côté de la Grèce?

Das unglückliche Ende der Bewegung der Carbonari, die sich zur Befreiung Italiens vom Joche der Österreicher vereinigt hatten, ist genügend bekannt. Der englische Dichter war einer der Führer. In den Briefen dieser Zeit zeigt er einen glühenden Haß gegen „die Hunnen“,⁴⁶⁾ die die ganze Bewegung unterdrückten, bevor sie eigentlich begonnen hatte. Der Plan der Italiener war gescheitert. Das alte Régime wurde wieder hergestellt. Byron, der Heldenruhm oder Heldentod im Kampfe für die Freiheit zu finden gehofft hatte, war entmutigt.

Seit einiger Zeit hatte er sich lebhaft für den griechischen Freiheitskampf interessiert, der im März 1821 durch die Proklamation Alexander Hypsilantes' ausgebrochen war.⁴⁷⁾ Byron selbst erwähnt den Aufstand der Griechen zum erstenmal in einem Brief an Thomas Moore vom 4. Juni 1821, aber ohne in ihre Angelegenheiten einzutreten. Er schreibt:

„... *The Greeks! what think you? They are my old acquaintances — but what to think I know not. Let us hope howsoever.*“

Es ist richtig, wir hören hier noch nichts von einem Plan, an der Erhebung der Griechen teilnehmen zu wollen, aber es ist wohl glaublich, daß er die Frage mit dem Bruder seiner Geliebten, dem jungen Pietro Gamba, besprach, der sich mit glühendem Eifer dem Freiheitsgedanken hingeegeben hatte. Die Absicht, sich nach Griechenland einzuschiffen, spricht Byron zuerst einige Monate später in einem Brief an Thomas Moore aus:

„*It is awful work, this love*“, sagt er, „*and prevents all a man's projects of good or glory. I wanted to go to Greece lately (as everything seems up here) with her brother, who is a very fine, brave fellow (I have seen him put to the proof), and wild about liberty. But the tears of a woman who has left her husband for a man, and the weakness of one's own heart, are paramount to these projects, and I can hardly indulge them.*...“⁴⁸⁾

Der Brief ist vom 19. September 1821, der vorhergehende war vom 4. Juni. Zwischen diesen beiden Daten wurden die Häupter der Bewegung der Carbonari verbannt, unter ihnen die

⁴⁶⁾ Die Österreicher.

⁴⁷⁾ *Letters and Journals*, vol. V p. 306 Anm.

⁴⁸⁾ *ibid.* vol. V p. 365. Brief vom 19. Sept. 1821.

Grafen Gamba (am 23. Juli 1821). Die Gräfin mußte ihrem Vater folgen.

Wenn wir nach dieser Auseinandersetzung ein Datum festzulegen versuchen, an welchem sich Alfred de Musset diese Lektüre des Lamartineschen Gedichtes vorgestellt haben könnte, so müssen wir einen Juni- oder Juliabend des Jahres 1821 annehmen. Anfang Juni interessiert sich Byron für die Griechen, Ende Juli verlassen die Grafen Gamba Ravenna. . . . Aber diese Annahme ist nicht ohne Widerspruch. Es gibt Briefe Byrons, welche uns glauben lassen, daß Byron das Gedicht Lamartines überhaupt nicht gekannt hat. Erst eine dritte Person machte ihn auf die Verse des jungen Franzosen aufmerksam; Byron maß jedoch der Sache wenig Wichtigkeit bei. Er sagt zu Moore:

„I have received a Parisian letter from W(edderburn) W(ebster). . . . He asks me, if I have heard of my "laureat" at Paris — somebody who has written "a most sanguinary Epître" against me; but whether in French, or Dutch, or what score, I know not, and he don't say, — except that (for my satisfaction) he says it is the best thing in the fellow's volume. If there is anything of the kindt hat I ought to know, you will doubtless tell me. I suppose it to be something of the usual sort; — he says, he don't remember the author's name.“⁴⁹⁾

Einige Wochen sind darüber hingegangen, ohne daß er des Gedichtes Erwähnung getan hätte. Plötzlich schreibt er an Moore: „Chantre d'enfer — by** that's "a speech "and I won't put up with it. A pretty title to give a man for doubting if there be any such place!“⁵⁰⁾

Byron bezieht sich auf eine Stelle der Ode „L'homme“, die gegen das Ende hin steht:

*Mais silence, ô ma lyre! Et toi, qui dans tes mains
Tiens le cœur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie:
C'est pour la vérité que Dieu fit le génie.
Jette un cri vers le ciel, ô chantre des enfers!
Le ciel même aux damnés enviera tes concerts.*

Die Anspielung Byrons in diesem Brief ist geeignet den Glauben zu erwecken, daß Byron in der Zwischenzeit von einem Brief zum anderen das Gedicht kennen gelernt hat, sei es, daß er es selbst gelesen, sei es, daß die Gräfin es ihm vorgelesen hat. Aber man muß sich doch vor einem solchen Schlusse hüten. Es ist wohl möglich, daß Byron auf einem Umweg zu diesem Zitat gelangt ist, etwa durch einen anderen Brief Wedderburn Websters. Wenn er das Gedicht gelesen hat, so möchte man eher vermuten, daß es im Sommer 1822 gewesen ist, da wir einen Bericht Medwins haben, der besagt, daß Byron die *Méditations*

⁴⁹⁾ *Letters and Journals* vol. V p. 34. Brief vom 1. Juni 1820.

⁵⁰⁾ *ibid.* vol. V p. 51. Brief vom 13. Juli 1820.

poétiques zuerst in Pisa gesehen habe.⁵¹⁾ Obwohl nun die Memoiren Medwins keineswegs immer authentisch sind, so haben wir doch keine literarischen Quellen, die diesen Bericht korrigierten. Ich bin mir natürlich wohl bewußt, daß das Ganze poetische Fiktion ist, und daß Musset nicht im entferntesten an eine chronologische Genauigkeit gedacht hat; aber es ist interessant zu sehen, wie nahe in diesem Fall die Phantasie des Dichters an die Wirklichkeit heranrückt.

* * *

Ouvrit un soir un livre

Dieses Buch wurde schon mehrfach erwähnt. Es waren die *Méditations poétiques*, die im Jahre 1820 veröffentlicht wurden. Der junge Autor, der sich Alphonse de Lamartine nannte, hatte sich an Lord Byron in der zweiten Meditation, „*L'homme*“ gewandt. Musset bewunderte den Freimut Lamartines, der es gewagt hatte, „diesen Stolz-Erhabenen anzureden und zu beklagen“.

Was war es nun eigentlich, was den gänzlich unbekannten jungen Mann dazu trieb, sich dem größten Dichter seiner Zeit durch eine Ode zu nähern?

Unter den Dichtern, welche die Poesie Lamartines beeinflußt haben, hat Byron am spätesten auf ihn gewirkt. Trotz des internationalen Erfolges von *Childe Harold's Pilgrimage* im Jahre 1812 war ihm der Name Byron noch lange Zeit nach dieser Veröffentlichung unbekannt.⁵²⁾

So entzog sich die Mehrzahl der *Méditations poétiques* dem Einfluß dieser Poesie. Und Lamartine hielt das für sein gutes Glück; denn er fürchtete „*que la puissance sauvage, pittoresque et souvent perverse de ce génie n'eût nécessairement entraîné sa jeune imagination hors de sa voie naturelle.*“⁵³⁾ Lamartine ist Byron niemals vorgestellt worden, aber er hatte ihn eines Abends an den Ufern des Genfer Sees gesehen, als er aus dem Schiffe stieg. Sein bleiches, phantastisches Gesicht erregte seine Aufmerksamkeit, obgleich die Dämmerung schon hereingebrochen war.

Die erste Bekanntschaft, die er mit den Werken des Engländer machte, begeisterte ihn außerordentlich. Im Sommer 1819 las er in irgend einer Genfer Zeitschrift einige Bruchstücke aus „*The Corsair*“, „*Lara*“ und „*Manfred*“ in Übersetzung.

⁵¹⁾ Thomas Medwin: *Journal of the Conversations of Lord Byron*.

⁵²⁾ Im Kommentar zur zweiten Meditation sagt Lamartine, daß er zum ersten Male von Lord Byron gehört habe durch einen seiner Freunde, der von England im Jahre 1819 zurückkam. Aber Lamartine täuscht sich. Ein Brief an Virieu vom 10. Oktbr. 1818 enthält folgende Worte: *Pourquoi ce Michelot, le plus commun des esprits routiniers du théâtre, a-t-il mis son nez pointu dans une chose comme Saül? C'est comme si je faisais juger Lord Byron par N....., qui s'amuse aux périodes.* *Corresp.* t. II p. 246.

⁵³⁾ Kommentar d. zweiten Meditat. *Œuvres* t. III p. 81.

Er schildert den tiefen Eindruck, den er davon hatte, selbst: „*Je devins ivre*“, sagt er, „*de cette poésie. J'avais enfin trouvé la fibre sensible d'un poète à l'unisson de mes voix intérieures. Je n'avais bu que quelques gouttes de cette poésie, mais c'était assez pour me faire comprendre un océan*“.⁵⁴⁾ Das waren seine Gefühle, als er im Alter von 30 Jahren seine berühmte Ode an den Fürsten der Geächteten richtete.⁵⁵⁾ Während der Ausführung vergaß er alles, was ihn umgab. Den ganzen Tag blieb er allein in seinem Zimmer, wollte weder essen noch irgend jemanden sehen. Er erzählt uns, daß er an einem Wintertage diese Meditation mit Bleistift auf den Knien fast in einem Atem geschrieben habe;⁵⁶⁾ aber Lamartine ist nicht immer genau in seinen Kommentaren, und sein Briefwechsel zeigt uns, daß er das Gedicht im September 1819 verfaßt hat. Lamartine hat niemals geglaubt, daß Byron seine Ode gelesen habe, da er dachte, daß Byron überhaupt nicht französisch verstände. Das war natürlich ein Irrtum. Byron hat ebenso wie die Gräfin Guiccioli sehr gut französisch gesprochen. Obgleich Lamartine den Dichter des Manfred bewunderte, begann er das Studium Byrons nicht unmittelbar nach der ersten Lektüre. Um 1823 entlehnt er ihm nur die Form der Stanzen für seinen *Mort de Socrate*,⁵⁷⁾ und erst geraume Zeit später beginnt er sich in seine Dichtungen zu vertiefen. Aber der Eindruck auf Lamartine ist bei weitem nicht dem zu vergleichen, den sie auf Alfred de Musset ausgeübt haben. Man muß die ersten Gedichte Mussets lesen und diese Ode, um den Unterschied zu sehen.

Der Inhalt der Epistel an Lord Byron ist nicht schwer zu verstehen. Der Dichter geht aus von dem Pessimismus Byrons und beginnt:

*Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange ou démon,
Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!*

Das war es, was Byron liebte. *Esprit mystérieux, ange ou démon, bon ou fatal génie*, das waren Ausdrücke die ihm gefallen mußten, außerordentlich gefallen. Wenn er das Gedicht gelesen hätte, so müßte es wunder nehmen, daß er nicht mehr Anspielungen macht als auf „*chantre d'enfer*“, denn das Gedicht fließt über von diesen starken Wendungen. Dem Pessimismus Byrons stellt Lamartine seinen Optimismus entgegen, der sich besonders in den Versen ausspricht:

⁵⁴⁾ *ibid.* p. 83.

⁵⁵⁾ Musset täuscht sich, wenn er sagt, er wäre 20 Jahre alt gewesen.

⁵⁶⁾ Kommentar d. zweiten Meditat. *Œuvres* t. III p. 83.

⁵⁷⁾ Vgl. Séché, *Lamartine* p. 155.

*Tout est bien, tout est bon, tout est grand à sa place;
Aux regards de celui qui fit l'immensité
L'insecte vaut un monde: ils ont autant coûté!*

Aber er weiß, daß das ein Gesetz ist, welches das Gerechtigkeitsgefühl des englischen Dichters empört, daß Byron zu viel gelitten hat, um leicht überzeugt zu werden. Deshalb erzählt er ihm sein eigenes Leiden und die Kämpfe seiner Seele, er erzählt ihm, daß auch er lange Zeit im Dunkeln gewandelt, daß es aber eines Tages in seiner Brust hell geworden sei, und daß er der himmlischen Stimme nachgegeben habe, um Gottes Ehre zu singen. Es folgt dieser Hymnus, und der Dichter bittet inständig seinen großen Zeitgenossen, Zweifel und Gotteslästerung den Söhnen der Nacht zu überlassen und Gott zu preisen wie er.

Was wird wohl der Eindruck der Ode auf Byron gewesen sein, falls er sie gelesen hat? — Ich glaube, er wird gelächelt haben über die Anstrengungen des jungen Franzosen, der ihn zu überzeugen suchte, daß diese Welt die bestmögliche sei. Aber man darf sich keineswegs über Lamartine lustig machen, man muß ihn unbedingt ernst nehmen. Er bedauerte, daß ein solches Genie — in seinen Augen „*la plus grande nature poétique des siècles modernes*“ — seine Zuneigung dem Wesen entzogen habe, das es ihm gegeben hatte. Das ist derselbe Grund, der ihn das Genie Mussets verkennen ließ, dessen Charakter der byronischste unter den Romantikern war.

* * *

La Muse que le ciel avait fiancée.....

.....

Musset liebt die Personifikation der Poesie. Die *Nuit de mai*, die *Nuit d'août* und die *Nuit de décembre* sind die schönsten Formen dieser Verkörperung. In der ersten *Nuit*, die im Wehen des Frühlings entstand, erscheint die Muse als die Verlobte des Dichters, in der zweiten wie eine Witwe in Tränen am Grabe ihres Kindes, und in der *Nuit d'octobre* ist sie Trösterin eines Unglücklichen, den lange eine tiefe Leidenschaft verzehrte.

Außer der zitierten Stelle enthält die *Lettre à Lamartine* noch ein zweites Beispiel. Auch dieses stellt die Poesie in der Geliebten des Dichters dar, in seiner Verlobten, die zuerst eine schüchterne Jungfrau ist, als Lamartine seine ersten Meditationen veröffentlicht, die ihm aber treu bleibt, und ihm die Stirn mit blühenden Verbenen⁵⁸⁾ krönt, als er der teure Ruhm Frankreichs geworden ist. In der Zeit, wo Musset seine *Nuits* schrieb, war

⁵⁸⁾ Foss, Wehrmann u. a. haben schon auf die Tatsache hingewiesen, daß Musset das Bild von der Verbene in Bezug auf die Poesie liebt. Hier finden wir sie in Blüte, die Stirne Lamartines krönend, während sie in der *Nuit d'août* verwelkt aus Mangel an Tränen des Dichters, die ihre Nahrung sind. Es ist auch an die Verse in *Silvia* zu erinnern: *Je sommeillais seulement à demi.*

diese Personifikation so lebendig in ihm, daß sie immer und immer wieder auftaucht. *La loie sur la presse*, die der *Nuit de décembre* vorausging und vom August 1835 stammt, enthält die Stelle: *ma muse, vierge encore*⁵⁹⁾, welche fast identisch ist mit der der *Lettre*: *la muse vierge craintive encore*. In den Stansen an die Malibran (Okt. 1836) spricht der Dichter von der *muse implacable*⁶⁰⁾ und in den Versen an *Sainte-Beuve* (Juni 1837) von der *muse offensée*.⁶¹⁾

* * *

Quel aigle, Ganymède.

Um den Unterschied auszudrücken, der damals zwischen dem jungen Dichter Alphonse de Lamartine und Byron bestand, den die Romantiker wie einen Gott verehrten, bezieht sich Musset auf die antike Tradition von Ganymed. Man erzählt, daß Ganymed, als er eines Tages seine Herden auf dem Berge Idla hütete, von Zeus, der sich ihm unter der Gestalt eines Adlers genähert hatte, in den Olymp entführt worden sei.

* * *

Lui le grand inspiré de la Mélancolie.

Sehr oft nimmt Musset in der *Lettre à Lamartine* einen Gedanken oder eine Redewendung Lamartines auf, besonders aus der zweiten Meditation. Diese Stelle spielt auf die nämliche Epistel an. Wenige Verse weiter oben, spricht Musset von den „wilden Konzerten“ (*sauvages concerts*) Byrons, welchen die Völker des ganzen bewaffneten Europa zitternd lauschten, und derselbe Ausdruck findet sich in den Versen der zweiten Meditation, die weiter oben zitiert wurden:

Qui que tu sois

Lamartine und Musset waren bezaubert durch die schwermütige Stimmung in der Poesie Byrons. Im Kommentar zu seiner Ode sagt Lamartine ausdrücklich, daß gerade die Melancholie Byrons einen großen Reiz auf ihn ausgeübt habe⁶²⁾ und Musset preist Manfred und Lara als zwei Meisterwerke menschlicher Schwermut.⁶³⁾ Er hatte selbst einen Zug in seinem Charakter, der ihn zu dieser Art Poesie führte, und der sich noch tiefer in seine Seele eingrub durch seine Liebe zu George Sand. Er schrieb ihr eines Tages:

„*Je t'envoie un dernier adieu, ma bien-aimée et je[te] l'envoie avec confiance, non sans douleur, mais sans désespoir. Les angoisses cruelles, les lutttes poignantes, les larmes amères ont fait place en moi à une compagne bien chère, la pâle et douce mélancolie. Ce matin après une nuit tranquille, je l'ai trouvée au chevet de*

⁵⁹⁾ *Œuvres* t. II p. 108 (III 3).

⁶⁰⁾ *ibid.* p. 150 (XIX 5).

⁶¹⁾ *ibid.* p. 155 (II 4).

⁶²⁾ Lamartine, *Œuvres compl.* t. III p. 83.

⁶³⁾ *Projet d'une Revue Fantastiques. Œuvres* t. IX p. 18.

mon lit, avec un doux sourire sur les lèvres. C'est l'amie qui part avec moi. Elle porte au front ton dernier baiser."⁶⁴⁾

* * *

*Comme un cygne, à son chant, sentant sa mort prochaine,
Sur terre autour de lui cherchait pour qui mourir.*

Derselbe Vergleich findet sich in *La Mort de Socrate* von Lamartine, der Sokrates ausrufen läßt:

*„Je suis un cygne aussi, je meurs, je puis chanter!“*⁶⁵⁾

Man sagt, daß der Schwan, wenn er seinen Tod herannahen fühlt, wunderbar zu singen anfange, obgleich er sonst nur Schreie ausstößt. Die Sage umkehrend, sagt Musset von Byron, daß sein Gesang ihn sein nahes Ende fühlen lasse, und daß er um sich blicke, um ein Volk zu suchen, das seines Todes würdig sei. In der Tat war Byron lange unentschieden, ob er für die Freiheit Griechenlands kämpfen sollte, oder nach Südamerika gehen. Schon im Jahre 1819 hatte er ernstlich erwogen, am Unabhängigkeitskrieg der spanischen Kolonien in Amerika teilzunehmen. Aber die Nachrichten, die er von dem Stand der Bewegung erhielt, waren ungünstig und entmutigten ihn.⁶⁶⁾ Im Sommer 1822 zog er von neuem Erkundigungen ein, bei einem gewissen Ellis, einem Handelsherrn, der viele Beziehungen zu diesen Ländern hatte. Besonders hatte er ein Auge auf das Land Bolívars, d. h. auf Venezuela, das sich damals von seinem Mutterlande Spanien freigemacht hatte. Was diese Pläne transatlantischer Ansiedelung betrifft, so handelte es sich keineswegs um Spekulationen, sondern was Byron erstrebte, das war die Unabhängigkeit und der Genuß von bürgerlichen Rechten, die allen gemeinsam waren.⁶⁷⁾

Noch im August desselben Jahres wußte er nicht, wohin er gehen sollte. In einem Brief an Trelawny schreibt er: *„I had, and still have thoughts of South America, but am fluctuating between it and Greece. I should have gone long ago to one of them, but for my liaison with the Countess Gi; for love, in these days, is little compatible with glory.“*⁶⁸⁾

A ton tour reçois-moi comme le grand Byron.

Wir haben schon gesehen, daß der Willkomm, den Byron Lamartine bot, bedeutend kälter war, als Musset sich vorstellt. In seiner Verehrung für den großen Engländer, konnte er sich

⁶⁴⁾ *Lettre à George Sand* von 1834 (ich vermute vom August). *Corresp.* (Decori) p. 173. *Corresp.* (Séché) p. 90.

⁶⁵⁾ Lamartine, *Œuvres compl.* t. VI p. 481.

⁶⁶⁾ Vgl. *Detached Thoughts of Byron* 84. *Letters and Journals* t. V p. 451.

⁶⁷⁾ Vgl. Brief Lord Byrons an Edw. Ellis vom 12. Juni 1822. *Letters and Journals* vol. VI p. 90.

⁶⁸⁾ Brief an John Trelawny von Pisa am 10. Aug. 1822. *Letters and Journals* t. VI p. 110.

nicht denken, daß dieser an einem Werke wie Lamartines „*L'homme*“ sollte achtlos vorübergegangen sein.

Musset selbst kannte die Werke Byrons vor seinem 19. Jahre, und ich glaube, daß ich hier kurz verweilen darf, um einige Worte über die Beziehungen der Poesie Mussets zu Byron zu sagen. Abgesehen von Shakespeare findet sich der Name Byrons am häufigsten in den Werken Mussets. Seine Bewunderung der beiden Dichter ist grenzenlos. Deshalb haben ihm seine Zeitgenossen oft die Nachahmung Byrons vorgeworfen, doch sagt sein Bruder mit Recht, daß alle Welt ihn nachgeahmt habe; mit anderen Worten, das ganze Geistes- und Gefühlsleben jener Zeit war von der Poesie des Engländers beeinflußt. Der Pessimismus Byrons hatte sich jedem Denker und Dichter dieser Jahre mitgeteilt. Dann hatte sich aber der eine schneller, der andere langsamer von ihm losgemacht, der dritte hatte ihn für das ganze Leben angenommen. Die Wirkung der Werke Byrons war dieselbe, wie die der Philosophie Nietzsches in unserer Zeit. Es ist unbestritten, daß das Genie Byrons auf Lamartine und besonders auf de Vigny einen großen Eindruck gemacht hat. Musset wurde zur Poesie Byrons durch eine große Ähnlichkeit des Charakters und des Gefühls hingezogen. Sie waren die subjektivsten Dichter des Jahrhunderts. Liebe und Schmerz sind die hauptsächlichsten Triebfedern ihrer Poesie und ihrer Dichtung. Darum berauschte sich der junge Musset an Byrons Poesie wie Lamartine es vor ihm getan. Es ist wahr, Musset verdankt Byron oft mehr als die Form eines Gedichtes; wird man aber sagen dürfen, daß der Verfasser von *Namouna* ein Plagiator war?

Im Jahre 1831 machte man ihm dergleichen Vorwürfe, und mit Entrüstung hatte er seinen Feinden in der *Dédicace de la coupe et les lèvres* entgegnet:

On m'a dit l'an passé que j'imitais Byron:

Vous, qui me connaissez, vous savez bien que non.

Je hais comme la mort l'état de plagiaire;

Mon verre n'est pas grand; mais je bois dans mon verre.⁶⁹⁾

Selbst viel später unterließen die Feinde Mussets ihre Vorwürfe in dieser Hinsicht nicht. Es gab zu allen Zeiten Leute, die Musset für ein Genie zweiten und dritten Ranges hielten, und die seine Originalität leugneten.

Auf diese Frage der Nachahmung Byrons und anderer Dichter⁷⁰⁾ hat Sainte-Beuve sicher die richtige Antwort gefunden. Er sagt „*son imagination, à l'origine, s'imprégnait sensiblement de ses lectures; le poème ou le roman, qu'il avait feuilleté*

⁶⁹⁾ *Œuvres* t. I p. 240.

⁷⁰⁾ Es ist in dieser Hinsicht die ausgezeichnete Arbeit Haapes heranzuziehen: „*Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland.*“ (*Ztschr. f. frz. Lit. u. Spr.* Bd. 34 S. 1), vgl. auch Léon Lafoscade, *Le théâtre d'Alfred de Musset*, p. 64.

*la veille n'était pas du tout étranger à la chanson ou au caprice du lendemain. l'écho d'une pensée étrangère, en traversant cette âme et cet esprit de poète si français, si parisien, devenait à l'instant une voix de plus, une voix toute différente, ayant son timbre à soi et son accent. L'imitation, chez lui, est enlevée d'une aile si légère que bientôt elle disparaît et on ne la distingue plus. Le motif saisi au vol se transformait aussitôt.*⁷¹⁾

* * *

*Qui de nous, Lamartine, et de notre jeunesse,
Ne sait par cœur ce chant, des amants adoré.*

Es ist selbstverständlich, daß dieser von den Liebenden gepriesene Gesang die 14. *Méditation poétique* ist mit dem Titel „*Le Lac*“. Musset behauptet nicht zu viel, wenn er sagt, daß die ganze Jugend jener Tage diese wunderbare Ode auswendig gewußt habe. Lamartine sagt selbst, daß sie am meisten Wiederhall in der Seele seiner Leser gefunden habe, wie sie auch am meisten in seiner eigenen hatte.⁷²⁾

Und nicht nur dieses Gedicht vom See wurde so gefeiert, sondern die ganze Sammlung der Meditationen hatte einen außerordentlichen Erfolg. Im Jahre 1820 als sie erschienen, hatte Lamartine fast noch nichts veröffentlicht, obgleich er schon einige Jahre früher einen großen Teil davon fertig hatte. Um den Beifall dieser Veröffentlichung zu verstehen, genügt es zu sagen, daß er dem von *Paul et Virginie* von Bernardin de Saint-Pierre ähnlich war und den Ruhm Lamartines begründete. Was Byron nach der Publikation von *Childe Harold* von sich sagte: „Eines Morgens erwachte ich und fand mich berühmt“, bezieht sich in gleicher Weise auf Lamartine im Jahre 1820.

Selbst die, welche den Erfolg der *Méditations poétiques* durchaus nicht billigten, erkannten ihn an. Sie berichten von dem tiefen Eindruck, den sie auf die Gemüter jener Zeit ausübten. „*On ne saurait s'imaginer aujourd'hui*, sagt Théophile Gautier *l'enivrement universel produit par les Méditations. Ce fut comme un souffle de fraîcheur et de rajeunissement, comme une palpitation d'ailes qui passaient sur les âmes. Les jeunes gens, les jeunes filles, les femmes s'enthousiasmaient jusqu'à l'adoration.*

Sicher ist „der See“ das schönste Gedicht nicht allein der *Méditations poétiques*, sondern aller folgenden Sammlungen. Um die Anspielungen Mussets in diesem Teil der *Lettre* zu verstehen, muß man zurückgehen auf die Entstehung der Ode Lamartines und auf die Umstände im Leben des Dichters, welche der Anlaß dazu waren.

Seine Mutter, obgleich eine Frau von ernster Frömmigkeit, war dennoch von dem philosophischen Geiste beeinflusst, der be-

⁷¹⁾ Sainte-Beuve, *Nouveaux Lundis* t. IV p. 456, zitiert von Haape.

⁷²⁾ Kommentar der 14. Medit. *Oeuvres compl.* t. III p. 142.

merkwürdig ist für die gute Gesellschaft am Ende des 18. Jahrhunderts. Sie verehrte besonders Jean Jacques Rousseau, weil er weder Priester noch Philosoph war, das Herz zu erschüttern wußte und die Seele zu erheben. Trotzdem geschah die religiöse Erziehung, die sie ihrem Sohn zuteil werden ließ, durchaus nicht im Geiste Rousseaus, sondern in dem des Neuen Testaments. Bis zum Alter von einigen zwanzig Jahren überwachte sie seine Lektüre. Als er eines Tages ausgegangen war, ging sie auf sein Zimmer und fand auf seinem Arbeitstisch den *Emil* und die *Neue Heloise* von Rousseau. Da besann sie sich keinen Augenblick und verbrannte die Bücher.⁷³⁾ Aber es war zu spät. Alphonse hatte bereits seinen Jean Jacques von Grund aus studiert. Seit langer Zeit bewunderte er die Neue Heloise und in einem Brief an seinen Freund Virieu ruft er aus: *Grands dieux! quel livre! comme c'est écrit! Je suis étonné que le feu n'y prenne pas! . . . Je voudrais être, pendant que je lis, amoureux comme Saint-Preux mais surtout je voudrais écrire comme Rousseau.*⁷⁴⁾

Er war nicht allzuweit davon entfernt. Die ersten poetischen Versuche sind vollständig im Tone Rousseaus gehalten. Das Ereignis, das für ihn entscheidend wurde, trat Ende August 1816 ein.

Es gab nicht allzuviel Badegäste in Aix-les-Bains. Die Saison war fast vorüber, und Einsamkeit hing an den Ufern des Sees von Bourget. Alphonse de Lamartine war dorthin gekommen, um eine Kur zu gebrauchen, denn er war leberleidend, und außerdem hatte ihn das Soldatenleben seit zwei Jahren mürrisch und kränklich gemacht. Er mietete sich in einem kleinen Hause ein, welches der ihn behandelnde Arzt ihm empfohlen hatte. Sieben Wochen vorher war eine junge Frau angekommen, die in demselben Hause wohnte. Sie hieß Julie Bouchaud des Hérettes und war mit dem Physiker Charles verheiratet, der damals in Paris großes Ansehen genoß.⁷⁵⁾ — Lange schon verlangte Lamartine nach einer Liebe, die seine ganze Seele erfüllte.⁷⁶⁾ Als sie sich zum ersten Male begegneten, wurden beide von einer Leidenschaft für einander erfaßt, die sehr viel Ähnlichkeit mit derjenigen der Helden der Neuen Heloise hatte. Glückliche Abende folgten dieser ersten Begegnung. „Der See, die Felsen, die Grotten und der dunkle Wald“, sie alle könnten das Glück der Liebenden erzählen. Aber nichts vermag besser das Entzücken eines solchen Abends zu malen als die Worte des Dichters, die er an den See richtet:

⁷³⁾ Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 43.

⁷⁴⁾ Brief an Aymon de Virieu, Macon am 11. März 1810. *Corresp. de Lamartine* t. I p. 206.

⁷⁵⁾ Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 50—77.

⁷⁶⁾ Brief an Aymon de Virieu vom 30. Nov. 1814. *Corresp. de Lamartine* t. II p. 59.

*Un soir, t'en souvient-il? nous voguions en silence;
On n'entendait au loin, sur l'onde et sous les cieux,
Que le bruit des rameurs qui frappaient en cadence
Tes flots harmonieux.*

Aber die Zeit schreitet schnell, am schnellsten für zwei Liebende. Vergebens hatte Julie die Zeit gebeten in den geheimnisvollen Versen, auf die Musset hier anspielt:

*O temps suspends ton vol! et vous heures propices,
Suspendez votre cours!
Laissez nous savourer les rapides delices
Des plus beaux de nos jours!*

*Assez de malheureux ici-bas vous implorent,
Coulez, coulez pour eux;
Prenez avec leurs jours les soins qui les dévorent;
Oubliez les heureux.*

*Mais je demande en vain quelques moments encore,
Le temps m'échappe et fuit;
Je dis à cette nuit: Sois plus lente; et l'aurore
Va dissiper la nuit.*

*Aimons donc, aimons donc! de l'heure fugitive
Hâtons-nous, jouissons!
L'homme n'a point de port, le temps n'a point de rive
Il coule, et nous passons!*

Bald wurde Julie von ihrem Gatten nach Paris zurückgerufen. Man mußte sich trennen. Sie verließ Aix-les-Bains nicht ohne das Versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Lamartine begleitete sie bis Macon.⁷⁷⁾ — Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieser Leidenschaft bis zum Ende nachzugehen, den Besuch Lamartines in Paris zu beschreiben, und die Fragen zu behandeln, die sich daran knüpfen. Die Natur der Beziehungen zwischen Julie und Lamartine ist keineswegs sichergestellt. In dem Roman Raphaël erzählt Lamartine die Geschichte seiner Liebe, indem er sagt, daß er zwar eine leidenschaftliche Neigung für diese Frau gehabt, daß er aber niemals an ihre Ehre gerührt habe. Im Jahre 1905 zog René Doumic, der einige Briefe Elvirens an Lamartine veröffentlichte,⁷⁸⁾ diese platonische Liebe in Zweifel. Doch die arme Elvire fand bald einen Gelehrten, der sich zu ihrem Verteidiger aufwarf. Die Antwort auf den Kommentar der Briefe, die von Doumic veröffentlicht waren, gab Léon Séché

⁷⁷⁾ Vgl. Léon Séché, *Lamartine* p. 95.

⁷⁸⁾ *Revue des deux mondes*. Livraison du 1^{er} Février 1905 p. 574 bis 602.

in seinem Werk: *Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les Méditations*. Paris 1905. Die Meinung Séchés steht der Doumics diametral gegenüber. Hier Ehebruch, dort eine keusche Liebe! Für wen soll man sich entscheiden? Die Frage ist unlösbar, weil sie außerhalb aller Möglichkeiten steht, wo ein direkter oder indirekter Beweis zu führen wäre. Die Begeisterung Séchés verdient zweifellos Anerkennung, doch glaube ich, daß er mitunter zu schwache Argumente bietet. Es läßt sich bestreiten, daß Lamartine seiner ehelichen Tochter nicht den Namen Julie gegeben haben würde, wenn Julie Bouchaud des Hérettes sich ihm hingegeben hätte. Ich habe die Briefe gelesen und wieder gelesen, es sind darin Wendungen, die die Grenzen keuscher Liebe weit überschreiten, selbst wenn man die Leidenschaftlichkeit und die romantische Schwärmerei dieser Frau gebührend in Rechnung zieht.

Das ist aber nicht die Hauptsache, sondern nur der Umstand fällt ins Gewicht, daß sie den größten Einfluß auf die Meditationen übte und — es ist nicht zu viel gesagt — auf die ganze Poesie Lamartines. Im Hintergrund seiner hauptsächlichsten Werke verschwindet der Schatten Elvirens niemals, und sein schönstes Gedicht ist das, welches die Erinnerung an sie am reinsten bewahrt hat. Als „Der See“ konzipiert wurde, hatte Elvire nur noch wenige Monate zu leben. Lamartine hatte sie im September 1817 in Aix treffen wollen, aber als er ankam, war sie nicht dort. Das Leiden hatte sich verschlimmert, und die Ärzte gestatteten die Reise nicht. Er wartet und verzehrt sich, aber niemand kommt. Mit fieberzitternder Hand schreibt er an seine Freundin *Mlle de Canonge*: „... Je suis anéanti . . . je n'en puis plus.“⁷⁹⁾ Alles was ihm von seinem Glück geblieben ist, ist eine bescheidene Freude am Glück der anderen und die Erinnerung an sein eigenes. Aber diese Erinnerung machte ihn unsterblich. Er hatte im tiefsten Grund der Seele gefühlt, wie die Liebe des Herz eines Dichters erzittern läßt, und dann rangen sich die wunderbaren Verse, die den Greis wie den Jüngling berauschten, aus seinen wechselnden Träumen los, wo bald eine glückliche Vergangenheit, bald gegenwärtige Schmerzen sich malten. Zwischen dem 16. und dem 23. September 1817 schrieb Lamartine seine berühmte Ode „An den See von B***.“⁸⁰⁾ Er wird das Unglück

⁷⁹⁾ Brief vom 16. Sept. 1817 (Aix). *Corresp.* t. II p. 116.

⁸⁰⁾ So lautet der Titel der ersten Version des „Sees“, veröffentlicht von Madame Valentine de Lamartine in den *Poésies inédites*. Diese erste Version enthält zwei Strophen mehr, die sehr charakteristisch sind, die aber in der definitiven Ausgabe unterdrückt wurden. Nach dem Vers: *Il coule et nous passons* stand zuerst:

*Elle se tut; nos cœurs, nos yeux se rencontrèrent;
Des mots entrecoupés se perdaient dans les airs;
Et, dans un long transport, nos âmes s'envolèrent
Dans un autre univers.*

geahnt haben, das ihm bevorstand. Ich weiß nicht, ob die arme Julie jemals die Zeilen gesehen hat, die der Hauch ihrer Liebe beseelte. Ich glaube es nicht. Sie starb Ende Dezember desselben Jahres ohne den künftigen Ruhm ihres Geliebten zu ahnen. Auf Alfred de Musset mußte die Poesie des „Sees“ einen unvergleichlichen Reiz ausüben. Fand er doch dort die unmittelbarste Stimme seines eigenen Herzens, die Klage um eine verlorene Geliebte. Er fand dort auch Verse wieder, die ihn an die glücklichsten Tage seines Lebens erinnerten. Besonders die Worte Elvirens, die sich zu dem leidenschaftlichen Rufe erheben:

Aimons donc, aimons donc!

mußten ihm zusagen, weil sie am besten seine Lebenskunst wiedergaben. Liebe und Genuß beherrschten sein Leben und sein Werk, bis ihn der Schmerz um die Geliebte überwältigte. Wie Lamartine beklagte er seine Elvire George Sand, die seit 1834 seine schönste Poesie inspirierte.⁸¹⁾

* * *

*Hélas! ces longs regrets des amours mensongères,
Ces ruines du temps*

Nach diesen Versen, die sich unmittelbar an die anschließen, die auf den „See“ anspielen, glaubt Musset augenscheinlich, daß Lamartine von seiner Geliebten betrogen wurde. Das bestätigt sich durch eine Stelle weiter unten, die ich mir nicht anders als in diesem Sinne erklären kann. Es sind die Verse:

*Trompé par tes amis, trahi par ta maîtresse,
Du ciel et de toi-même as-tu jamais douté?*

Daß Musset sich in dieser Hinsicht täuscht, ist nicht verwunderlich, da die Beziehungen Lamartines zur Elvire seiner Dichtungen lange Zeit völlig unbekannt waren. Man zweifelte, ob man es überhaupt mit einer Gestalt der Wirklichkeit zu tun hatte, und es ist das Verdienst von Anatole France, diese Frage aufgeheilt zu haben.⁸²⁾

* * *

*Qu'un instant, comme toi, devant ce ciel immense,
J'ai serré dans mes bras la vie et l'espérance.*

Das ist die Erinnerung an die schönen Tage, die Musset mit George Sand verbracht hatte. Besonders wird es die Erinnerung an die Wochen von Fontainebleau sein, im Herbst 1833.

*Nous ne pûmes parler; nos âmes affaiblies
Succombaient sous le poids de leur félicité;
Nos cœurs battaient ensemble, et nos bouches unies
Disaient: Éternité!*

nach E. Deschanel, *Lamartine* t. I p. 107.

⁸¹⁾ Vgl. Moritz Werner, *Alfred de Musset*. Deutsche Rundschau, Juli 1908.

⁸²⁾ Anatole France, *L'Elvire de Lamartine*, Paris 1895.

La Confession d'un enfant du siècle von Musset und der Roman *Elle et lui* von George Sand erzählen diesen Aufenthalt in der Einsamkeit des Waldes, wo die beiden ihre Spaziergänge und Streifzüge machten. Ohne ernstliche Auftritte verbrachten sie dort angenehme Zeiten, und George Sand, die später so oft unter den Launen Mussets zu leiden hatte, spricht von ihrem Glück in einem Brief an Sainte-Beuve vom September 1833.

„... J'ai été malade“, sagt sie, „mais je suis bien. Et puis je suis heureuse, très heureuse, mon ami. Chaque jour je m'attache à lui; chaque jour je vois s'effacer en lui les petites choses qui me faisaient souffrir; chaque jour je vois luire et briller les belles choses que j'admirais. Et puis encore, par-dessus tout ce qu'il est, il est bon enfant, et son intimité m'est aussi douce que sa préférence m'a été précieuse.“⁸³⁾

Vier Jahre nach diesem paradiesischen Leben schrieb Musset die *Nuit d'octobre*. Er gedachte der Abende, die er im Schweigen der Wälder verbracht hatte. Die wunderbaren Verse, die mit den Worten beginnen:

Près du ruisseau, quand nous marchions ensemble
sind der herrlichen Zeit gewidmet, und auch das „Souvenir“ hat in der 3. und 4. Strophe die Erinnerung daran bewahrt. Die *Lettre à Lamartine* lehnt sich in dieser Hinsicht bewußt an den „See“ an, um die Verwandtschaft im Glücke Mussets und Lamartines zu betonen. „Une brise embaumée“⁸⁴⁾ und „les célestes accents d'une voix bien aimée“⁸⁵⁾ sind für beide Gedichte charakteristisch. Über den Aufenthalt Mussets in Fontainebleau gibt es einen kleinen Artikel von Adolphe Retté im *Mercure de France* LX p. 161—178. Man findet dort die Hauptsachen über den Aufenthalt und seine Folgen. Obgleich der Verfasser entschieden für Musset Partei ergreift, so möchte ich doch die Manier verurteilen, wie er die übrigen Personen behandelt. Die Rolle Sainte-Beuves ist die eines Kupplers, und George Sand wird zur Dirne. Das kann auf keinen Fall die Art sein, wie dieses romantische Idyll darzustellen ist, das seine Wirkung nicht nur in den Werken Mussets, sondern auch in denen der George Sand getan hat.

* * *

Et je ne te dirai que ce que Dieu m'a dit.

Es gibt zwei Möglichkeiten, diesen Vers aufzufassen. Will der Dichter sagen, daß er nur die Leiden zu schildern beabsichtigt, die Gott ihm geschickt hat; oder will er sagen, daß die Verse, welche er zu singen gedenkt, ihm von Gott eingegeben sind. Wenn man die erste Interpretation vorzieht, so ist nichts zu erklären, aber auch die zweite kann nicht überraschen. Wenige

⁸³⁾ Arvede Barine, *Alfred de Musset* p. 58.

⁸⁴⁾ *Lac*, letzte Strophe.

⁸⁵⁾ *ibid.* 5. Strophe.

Dichter waren so der poetischen Inspiration unterworfen wie Alfred de Musset. Sein Wille kam immer nur wenig in Betracht, sondern er mußte warten, bis die Muse zu ihm herabstieg.

On ne travaille pas, — on écoute, — on attend, sagt er in der Widmung zu *La coupe et les lèvres*.⁸⁶⁾ Und die Nächte, wo er Hochzeit hielt mit der Muse, „*cet être pudique et fidèle*“,⁸⁷⁾ waren ihm immer Nächte höchster Wonne.⁸⁸⁾ Der ganze Mensch nahm daran teil:

*Au moment du travail, chaque nerf, chaque fibre
Tressaille comme un luth que l'on vient d'accorder.
On n'écrit pas un mot que tout l'être ne vibre.*⁸⁹⁾

* * *

*Tel, lorsque abandonné d'une infidèle amante,
Pour la première fois j'ai connu la douleur.*

Die Meinung von denen, die eine andere Frau als George Sand in der ungetreuen Geliebten der *Lettre* erkennen möchten, wurde schon zurückgewiesen. Bleibt noch dieser zweite, ein wenig seltsame Vers. War es wirklich das erste Mal, daß Musset den Schmerz kennen lernte? Hatte er noch niemals geliebt, bis zum Jahre 1833. Ja oder nein, wie man will. Sein Bruder erzählt, daß Alfred im Alter von 17 Jahren bitter enttäuscht worden sei von einer Frau, die ihn die Rolle des Fortunio spielen ließ.⁹⁰⁾ Allein damals wurde „*Le Chandelier*“ noch nicht geschrieben. Der Plan zu dieser Komödie, welche Paul de Musset mit Recht die schönste seines Bruders nennt, stammt erst vom Jahre 1834, wo der Dichter sich in einer ähnlichen Lage glaubte. Karénine gibt dieser Jaqueline von 1827 den Namen Madame de Groisilliez, aber sie weiß nichts über sie zu sagen. Obgleich der junge Musset hingerissen war von dieser entzückenden Frau, so war der Eindruck doch nicht allzutief; allein er hatte seit diesem Abenteuer sein Herz an niemand verschenkt.⁹¹⁾ George Sand war also seine erste wahre und aufrichtige Liebe;⁹²⁾ aber auch seine einzige.

* * *

*Ce n'était pas au bord d'un lac au flot limpide,
Ni sur l'herbe fleurie au penchant des coteaux.*

In der Analyse wurde gesagt, daß diese Worte auf die Poesie Lamartines hindeuten. Der See, die Abhänge, der Hügel und die

⁸⁶⁾ *Œuvres* t. I p. 238.

⁸⁷⁾ *Nuit de mai. Œuvres* t. II p. 100.

⁸⁸⁾ *Biographie* p. 177.

⁸⁹⁾ *Dédicace de la coupe et les lèvres. Œuvres* t. I p. 238.

⁹⁰⁾ *Biographie* p. 84.

⁹¹⁾ Vgl. Wladimir Karénine, *George Sand* t. II p. 33.

⁹²⁾ Vgl. auch *Corresp.* (Decori) p. 169, 187, etc.

klare Flut sind Szenen, die sich oft in den Gedichten Lamartines finden. Mir ist es mehr als wahrscheinlich, daß Musset an zwei ganz bestimmte Gedichte der Meditationen denkt. Natürlich spielt der erste Vers auf „*Le Lac*“ an, den zweiten glaube ich auf ein anderes Gedicht der *Méditations poétiques* auf *Le Vallon* beziehen zu können. Ich weiß wohl, daß ein einzelner Vers noch nichts beweist. Aber die Szenerie des „*Vallon*“ ist eine der charakteristischsten für Lamartine und die Stimmung des Gedichtes entspricht sehr gut dieser Stelle der Lettre. Und was ist der Inhalt des „*Tales*“? Der Welt müde, hat sich der Dichter in das Tal geflüchtet, wo er seine Kindheit verbracht hat. Er hat die Welt kennen gelernt und sie gefühlt. Viel hat er geliebt und viel gelitten. Die Einsamkeit soll seine Wunden heilen. Das ganze Leben ist verschwunden in dem Schatten der vergangenen Zeiten,

*L'amour seul est resté, comme une grande image
Survit seule au réveil dans un songe effacé.*

Und er befiehlt seiner Seele sich auszuruhen „*en ce dernier asile*“, zu atmen „*l'air embaumée du soir*“ und das Ende seiner Tage zu erwarten. Nach einer solchen Übereinstimmung des Inhalts mit der *Lettre à Lamartine* glaube ich wohl, daß man eine direkte Anspielung in diesem einzelnen Verse finden kann.

* * *

C'était dans une rue obscure

Der Bruder des Dichters hat immer versucht, jeden Schatten vom Leben Alfred de Mussets zu entfernen, ohne einsehen zu wollen, daß durch eine solche Reinigung viele Stellen in dessen Werken direkt absurd wirken. Sicherlich ist Alfred de Musset das Hätschelkind seiner Mutter und des ganzen literarischen Paris gewesen. Das hinderte ihn nicht, das Leben auch in seinen derben Zügen kennen zu lernen. Deshalb hat schon Paul Lindau die Schwächen im Verfahren des brüderlichen Biographen aufgedeckt, und Karénine hat diesen Gegenbeweis vervollständigt. Sie sagt: „*Il est vrai d'ajouter que, du soir au matin, il n'était pas rare de voir le favori des dames du faubourg Saint-Germain, passer son temps en des compagnies rien moins qu'aristocratiques et vertueuses, et ceux de ses biographes sont parfaitement dans le vrai, qui font remarquer que, dès ses jeunes années, Alfred de Musset, hélas! ne connaissait que trop bien tous les mystères de Paris et les basfonds de la ville, et les savait mieux qu'on ne les connaît souvent dans un âge plus mûr.*“⁹³⁾

⁹³⁾ Wladimir Karénine, *George Sand* t. II p. 18.

Paul de Musset behauptete vergebens, daß sein Bruder die Kloaken verabscheute und nur im Wagen dort vorüberfuhr.⁹⁴⁾ Die *Confession* straft ihn Lügen.⁹⁵⁾

Wer hätte auch die Andalusierin schreiben können ohne je das Krachen der Korsettstäbe gehört zu haben! Verdient er deswegen Tadel? Wenn Legouvé ihm vorgeworfen hat, daß er niemals eine ideale Frauengestalt geschaffen hat — was übrigens ganz falsch ist; ich erinnere nur an das junge Mädchen in „*Rolla*“ — so werden wir doch getrost entgegnen, daß uns die rührende Liebe der kleinen Bernerette nicht weniger tief ergreift, als der Heldenmut etwa von Schillers Jungfrau von Orleans. Musset deshalb einen geringeren Dichterrang als Lamartine und Victor Hugo zuerkennen zu wollen, heißt seine Eigenart untergraben. Es ist wahr, Musset ist der menschlichste unter den 3 großen französischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, aber das stellt ihn weder unter die Größe Victor Hugos noch unter die Göttlichkeit Lamartines.⁹⁶⁾

* * *

C'était au temps du carnaval

.....

Diese von Musset geschilderte Nacht ist ein Meisterstück. Die Straße und die jungen Leute, die Freude und die betrunkenen Masken, die Frauen und das bleiche Licht der Laternen, das alles macht den Eindruck, als habe der Dichter es unmittelbar geschaut, bevor er es schrieb. Die Schilderung ist so wahr, so frisch, so natürlich, so lebhaft, daß man sich sagt, es könne noch nicht lange her sein, daß der Dichter selbst an diesem Karnevals-lärm teilgenommen habe. Und wenn wir das Leben Mussets im Februar betrachten, wo er die *Lettre à Lamartine* schrieb, so sehen wir in der Tat, daß er in dieser fröhlichen Zeit nicht bloß Zuschauer war. Er und sein Freund Tattet haben sehr wohl an diesen Vergnügungen teilgenommen. Ich entnehme das einem Billet, welches Alfred de Musset an M^{me} Olympe Chodsko⁹⁷⁾ schickte (Febr. 1836), wo er schreibt: *Mon ami Alf. Tattet dîne aujourd'hui avec la marquise. Seriez-vous femme à venir avec eux et moi ! Voilà une vraie proposition de carnaval, ou, pis encore, de lendemain de carnaval. Des vins discrets et des sonnets bavards. — Si vous avez du courage, venez.....*⁹⁸⁾

⁹⁴⁾ Vgl. *Notice sur Alfred de Musset* t. X p. 18 note.

⁹⁵⁾ In der *Confession d'un enfant du siècle* findet sich eine Stelle die offensichtlich den zitierten Versen der *Lettre* entspricht. Vgl. *Œuvres* t. III p. 76: *Alors je rentrais dans la ville*

⁹⁶⁾ vgl. Ernest Legouvé, *Souvenirs* t. II p. 390.

⁹⁷⁾ Wenn ich mich nicht täusche, war sie die Frau von Jacques Leonard Boreyko Chodsko (1800—1871), eines polnischen Geschichtsforschers und Literaturhistorikers, der an der Sorbonne Bibliothekar war. Vgl. Staaf, *La littérature française* t. III p. 1178.

⁹⁸⁾ *Corresp.* (Séché) p. 128.

Und sie kam. Man stürzte sich in den Strudel des Karnevals. Am Morgen nach dem Maskenball schickte ihr Alfred de Musset folgendes Billet: *Pichrocholine avez-vous bien dormi? Le souper a-t-il bien passé? — Ah, que vous étiez charmante sous le masque! Sous le masque vous êtes divine; vous êtes une hostie qu'il faut manger, et l'on vous mangera!*⁹⁹⁾

Man sagt, daß die Karnevals von Paris in jenen Tagen berühmt gewesen seien. Im Jahre 1848 bedauert Charles de Forster, daß die schönen Zeiten vorbei seien, wo die Maskenbälle ihre Anziehungskraft auf die Fremden ausübten. Er rühmt besonders die Jahre 1832 bis 1838 und sagt: „*En assistant aux bals masqués dans l'intervalle de 1832 à 1838 on voyait danser la joie, le plaisir, l'aisance. — Aujourd'hui la joie est factice, le plaisir forcé;*“ . . .¹⁰⁰⁾

Leider habe ich nicht das Material, um diese interessante Tatsache weiter zu verfolgen, ich kann nur Ferdinand von Gall zitieren, der einen ähnlichen Abend beschreibt, doch ohne den Geist und die Kunst Mussets.¹⁰¹⁾

*On eût dit, un portrait de la débauche antique,
Un de ces soirs fameux, chers au peuple romain,
Où des temples secrets la Vénus impudique
Sortait échevelée, une torche à la main.*

Diese Verse spielen auf die Bacchanalien an, die in Rom unter großen Ausschweifungen gefeiert wurden. Der Bacchuskultus bestand dort seit den ältesten Zeiten der Republik, doch wurde er anfangs ohne die Orgien späterer Epochen ausgeübt. Durch einen niederen, griechischen Priester war eine neue Art des Kultus nach Etrurien gekommen und von da nach Rom. Zu den Misterien, die dreimal jährlich gefeiert wurden, hatten nur Frauen Zutritt. Eine Priesterin aus Campanien änderte indessen die Form dieser Bacchanalien, die bis dahin nicht gefährlich waren, indem sie junge Männer zuließ und monatlich eine fünfmalige Feier anordnete. In der Nähe von Ostia, in dem heiligen Hain von Stimula an der Mündung des Tiber fand dieser ausschweifende Kult während der Nacht statt. Die Männer tanzten und wahrsagten, von wilder Trunkenheit ergriffen, indessen die Frauen mit aufgelösten Haaren und Fackeln in den Händen zum Flusse eilten, um die kalkgetränkten Feuerbrände ins Wasser zu tauchen und sie noch brennend herauszuziehen.¹⁰²⁾ Den religiösen Handlungen folgten die tollsten Ausschweifungen, an denen selbst Mitglieder der ältesten Familien Roms teilnahmen. Diejenigen, die in die Misterien eingeweiht waren und sich weiger-

⁹⁹⁾ Pichrochole ist eine Figur aus Rabelais *Gargantua*, die immer in Wut ist und bereit zu streiten. *Corresp.* (Séché) p. 129.

¹⁰⁰⁾ Charles de Forster, *Quinze ans à Paris* t. II p. 275.

¹⁰¹⁾ Ferdinand von Gall, *Paris und seine Salons* t. I p. 118, vgl. auch Vte de Beaumont-Vassy, *Les salons de Paris* p. 151.

¹⁰²⁾ Vgl. Emil Aust, *Die Religion der Römer* p. 77—78.

ten, an diesem unmoralischen Treiben teilzunehmen, wurden getötet, und man sagte, die Götter hätten sie zu sich emporgehoben.

Im Jahre 186 v. Chr. berichtete eine Freigelassene deren vornehmen Geliebten man ebenfalls für den Kultus zu gewinnen suchte, dem Senat, was sie gesehen, als sie ihre frühere Herrin als Sklavin begleitet hatte. Ein großer Prozeß wurde angestrengt; mehr als 7000 Personen waren angeklagt, und der Senat verfuhr mit der größten Härte gegen die Schuldigen. Die Mehrzahl von ihnen wurde zum Tode verurteilt, die anderen ins Gefängnis geworfen.¹⁰³⁾ Ein Senatsbeschluß verbot die Bacchanalien.

* * *

Comprends-tu que l'on parte et qu'on se dise adieu ?

.....

Hier wäre der geeignete Ort, kurz über die romantische Liebe zu referieren, die die beiden erlauchtsten Geister jener Epoche auf kurze Zeit vereinigte. Ich verzichte darauf. Alle Welt kennt das Verhältnis von einem Ende zum anderen, denn der Bücher und Abhandlungen, die diesen Gegenstand behandeln, sind Hunderte.¹⁰⁴⁾ Wenn man die wahrhaftige Geschichte von ihm und von ihr haben will, muß man den Briefwechsel zwischen Musset und George Sand lesen, der vor einigen Jahren von Felix Decori veröffentlicht ist, „*contenant les plus beaux cris de passion, les plus poignants, les plus désordonnés, les plus douloureux, que le Romantisme ait jetés dans ses heures d'émancipation et de folie.*“¹⁰⁵⁾ Gerade dort findet man die subtilen und schwankenden Gefühle wieder, die für Alfred de Musset charakteristisch sind, und die zu beschreiben unmöglich wäre. Nichts ist rührender und aufrichtiger als dieser Briefwechsel, wo die Wogen der Leidenschaft unaufhörlich steigen und fallen, ohne sich zu beruhigen. Wenn man eine Parallele haben will zu den Seufzern nach dem Verse:

Dieu juste ! pleurer seul par une nuit pareille !

so muß man den Brief Mussets an George Sand lesen vom Oktober 1834, der beginnt: „...*Je te quitte, et une affreuse idée s'est emparée de moi.*“¹⁰⁶⁾

Wieviel mal hatten sich Musset und George Sand Lebewohl gesagt. Immer bereuten sie dieses Wort, sobald es ihnen ent schlüpft war.

„*Adieu*“, schrieb Musset, „*je ne sais où je serai, n'écris pas, je ne puis savoir*“, um sofort hinzuzufügen: „*Je relis cette lettre, et*

¹⁰³⁾ Vgl. Leo Preller, *Römische Mythologie* p. 714—719.

¹⁰⁴⁾ Maurice Clouard, *Documents inédits sur Alfr. de Musset* p. 101 bis 169.

¹⁰⁵⁾ Léon Séché, *Correspondance d'Alfred de Musset. Avant-propos* p. 6.

¹⁰⁶⁾ *Corresp.* (Decori) p. 213. *Corresp.* (Séché) p. 107.

*je vois que c'est un adieu. O mon Dieu, toujours des adieux! Quelle vie est-ce donc?*¹⁰⁷⁾

Und George Sand sagte zu ihm eines Tages: „*Eh bien, n'allons pas plus loin, laisse-moi partir. Je le voulais hier; c'était un éternel adieu résolu dans mon esprit. Donc on ne peut pas s'aimer dans les conditions où nous sommes, et tout ce que j'ai fait pour revenir à l'amitié était illusoire!*“ Und sie fuhr mit Bedauern fort: „*Que nous reste-t-il donc, mon Dieu, d'un lien qui nous avait semblé si beau! Ni amour, ni amitié, mon Dieu!*“¹⁰⁸⁾ Und warum immer wieder diese Änderung der Entschlüsse, warum diese Vorwürfe und diese Geständnisse einer unüberwindlichen Liebe, warum diese Schreie der Freude und diese schmerzlichen Klagen? Weil in ihrer Liebe sich zwei Kontraste beständig bekämpften. Ihre Charaktere stießen sich ab, ihr Genie kettete sie aneinander. Beide wußten das und haben es mehr als einmal in ihren Briefen zum Ausdruck gebracht. Was Musset von sich und George Sand unter dem wunderbaren Bilde von den beiden Vögeln sagt, die gegeneinander geflogen sind, und deren Zusammenstoß zu stark war,¹⁰⁹⁾ das sagt George Sand in ihrer prosaischen Art, aber nicht weniger wahrhaftig in der Antwort auf diesen Brief.¹¹⁰⁾

Sobald die beiden Liebenden sich getrennt hatten, begriff weder das eine noch das andere, daß es möglich gewesen war. Alfred de Musset litt am meisten. Er wollte nicht begreifen, daß es nun für immer zwischen ihnen aus sei. Das so oft wiederholte „*Comprends-tu*“ läßt diese verzweifelte Stimmung nachklingen.

Wir sehen in der Tat in der Liebe George Sands und Alfred de Mussets ein Band, das etwas Seltenes und Seltsames in der Literatur aller Völker ist, wenn es überhaupt ein zweites Beispiel gibt. Musset geht nicht zu weit, wenn er betont, daß dieses Band sich jeden Tag fester um ihre Seelen geschlungen habe, obgleich man hinzufügen muß, daß es auf Kosten ihres Friedens geschah. Paul de Musset hat Unrecht, einen großen Einfluß dieser Liebe zu leugnen. Sein Bruder wußte sehr wohl, was er verloren hatte, nicht erst, als alles zu Ende war, sondern schon nach dem ersten Bruch. Durch die Harmonie der Gefühle, der Interessen, der Ideen waren sie aufs innigste verbunden. Keine andere Frau konnte jemals diese „einzige Liebe“ ersetzen. „*Ce n'est pas ma maîtresse qui me manque, c'est mon camarade George*“, schrieb er eine Woche nach seiner Rückkehr nach Paris. . . . „*Je regardais l'autre soir cette table où nous avons lu ensemble Goetz de Berlichingen; je me souvenais du moment où j'ai posé le livre sur la table après*

¹⁰⁷⁾ *Corresp.* (Decori) p. 199. *Corresp.* (Séché) p. 102.

¹⁰⁸⁾ *Corresp.* (Decori) p. 207 und 213.

¹⁰⁹⁾ *Corresp.* (Decori) p. 31. *Corresp.* (Séché) p. 51.

¹¹⁰⁾ *Corresp.* (Decori) p. 36—38.

*le dernier cri du héros mourant: liberté, liberté! Tu étais beaucoup pour moi, ma pauvre amie, plus que tu ne croyais, et que je ne croyais moi-même.*¹¹¹⁾

Es bedarf keines eklatanteren Beweises, um zu sehen, daß das Wesen dieser Liebe nicht der Sinnengenuß war, sondern daß die Kunst, die Poesie, die Arbeit und die Literatur sie vereint hatten. Der Einfluß George Sands auf Musset, und umgekehrt, harrt noch einer eingehenden Würdigung. Die schönsten Verse, die Musset geschrieben hat, sind von ihr beeinflusst, d. h. die vier *Nuits*, die *Lettre à Lamartine* und das *Souvenir*. Die Charaktere von Lorenzo in *Lorenzaccio* und von Perdican und Camille in *On ne badine pas avec l'amour* lassen sich kaum denken, ohne die Ereignisse, die der Konzeption der Stücke vorangingen. Daß die *Confession d'un enfant du siècle* zur Hälfte das Werk der George Sand ist, ist selbstverständlich; aber es gibt noch eine Menge anderer kleinerer Sachen — und das sind nicht die schlechtesten —, welche die Literatur dieser Liebe verdankt.

Es wird nicht immer möglich sein, diesen Einfluß zu entdecken, weil George Sand und Alfred de Musset während ihrer Vereinigung oft zusammen arbeiteten,¹¹²⁾ sich ihre Eindrücke mitteilten, ihre Pläne austauschten; so daß oft der eine Teil die Idee gab, welche der andere in seinem Werke ausführte. Dennoch würde es eine Arbeit sein, die der Mühe lohnte, den Beziehungen der beiden, Schriftsteller in ihren Werken nachzuspüren,¹¹³⁾ zumal die beiden, wenn auch noch so unvollständigen Briefsammlungen von Decori und Séché die Arbeit wesentlich unterstützen würden.

Aber man trifft bei Musset noch einen ganz besonderen Einfluß an, der aus dieser Leidenschaft für George Sand hervorging, das ist seine Ansicht über die Liebe. Seit seinen ersten poetischen Versuchen hatte Musset dieses allmächtige Gefühl zum Gegenstand seiner Kunst gemacht, und obgleich er vom Beginn seiner Dichterlaufbahn ergreifende Worte dafür gefunden hat, so empfing dieser Liebeskultus seine Seele doch erst durch die Verbindung mit dem „grand George“. Welche Wandlung ging nicht in ihm seit jenem Jahre vor, wo er mit ihr bei Sainte-Beuve zusammengetroffen war. Als er noch solche leichte Dichtungen wie „*L'Andalouse*“ und „*Le Lever*“ schrieb, war die Liebe für ihn nichts als ein edles Vergnügen, das er wie ein Glas Wein genoß. In *La coupe et les lèvres* hatte er sich selbst zugerufen:

Aimer est le grand point qu'importe la maîtresse?

*Qu'importe le flacon pourvu qu'on ait l'ivresse?*¹¹⁴⁾

Im Jahre 1834 dachte er ganz anders. Er schreckte zurück, wenn eine Frau um ihn warb, weil er ihre Liebe nicht gesucht

¹¹¹⁾ *Corresp.* (Decori) p. 50. *Corresp.* (Séché) p. 55.

¹¹²⁾ Vgl. *Histoire d'un merle blanc*. *Œuvres* t. VII p. 86.

¹¹³⁾ Vgl. Lafoscade, *Le théâtre d'Alfred de Musset* p. 214 note.

¹¹⁴⁾ *Dédicace de la coupe et les lèvres*. *Œuvres* t. I p. 244.

hatte.¹¹⁵⁾ Die Frauen der Gesellschaft, welchen er ehemals so ritterlich den Hof gemacht hatte, begannen ihn zu langweilen, weil nur eine Geliebte sein ganzes Herz erfüllte.¹¹⁶⁾ Es ist wahr, daß Musset nach seiner Trennung von George Sand und zu Zeiten, wo er sich mit ihr entzweit hatte, oft die Trunkenheit der Liebe gesucht hat, um den Qualen seines Schmerzes zu entgehen, aber er scherzte nie mehr mit diesem Gefühl, das ihm heilig war, wegen seiner eigenen Leiden.

* * *

*Comprends-tu que dix ans ce lien nous enlace,
Qu'il ne fasse dix ans qu'un seul être de deux?*

Die Analyse zeigte bereits, daß in bezug auf die 10 Jahre der erste Vers nicht wörtlich zu nehmen ist, der zweite ist interessant durch eine Parallele, die sich in der *Confession* findet: . . . „*Aimer c'est se donner corps et âme, ou pour mieux dire, c'est faire un seul être de deux*“.¹¹⁷⁾ Der Ursprung dieses Gedankens findet sich vielleicht in einem Brief vom Jahre 1834, wo Musset an George Sand schreibt:

„. . . . Tu me dis que tu commences à t'habituer à vivre sans l'enthousiasme; moi, mon amie chérie, je vais commencer à le connaître. Deux êtres qui s'aiment bien sur terre font un ange dans le ciel: voilà ce que j'ai trouvé l'autre jour dans un ouvrage nouveau.“¹¹⁸⁾ *Connais-tu une parole plus belle et plus sublime que celle-là?*“¹¹⁹⁾

* * *

O poète il est dur que la nature humaine.

Obgleich Léon Séché in seinem Buch über Alfred de Musset den religiösen Gedanken des Dichters ein besonderes Kapitel widmet, sind eine Reihe von Ergänzungen notwendig. In dieser Hinsicht ist die ganze Stelle bis zum Vers:

Le désespoir l'habite, et le néant l'attend

außerordentlich wichtig für die Beurteilung Mussets. Die Schwäche der menschlichen Natur ist der Mittelpunkt seiner Betrachtungen, in denen der Pessimismus triumphiert. Diese Art und Weise die Dinge anzusehen hat Musset niemals verloren, aber nach den großen Leiden seiner Liebe, nach der Lektüre Lamartines machten sich religiöse Ideen mehr und mehr in ihm breit. Von Jugend an lag es in ihm, über die Vergänglichkeit des Irdischen nachzudenken. Als seine Großmutter im September 1827 gestorben war, schrieb er an seinen Freund Paul Foucher

¹¹⁵⁾ Vgl. *Corresp.* (Decori) p. 114. *Corresp.* (Séché) p. 72.

¹¹⁶⁾ Vgl. *Corresp.* (Decori) p. 70 u. 99. *Corresp.* (Séché) p. 59 u. 69.

¹¹⁷⁾ *Œuvres* t. VIII p. 58.

¹¹⁸⁾ Aus der Antwort George Sands geht hervor, daß dieses Wort aus der *Reine d'Espagne* von Henri de Latouche entlehnt ist, und daß diese im Jahre 1831 geschriebene Komödie bei der Première wütend ausgepiffen wurde.

¹¹⁹⁾ *Corresp.* (Decori) p. 114. *Corresp.* (Séché) p. 72.

„Voilà bien à quoi tiennent le plaisir et le bonheur de cette vie. Je ne puis dire quelles affreuses réflexions m'a fait faire cette mort arrivée si vite.“¹²⁰⁾

Als Musset das Collège Henri IV verlassen hatte, begann er Descartes und Spinoza zu studieren, dann die modernen Philosophen Cabani und Maine de Biran, ohne bei einem von ihnen Befriedigung zu finden. Immer quälte ihn die „*vilaine maladie du doute*“. Die Religiosität fehlte ihm nicht. Niemals ist Alfred de Musset Atheist gewesen, aber seine Religiosität ist gestaltlos. Sie ist mehr ein unbestimmtes Gefühl als ein System. Einige Jahre später nähert sie sich dem Pantheismus Byrons. Dafür ist ein wichtiges Dokument, das aber von Léon Séché nicht zitiert wird, der Brief Mussets an Ulric Guttinguer, datiert vom 12. November 1832. Musset sagt: „... Je n'ai jamais tenté de faire une hymne à mon Dieu; je veux pourtant (sic) vous le peindre.“¹²¹⁾ *Cette petite croûte de pâté parsemée d'étoiles et couronnée par la voie lactée est tout ce que nous voyons du ciel. Notre univers (je ne dis pas notre monde) est lui-même un grain de sable dans le vide sans fin. A des milliards de lieues les unes des autres, flottent dans l'immensité des milliers de combinaisons d'univers. Le nôtre a pour lois l'équilibre, l'attraction, et la pesanteur. D'autres ont d'autres lois, d'autres gens, d'autres vérités mathématiques. Le bien et le mal, la force et la beauté sont remplacés par d'autres choses, et tous ces petits systèmes, dont le nôtre est peut-être un des plus faibles, s'agitent et se remuent dans leur coin avec leur étincelle de vie. Au centre des nuits éternelles est assis mon Dieu sans révélations, qui verse à l'immortelle matière l'immortelle pensée.“¹²²⁾*

Besonders der letzte Satz dieses Briefes ist gewichtig. Im Laufe der nächsten Jahre kann man eine weitere Wandlung im Innern Mussets wahrnehmen. Das Unglück in seiner Liebe und vielleicht auch der Einfluß der George Sand, die nicht nur religiös, sondern christlich war, führten Musset, wenn auch nicht zum Christentum, so doch zu einer weniger unbestimmten Form des Pantheismus. Der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele bestärkten sich in ihm, und merkwürdig, er leugnete zeitweise selbst die Offenbarung nicht.¹²³⁾ Aber im Jahre 1834

¹²⁰⁾ *Corresp.* (Séché) p. 10.

¹²¹⁾ In der Anmerkung zu dieser Stelle spricht Séché *a. a. O.* die Meinung aus, daß dieser Brief die Antwort sei auf ein Gedicht, das Alfred de Musset gewidmet war, und das er in den „*Fables et Méditations*“ Guttinguers findet.

¹²²⁾ *Corresp.* Séché p. 34.

¹²³⁾ Musset schreibt an George Sand: „... Il n'en faut pas douter, George, il y a des révélations. Saint Augustin est, à mes yeux, l'homme le plus vrai qui ait existé. J'ai nié et je crois „voilà tout le mystère“: la foi en quelque chose, un but — un triangle lumineux placé à la voûte de ce temple, qu'on appelle le monde.“ *Corresp.* (Decori) p. 115. *Corresp.* (Séché) p. 73. Die Confession besagt das Gegenteil. cf. *Œuvres* t. VIII, p. 373.

La Lettre à Lamartine von Alfred de Musset.

war das alles erst halb erwacht und oft brach die Krankheit des Zweifels von neuem durch.¹²⁴⁾ In der *Lettre à Lamartine* begannen sich diese verworrenen Vorstellungen zu lösen und sich zu klären, um den reinsten Ausdruck im *Espoir en Dieu* vom Jahre 1838 zu finden. Die Lektüre der *Méditations* war einer der Gründe für diesen Wandel.

Wir hatten in der Analyse gesehen, daß die düsteren Gedanken über das Leben sich nicht behaupten, daß die Verse:

*Eh bien! bon ou mauvais, inflexible ou fragile,
Humble ou fier, triste ou gai, mais toujours gémissant,
Cet homme.....*

den Übergang bilden zu dem Bekenntnis, daß der Dichter den Gott Lamartines angenommen hat. Aber wer war dieser Gott? Es war der Gott Byrons, Shelleys, Goethes, kurz der Gott aller Romantiker. Vielleicht ist der Pantheismus Lamartines ein wenig christlicher als der der anderen Dichter, aber im Grunde seines Herzens bleibt Lamartine Pantheist. Deshalb ist der Unterschied zwischen den religiösen Ideen Lamartines nicht so groß wie man zu glauben geneigt sein könnte. Das Bekenntnis Mussets, den Gott Lamartines angenommen zu haben, bedeutet also keine Umbildung, sondern eine Bildung seiner Religion. Diese Bildung wurde eingeleitet und fortgesetzt durch die *Méditations*, sie wurde vollendet durch eine Frau, für die Alfred de Musset die größte Verehrung hatte, durch die Duchesse de Castrie. Da er zu ihr wie einer Heiligen aufblickte, teilte er ihr gern sein innerstes Seelenleben mit. Ein Brief an sie enthält die Summe aller Religion Mussets. „... *La croyance en Dieu*“, sagt er, „*est innée en moi; le dogme et la pratique me sont impossibles; mais je ne veux me défendre de rien; certainement je ne suis pas mûr sous ce rapport.*“¹²⁵⁾

* * *

*Tes os dans le cercueil vont tomber en poussière,
Ta mémoire, ton nom, ta gloire vont périr,
Mais non pas ton amour, si ton amour t'est chère.*

Diese Verherrlichung der Liebe, die dem Dichter teurer als sein Ruhm und sein Name ist, hat bei Musset nichts Verwunderliches. Es ist kein plötzlicher, frivoler Einfall, der ihm in einer Laune kommt, es ist das Gefühl seines eigenen Herzens, das Gefühl eines Dichters, für den die Liebe die Schwester, oder besser gesagt, die Mutter seiner Kunst ist.¹²⁶⁾ Die Liebe ist die

¹²⁴⁾ Musset sagt in einem Brief an George Sand aus Baden vom 15. Sept. 1834: „... *Qu'il y ait une Providence ou non, je n'en veux rien savoir. S'il y en a une, je lui dis en face: elle est injuste et cruelle. Elle est la plus forte, je le sais, qu'elle me tue. Je ferai mieux que de la maudire, je la renie.*“ *Corresp.* (Decori) p. 196. *Corresp.* (Séché) p. 100.

¹²⁵⁾ Brief vom September 1840. *Corresp.* (Séché) p. 177.

¹²⁶⁾ Vgl. Brief an Paul Foucher vom 19. Okt. 1817. *Corresp.* (Séché) p. 16.

Grundbedingung für die Existenz der Welt. Sie ist die Urheberin des Lebens und der Arbeit, sie ist der Adel der Seele. Musset sagt in der *Confession*:

*Exercer les nobles facultés de l'homme est un grand bien, voilà pourquoi le génie est une belle chose; mais doubler ses facultés, presser un cœur et une intelligence sur son intelligence et sur son cœur, c'est le bonheur suprême. Dieu n'en a fait plus pour l'homme; voilà pourquoi l'amour vaut mieux que le génie.*¹²⁷⁾

Dieselbe tiefe Achtung vor der Liebe läßt ihn in der Augustnacht den Vers sprechen:

*J'aime, et pour un baiser je donne mon génie.*¹²⁸⁾

In der Poesie Heines würde ein solcher Vers leichtfertig wirken, bei Musset hat nur die Form etwas Frivoles, der Grund ist tiefernst. Die Liebe läßt ihn selbst seinen Mangel an Energie entschuldigen, und ist nicht seine herrliche Novelle „*Le fils de Titien*“ ein wahres Preislied auf die Trägheit, wenn nur die Liebe zu ihrem Rechte kommt. Musset kannte sehr wohl die Gefahren, die eine solche Anschauung für seine Poesie haben mußte. Das Ringen der „Nächte“ ist dafür ein ergreifender Beweis. Doch häufig, man wird sagen können meistens, kämpfte er vergebens gegen sich an; er unterlag den Verführungen des Vergnügens, und die *Nuit de juin* wird nicht der einzige Verlust sein, den die Nachwelt um deswillen zu beklagen hat.

D r e s d e n.

H. K l u g e.

¹²⁷⁾ *Confession d'un enfant du siècle*, Kap. V des ersten Teiles. *Œuvres* t. VIII p. 59. Die ganze Stelle und noch ein Stück mehr findet sich mit wenigen unbedeutenden Varianten in einem Briefe Mussets an George Sand vom Juni 1834.

¹²⁸⁾ *Œuvres* t. II p. 144.

Essai sur le poème Quant li solleiz conversët en Leon.

Le poème *Quant li solleiz conversët en Leon*, publié pour la première fois en 1865 par Gaston Paris,¹⁾ qui l'avait découvert dans le ms. lat. 2297 de la Bibliothèque Nationale, et souvent imprimé depuis, n'a donné lieu qu'à fort peu d'études d'ensemble. En dehors de la notice dont G. Paris a fait accompagner son édition, l'on ne peut citer que l'étude donnée en 1886 par E. Koschwitz²⁾ et l'article publié en 1891 par M. Mettlich.³⁾

Le présent essai a pour but de soumettre à un examen nouveau cette œuvre, remarquable à tant d'égards. Venant vingt ans après le dernier travail sur ce sujet, il ne paraîtra peut-être pas par trop importun.

I.

Le poème *Quant li solleiz* est le plus souvent appelé *Paraphrase* ou *Imitation du Cantique des Cantiques*. Ce nom lui vient de ce que la première partie, plus exactement les vers 9 à 61, s'inspire du livre sacré, en en imitant, plus ou moins librement, plusieurs passages. G. Paris a relevé, dans les notes de son édition, les emprunts les plus topiques; les éditeurs postérieurs ont complété cette liste, dont la forme actuelle semble avoir été arrêtée par M. Ed. Stengel.⁴⁾

Elle n'appelle que très peu de remarques. G. Paris avait bien noté que les mots: *les vinnez sont flories, L'odor est bonet* 34—35 s'inspiraient du *Cant. cant. II, 13: uineae florentes dederunt odorem suum*.⁵⁾ Cette citation, qui disparut, peut-être par un

¹⁾ *Jahrbuch f. rom. u. engl. Literatur*, VI, 362 sqq.

²⁾ *Kommentar zu den ältesten franz. Sprachdenkmälern (Altfrz. Biblioth. X)*, p. 170 sqq.

³⁾ *Zur Quellen- und Altersbestimmung des sog. altfrz. Hohenlieds (Romanische Forschungen, VI, p. 285 sqq.)*.

⁴⁾ *La Cancun de Saint Alexis und einige kleinere altfrz. Gedichte (Ausz. u. Abhandl. I)*, p. 65 sqq.

⁵⁾ Adde *Cant. cant. II, 15: nam uinea nostra floruit*.

simple accident d'impression, de l'édition de M. Paul Meyer,⁶⁾ ne fut rétablie par personne. Il conviendrait de réparer cette méprise.

Au sujet des vers 28—30: *Nuls om ne vit aromatisation Chi tant biem oillet con funt mi vestement Al som plaisir*, on peut observer qu'ils n'utilisent pas seulement *Cant. cant.* IV, 11 et *odor uestimentorum tuorum sicut odor thuris*, mais qu'ils s'inspirent aussi du verset précédent: *et odor unguentorum tuorum super omnia aromata*. C'est en quelque sorte d'un croisement de ces deux passages que procède le texte français.

La deuxième partie du poème, celle qui va du v. 62 jusqu'à la fin, passe pour être composée tout à fait librement. Il est possible pourtant que les v. 64—65 *Ainz que nuls on sôust de nostre amor, Li miensz amis me fist molt grant ennor* contiennent une réminiscence de l'Ecclésiastique XXIV, 14: *Ab initio et ante saecula creata sum ... et in habitatione sancta coram ipso ministravi*.⁷⁾ Ce qui rend cette supposition vraisemblable, c'est l'utilisation des versets 9 et 10 du même chapitre de l'Ecclésiastique: *Et in omni terra steti, et in omni populo. Et in omni gente primum habui*, dans les v. 80—81 du poème: *Quel part quē alget iluoc est ma coronet & mes tresors*.

Ces emprunts à l'Ecclésiastique sont trop libres pour qu'ils aient pu être aperçus d'emblée. On est, par contre, un peu surpris que personne n'ait remarqué que cette deuxième partie du poème reproduit, en l'écourtant un peu,⁸⁾ le *liber generationis* qui forme le début de l'Evangile selon saint Matthieu.

Les quatre premiers noms du poème français: *Danz Abraham en jud premierz messaget* 67, *Issaac i vint Jacob & danz Joseph* 70, correspondent au verset 2 du chap. I de s. Matthieu: *Abraham genuit Issaac. Issaac autem genuit Jacob. Jacob autem genuit Judam et fratres eius*, Joseph étant en effet un des onze frères de Judas.⁹⁾ Les versets 3 à 5 de l'Evangile sont remplacés, dans le poème, par les noms de Moïse, Abimalec et Samuel (71—72) sur lesquels je reviendrai tout à l'heure. Aux vers 73—75 l'accord reprend avec saint Matthieu (v. 6—7). Je me borne à juxtaposer les noms dans leur ordre: *reiz David, Salamon, Roboam, Abia* = *David rex, Salomon, Roboam, Abias*. Le verset 7 de

⁶⁾ *Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français* II, No 4, p. 206 sqq.

⁷⁾ Je cite les Ecritures d'après l'éd. Tornaci Neruiorum, typis Soc. s. Joannis Euang., Desclée, Lefebvre et Soc. MDCCC. LXXXI. N'importe quelle autre édition catholique remplirait le même office.

⁸⁾ Les vers 87—88: *& plussors altresz. Enprès icelsz & molt altres barunsz* font allusion à ces coupures.

⁹⁾ On verra par la suite que c'est vraisemblablement la petite chronique d'Isidore de Séville (extrait de la grande, par lui inséré dans les *Etymologies*) qui a incité l'auteur du poème à introduire Joseph dans sa liste.

l'Evangile continue: *Abias autem genuit Asa*. Ce nom ainsi que ceux du verset 8 sont remplacés, dans le poème, par les noms d'Amos, Issaïas, Jeü et Joël (76—77) dont je réserve l'explication pour un instant. Le verset 9 de l'Evangile donne la succession de noms que voici: *Ozias, Joatham, Achaz, Ezechias*, ce qui correspond exactement aux quatre noms qui sont énumérés, dans le poème, à la suite de Joël: *Azarias* (77), *Joatam* (78), *Achaz* (79), *Ezelcias* (82). On sait que l'Ozias de saint Matthieu fut identifié par les pères de l'Eglise avec le roi Azarias de l'Ancien Testament.¹⁰⁾ L'Evangile poursuit au verset 10: *Ezechias autem genuit Manassen. Manasses autem genuit Amon. Amon autem genuit Iosiam*. Le poème passe la génération intermédiaire d'Amon pour terminer le v. 82, où figure Ezelcias, par ces deux vocables qui parfont le décasyllabe: *Manases, Josias*. Le vers suivant (83) donne en premier lieu le nom de *Joachim* où l'on reconnaît sans difficulté la dernière génération avant la captivité que saint Matthieu annonce en ces termes au verset 11: *Josias autem genuit Jechoniam, et fratres eius in transmigracione Babylonis*, le Jechonias de l'Evangile ayant été identifié, par l'Eglise, avec le Joachim biblique.¹¹⁾ La génération de Joachim est la dernière que le poète emprunte à saint Matthieu. Les quatre noms qui suivent, et qui sont les noms des trois compagnons de Daniel (damm Azarias¹²⁾ 83, Ananias 85, Misael 86) et du père de saint Jean-Baptiste (damm Zacharias 86), ne sont pas pris au *liber generationis*.

Sans nous arrêter au couplet suivant (88—90), dont le premier vers a été expliqué dans une note antérieure de ce chapitre et dont le vers final sera examiné, avec quelques vers des quatre premiers couplets, plus loin, je remarque que le couplet final (91 à 93): *Il enveiad sun angret a la pucele, Chi la saluet d'une saludz novelet En Nazareh*, est une paraphrase des versets 26—28 du chapitre I de l'Evangile selon saint Luc: *missus est angelus Gabriel a Deo in civitatem Galileae, cui nomen Nazareth, ad virginem desponsatam ... Et ingressus angelus ad eam dixit: Ave, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus*.

Je passe à présent aux noms dont j'ai réservé l'étude. Tous ces noms sont des noms bibliques, et le poète aurait pu les prendre

¹⁰⁾ Je me borne à citer saint Jérôme, en sa chronique: *a. Abr. 1191. Hebr. Juda XII. Azarias qui et Ozias a. LII* (éd. Alfr. Schoene, *Eusebii Chron. Can.* t. II (Berolini 1866) p. 73). De là l'identification a passé partout.

¹¹⁾ S. Jérôme, *op. cit.*: *a. Abr. 1415. Hebraeor. Juda Joachim qui et Jechonias mensibus III* (éd. cit. p. 93).

¹²⁾ Les éditeurs le défigurent en *damm Nazarias*; le prétendu *n* initial n'est pas autre chose que la consonne finale du mot précédent qui est redoublée devant la voyelle initiale du mot suivant. *Nazarias* n'existe pas dans la Bible. Cf. l'introduction à l'édition donnée en appendice à la présente étude.

aux passages de la Bible qui les mentionnent. Ce qui lui eût été un peu plus difficile de tirer des Ecritures, ce sont les synchronismes de ces personnages avec les générations de saint Matthieu. Certains synchronismes du moins, car il est évident que le père de saint Jean-Baptiste, Zacharie pouvait être placé immédiatement avant l'Annonciation sans le secours d'aucune chronique. Pour les autres, la chose eût été plus malaisée, et l'utilisation d'un ouvrage historique me paraît certaine, à tout le moins pour les vers 76 à 78 où les prophètes Amos, Issaïe, Jeü et Joël sont placés entre le règne d'Abias et celui d'Ozias-Azarias, pour le vers 79 où la fondation de Rome est rapportée au règne d'Achaz, et pour le vers 52 qui fait s'écouler cinq mille ans avant la date de l'Annonciation. Les données chronologiques dont l'auteur avait besoin se lisent dans la chronique de saint Jérôme et dans les ouvrages historiques qui mettent à contribution ce texte, comme la Grande Chronique d'Isidore (*Isidor maior*) et l'extrait qui en fut inséré par l'auteur dans ses *Origines* (*Isidor minor*), la Chronique de Bède en ses deux rédactions (*Beda maior et minor*).¹³⁾

Ecartons d'abord l'ouvrage de saint Jérôme, qui ignore la division augustinienne en six âges à laquelle le poème fait allusion aux vers 66, 73, 84 et 85.¹⁴⁾ C'est Isidore qui l'a introduite le premier dans les ouvrages historiques,¹⁵⁾ et l'on sait que Bède en fait aussi état.¹⁶⁾ Eliminons aussi le *Beda maior* qui ne nomme ni Amos, ni Joël, ni Issaïe. Le *Beda minor* et l'*Isidor minor* ne mentionnent pas, dans les mss. utilisés par Mommsen du moins, Daniel et ses trois compagnons, lesquels compagnons

¹³⁾ Les quatre ouvrages ont été publiés par Mommsen *Chronicon minorum* vol. II et III (*Monum. Germ. Auctt. antiq.* XI et XIII).

¹⁴⁾ Je reproduis ici un passage de s. Augustin où cette division est exposée: Ipse etiam numerus aetatum, ueluti dierum, si secundum eos articulos temporis computetur, qui scripturis uidentur expressi, iste sabbatismus euidentius apparebit, quoniam septimus inuenitur; ut prima aetas tamquam primus dies sit ab Adam usque ad diluuium, secunda inde usque ad Abraham, non aequalitate temporum, sed numero generationum; denas quippe habere reperiuntur. Hinc iam, sicut Matthaeus euangelista determinat, tres aetates usque ad Christi subsequuntur aduentum, quae singulae denis et quaternis generationibus explicantur: ab Abraham usque ad Dauid una, altera inde usque ad transmigrationem in Babyloniam, tertia inde usque ad Christi carnalem natiuitatem. Fiunt itaque omnes quinque. Sexta nunc agitur nullo generationum numero metienda propter id quod dictum est: *Non est uestrum scire tempora, quae Pater posuit in sua potestate* (Act. I, 7). Post hanc tamquam in die septimo requiescet Deus, cum eundem diem septimum, quod nos erimus, in se ipso Deo faciet requiescere (*De ciuit. Dei*. XXII, c. 30, ed. Dombart³, II, p. 634 sq.).

¹⁵⁾ Mommsen, *Chron. minor.* vol. II, p. 421; Wattenbach, *Deutsch. Geschichtsquellen* I⁷, p. 94, note 2.

¹⁶⁾ Le nombre de 5000 ans indiqué par le poème est un chiffre rond. Bède évalue les cinq premiers âges à 4952 ans, Isidore à un peu plus de 5200 ans.

sont nommés dans le poème. Ce détail n'a toutefois qu'une importance assez restreinte. Le Livre de Daniel débute par l'indication que voici: *Anno tertio regni Joakim regis Juda uenit Nabuchodonoser rex Babylonis in Jerusalem et obsedit eam.*¹⁷⁾ Il semble dès lors qu'un auteur, qui savait que le cinquième âge commençait avec la captivité et qui était décidé à nommer Ananias, Misael et Azarias, pouvait se passer d'une chronique pour placer ces personnages immédiatement après Joachim.¹⁸⁾ Ce qui est plus grave, c'est que, dans le *Beda minor*, Jëu et Amos sont séparés de Joël et Issaïe par le règne d'Ozias-Azarias.¹⁹⁾ L'*Isidor maior* dit, après avoir mentionné Abia (n° 117); *prophetabant in Judea Achias, Jeu, Amos, Johel et Azarias* (n° 120), pour déclarer, quelques articles après la mention d'Ozias (n° 135): *Osee, Amos, Esaia et Jona in Judea prophetantibus* (n° 141).²⁰⁾ Amos qui figure ici et là aurait pu suggérer à notre poète l'idée de réunir Amos, Issaïe, Jëu et Joël pour les placer avant le roi Azarias. Mais il est plus vraisemblable qu'il a pris ce renseignement, comme tous les autres, à l'*Isidor minor*, qui donne, dans certains mss., après la mention d'Abia (n° 77) et avant celle d'Ozias (n° 93), l'indication que voici: *Essaias*,²¹⁾ *Amos, Jeu, Johel prophetauerunt* (n° 80), c'est à dire qu'il nomme les quatre prophètes dans l'ordre même où on les lit dans le ms. conservé du poème français.²²⁾

Je propose donc de voir dans l'*Isidor minor*, c'est à dire dans les *Origines*, si répandues au moyen âge,²³⁾ la source des renseignements chronologiques du poète, sans toutefois me dissimuler que cette conclusion n'est nullement assurée. En effet, les éditions de Mommsen dont je me sers pour les quatre ouvrages en discussion sont établies d'après les „meilleurs“ mss., et n'indiquent pas les menues interpolations que ces textes

¹⁷⁾ I, 1. Les compagnons de Daniel sont nommés un peu plus loin, au verset 6: *Fuerunt ergo inter eos de filiis Juda Daniel, Ananias, Misael et Azarias.*

¹⁸⁾ Dans le poème, Azarias est *del quart edé*, les deux autres compagnons *del quint edé*. Ils peuvent en effet être comptés indifféremment ici ou là puisqu'ils sont à cheval sur les deux âges.

¹⁹⁾ Ed. cit. nos 93, 105, 106, 109.

²⁰⁾ Cf. encore n° 144: *prophetantibus in Judaea Osee et Johel, Esaia et Michea* (règne de Joatham n° 142).

²¹⁾ Remplacé dans d'autres mss. par Achias.

²²⁾ *ſ ab i vint Issaias Amos* 76. (rime *Azarias* 77) que je corrige en: *ſ ab i vint Amos Issaias*. Je suppose que le ms. original portait d'abord, en conformité avec le texte d'Isidor, *Issaias Amos*, mais que le poète, s'apercevant qu'une assonance en -a serait plus facile à trouver qu'une assonance en -o, a interverti l'ordre des deux mots en les munissant de signes de transposition. Par suite d'une négligence du copiste, qui n'avait pas prêté attention à ces signes, le ms. conservé reproduit la leçon abandonnée.

²³⁾ On sait que cet ouvrage nous a été transmis dans 250 mss. environ.

ont subies dans les mss. plus récents. Or, ce sont précisément ces légères retouches qui nous intéressent. Il se peut que quelques mss. des trois ouvrages écartés par nous soient justement interpolés par les *Origines* et concordent avec elles sur des points qui ont motivé notre préférence.

J'indique ici, pour la commodité du lecteur, les concordances du poème avec les *Origines*.

POÈME.

Danz Abraham 67.
Issaac 70.
Jacob, danz Joseph 70.
Moisen 71.
Danz Abinmalec 71.
Samuel 72.
Del quart edé pois i vint
reiz David 73.
Salamon 74.
Roboam 74.
Abia 75.
Issaïas Amos 76.
Jëu Jöel 77.
Dam Azarias 77.
Joatam 78.
Achaz i vint
adunc fud faitet Rome 79.
Ezelcias 82.
Manases 82.
Josias 82.
Joachim 83.
Damn Azarias del quart edé 84.
Del quint edé 85.
Ananias, Misael, dam Zacharias 86.

ISIDOR MINOR.

31. Abraham ann. C. genuit Issaac.
32. Issac ann. I.X. genuit Jacob.
34. Jacob ann. XC. genuit Joseph.
40. Moyses ann. XL.
52. Abimelech ann. III.
68. Samuhel ann. XL.
Quarta aetas.
71. David ann. XL.
73. Salomon ann. XL.
75. Roboam ann. XVII.
77. Abia ann. III.
80. Esaias, Amos, Jeu, Johel
prophetauerunt.
93. Ozias ann. LII.
95. Joatham ann. XVI.
97. Achaz ann. XVI.
98. Roma conditur.
99. Ezechias ann. XXVIII.
101. Manasses ann. LV.
105. Josias ann. XXXII.
107. Joachim ann. XI.
108. Nabuchodonosor Judeam capit.
111. Quinta aetas.

II.

Il ne suffit pas de reconnaître les sources d'un ouvrage pour en comprendre la composition. C'est la genèse des choses qui intéresse l'historien; il lui importe peu d'être éclairé sur le nombre et l'étendue des emprunts, s'il doit se résigner à ignorer les circonstances et les conditions dans lesquelles ces matériaux épars ont été colligés. Le poème *Quant li solleiz* est un centon composé de différents passages de la Bible. Deux livres de l'Ancien Testament, le Cantique des Cantiques et l'Ecclésiastique, et deux Evangiles, celui de s. Matthieu et celui de s. Luc, y ont été mis à contribution. Est-ce le hasard qui a fait choisir à l'auteur du poème ces quatre textes, et non pas d'autres, dans ce gros livre qu'est la Bible, ou bien ce choix a-t-il été déterminé par un motif particulier? La liturgie du moyen âge va répondre à cette question.

Un traité très répandu au moyen âge, le *De diuinis officiis* de Jean Belet (avant 1165) nous donne l'indication suivante au sujet des offices de l'Assomption:²⁴⁾

²⁴⁾ Ce traité a été édité par Laurimann (= Migne, t. 202, p. 14 sqq.). Malheureusement, cette édition n'est pas utilisable, voy. B. Haureau, *Notices et extraits de quelques mss. de la Bibl. Nat.*, I, p. 89 sqq.

Bibl. Nat. ms. lat. 714 (XII saec.), fol. 55, v^o col. 2. Lectiones leguntur de Cantico amoris scilicet *Osculetur me osculo oris sui* et responsoria similiter inde sumuntur. Illud quoque uide quod in hoc tempore leguntur libri Salomonis. Primo Parabole a principio Augusti, postea Ecclesiastes, deinde Canticum amoris cuius medietas in hoc festo legitur usque ad octauas, alia medietas reseruatur usque ad Natiuitatem beate Marie (*ms. Natiuitatem Domini*²⁵) et in ea legitur. Quarto legitur Ecclesiasticus. Quinto liber Ihesu filii Sirach. Sexto liber Philonis scilicet liber Sapientie.

Et de fait, nous trouvons indiqué le Cantique des Cantiques comme épître de la messe de l'Assomption dans les livres liturgiques. Je citerai, à titre d'exemple, les manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale 822 et 823, tous les deux du XII siècle. Dans le premier, provenant de Notre Dame de la Courtine de Limoges,²⁶ on lit le Cantique du verset *Egredimini* (III, 11) jusqu'au verset *Fons hortorum* (IV, 15) inclusivement (fol. 30, v^o). Le second, qui vient de l'abbaye de Remiremont, ajoute à ce morceau les versets 8 et 9 du chapitre VI, de *Una columba* jusqu'à *acies ordinata* (fol. 273, v^o).²⁷

Le ms. 823 indique (fol. 272 v^o), pour la messe de la vigile de l'Assomption, l'épître *In omnibus requiem* Eccl. XXIV, 11 à 20, qui comprend le verset *Ab initio* (14) utilisé dans le poème. Dans d'autres mss., l'épître de cette messe débute par ce même verset pour se terminer par le verset 16 *Et radicaui*. Je citerai en ce sens le mss. lat. Bibl. Nat. 14446 (XII saec., provenant de Lisieux) fol. 160 v^o, et 17307 (XII saec., prov. inconnue) fol. 210, v^o.²⁸

²⁵ Les mss. lat. Bibl. Nat. 715 (fol. 86, r^o, col. 2) et 13333 (fol. 119, r^o, col. 1), que j'ai consultés, portent également *Natiuitatem Domini*. Il est certain pourtant que cette leçon est fautive. Le Cantique des Cantiques n'a rien à faire avec la Noël. La correction admise dans le texte ne souffre aucune difficulté; elle est confirmée par un autre passage du traité de Belet: ms. cit. 714, fol. 21, r^o, col. 1: a Kalendis Augusti usque ad Septembrem leguntur tres libri Salomonis et duo Sapientie apocriphi; ita quod media pars Cantici canticorum reseruatur usque in Natalem beate Uirginis in Septembri, altera legitur in Assumptione.

²⁶ Sur cette église, dépendant, sauf erreur, de l'abbaye de Saint-Martial, voy. Duplès-Agier, *Chroniques de Saint-Martial de Limoges* (*Soc. Hist. France*), index, h. v.

²⁷ Ailleurs on lit le jour de l'Assomption, l'épître *In omnibus requiem* Eccl. XXIV, 11 sqq. ou *Ego quasi uitis fructificaui* Eccl. XXIV, 23 sqq. Voy. d'une part les mss. lat. Bibl. Nat. 9434 (fol. 217, v^o); 9435 (fol. 281 r^o); 9437 (fol. 96 v^o); 9439 (fol. 175 r^o); 11522 (fol. 178); 12054 (fol. 218 v^o); et le ms. lat. B. N. 15614 (fol. 223 r^o) de l'autre. La liturgie est assez flottante au moyen âge. Mes dépouillements n'ont pas été assez étendus pour que je puisse dire quelle est l'épître la plus fréquente.

²⁸ Ailleurs encore on lit l'épître *Ego quasi uitis* Eccl. XXIV, 23 à 31, p. ex. mss. lat. B. N. 9435 (fol. 280, r^o), 12054 (fol. 217 r^o).

C'est encore Jean Belet qui nous renseignera sur l'emploi liturgique du *liber generationis* que le poème met si largement à contribution :

Ms. lat. Bibl. Nat. 714 fol. 56, v^o, col 1: et legitur in hoc festo [= *Natiu. beate Marie*] euuangelium scilicet liber generationis ubi de genealogia Xpi agitur.

Guillaume d'Auxerre († 1230) confirme ce renseignement, comme d'ailleurs celui relatif au Cantique des Cantiques :

Ms. lat. Bibl. Nat. 14445 fol. 71 r^o col. 2: In festo ergo Natiuitatis [*scil. B. M.*] scilicet legitur genealogia Saluatoris, immo ipsius beate Uirginis, quia de eadem genealogia erant; nec (*ms.*²⁹) debent legi cantica canticorum sicut fit in quibusdam ecclesiis, quia magis pertinent ad festum Assumptionis.

Cet évangile de la messe de la Nativité de Notre Dame est indiqué dans la plupart des livres liturgiques, dont je ne citerai que les mss. lat. B. N. 823 (fol. 279 v^o), 14446 (fol. 164, v^o), 17307 (fol. 216 v^o).³⁰

Quant au quatrième texte sacré utilisé par le poète, le passage de s. Luc contenant le récit de l'Annonciation, l'on devine qu'il formait l'évangile de la messe du jour où l'Eglise commémore cet événement (25 mars). Tous les livres liturgiques consultés par moi sont d'accord à ce sujet. Je me borne à citer les mss. lat. B. N. 823 (fol. 279 v^o), 9439 (XII saec. prov. de Rennes, fol. 40 r^o), 10515 (XII saec. prov. de Metz, fol. 76 r^o).

Belet dit, dans le passage cité en premier lieu, que les répons des offices de l'Assomption sont tirés du Cantique des Cantiques. Il faudrait y ajouter les antiennes. Cet usage devait remonter à saint Grégoire. On s'en convaincra en consultant l'Antiphonaire du bienheureux Hartker du rite bénédictin³¹) et l'Antiphonaire de Compiègne du rite romain,³²) dont l'accord peut être considéré comme probant.³³)

III.

Les relations étroites que nous venons de constater entre le poème et la liturgie des fêtes de Marie nous permettent de soupçonner que le poème lui-même avait une destination liturgique.

²⁹) Les mss. lat. B. N. 14 145 (fol. 73 r^o) et 15 168 (fol. 127 v^o, col. 2), que j'ai consultés, portent également *set*, mais il me semble que la correction admise dans le texte s'impose.

³⁰) Dans une trentaine de mss. que j'avais consultés, je n'ai noté qu'une seule divergence dans le ms. lat. B. N. 9434 (fol. 225 v^o) qui indique pour cette messe l'évangile *Exurgens Maria*, Luc. I, 39 sqq., contenant le récit de la salutation de Marie par Elisabeth.

³¹) Publié en fac-similé dans la *Paléographie musicale*, 2^e série, monumentale, tome I, p. 296 sqq.

³²) Bibl. Nat. ms. lat. 17 436 (IX saec., et non VIII saec.) publié par Migne, t. 78, p. 798.

³³) Il va sans dire que ni tous les répons ni toutes les antiennes ne sont tirés du Cantique des Cantiques, mais un certain nombre seulement.

Quelle fut-elle? La composition des offices est trop flottante au moyen âge pour qu'on puisse désigner d'emblée la fête de Marie pour laquelle le poète inconnu écrivit son cantique. Entre l'Assomption avec le Cantique des Cantiques et l'Ecclésiastique, la Nativité avec le Livre de la génération et l'Annonciation avec l'Evangile selon s. Luc qui la raconte, le doute est permis. Il deviendrait même plus grand, si nous avions étendu davantage nos investigations liturgiques. C'est à dessein, en effet, que j'ai simplifié mon exposé; il était inutile d'encombrer cette étude de plus amples détails. La liturgie nous a renseigné sur le caractère du poème; nous nous adresserons encore à elle pour déterminer la forme et l'étendue primitive de l'œuvre qu'on suppose être incomplète de la fin dans l'unique manuscrit conservé; mais elle ne saurait nous éclairer sur la destination de ces couplets inspirés par tant d'offices. Celle-ci demeurerait, je le crains, à tout jamais inconnue, si, par un hasard heureux, le poète lui-même ne s'était chargé de nous la révéler.

Je fais allusion aux deux premiers vers du poème:

Quant li solleiz converset en Leon
En icel tens qu'est ortus Pliadon,

dont la précision astronomique est remarquable.

Au sujet de ces deux vers M. Gröber a fait la remarque suivante: *Die astronomische Angabe spricht von der heliakischen Zeit der Pleiaden (ortus Pliadon), die in dem Monat, wo li solleiz converset en Leon (siehe dazu Phil. v. Thaun Comp. 1315 ff.), d. h. im Juli, der Morgen ist; V. 1—2 sagt daher, nur gelehrter, dasselbe, wie V. 1 u. 3: an einem Julimorgen.*³⁴⁾

Koschwitz a développé cette indication dans le passage que voici: *Die in den ersten beiden Zeilen gegebene Zeitbestimmung hat, vielleicht weil sie mit Hilfe jedes guten Kalenders verständlich ist, vor Gröber l. c. keinen Erklärer gefunden. Die Zeit, quant li solleiz converset en leon, wo die Sonne also in das Zeichen des Löwen tritt, ist Ende Juli, genau der 22., und die (heliakische) Zeit, wo der ortus pliadon, der Aufgang der Plejaden, Ende Juli stattfindet, ist der Morgen, so daß das folgende per unt matin nur dazu dient, die vorangehende Zeitangabe zu verallgemeinern, damit nicht ein bestimmter Tag und eine genau bestimmte Morgenstunde angenommen werde. Die ganze erste Strophe heißt demnach nichts anderes als: an einem Julimorgen.*³⁵⁾

Koschwitz semble attribuer ici au mot *converset* le sens du latin *convertere ad uel in aliquid*, se tourner, diriger vers quelque chose, et il est possible que M. Gröber ait compris de la même façon cette expression. Tous les deux parlent, en effet, du mois de juillet sans se rendre compte que le mois d'août mérite aussi d'être pris en considération. Je ne crois pas que le verbe *converser*

³⁴⁾ *Zeitschrift für rom. Phil.* VI, p. 474.

³⁵⁾ *Kommentar z. d. ält. frz. Sprachdenkm.* p. 196.

ait, dans notre poème, un sens différent de celui qu'il possède partout ailleurs au moyen âge, et qui est „demeurer“. Quant au signe du Lion, il convient d'observer qu'au moyen âge, on le mettait en relation avec le mois d'août plutôt qu'avec le mois de juillet, ainsi qu'en témoigne un vers bien connu des computistes:

*Augustum mensem Leo feruidus igne perurit.*³⁶⁾

D'après le comput médiéval, le soleil change de position le quinze des calendes de chaque mois.³⁷⁾ Il entre donc dans le signe du Lion le 18 juillet (*XV. Kal. Aug.*) et y demeure jusqu'au 18 août (*XV. Kal. Sept.*), où il entre dans le signe de la Vierge.³⁸⁾

Pour ce qui est du lever héliaque, je ferai remarquer que c'est, par définition, un lever matinal, n'ayant lieu qu'une fois par an pour chaque étoile. On entend, en effet, par ce terme le premier lever visible d'une étoile à la pointe du jour. Ce n'est d'ailleurs pas à ce lever que le poème fait allusion. Car, pour les Pléiades, il ne tomba jamais, dans l'ère chrétienne, au mois d'août ni au mois de juillet. Au temps de la naissance de Jésus-Christ il eut lieu le 27 mai; aujourd'hui il s'observe le 15 juin.³⁹⁾ Se produisant chaque siècle avec environ un jour de retard, il devait tomber à l'époque de la composition de notre poème le 6 ou le 7 juin, d'après notre manière de compter.

Il faut donc admettre qu'en parlant de l'*ortus Pliadon*, le poète a eu en vue un autre lever. Le vrai lever cosmique et les levers, vrai et apparent, achroniques n'entrant pas en ligne de compte,⁴⁰⁾ il faut conclure, de toute nécessité, que cette indication

³⁶⁾ Il est cité par Bède, *de temp. c. XV de signis duodecim mensium*: Singuli autem menses sua signa in quibus solem recipiant habent: Aprilis Arietis . . . Julius Cancrī, Augustus Leonis . . . , sicut quidam ueterum etiam uersibus explicauit heroicis: *Respicit Apriles Aries. . . . Solstitio ardentis Cancrī fert Julius astrum, Augustum mensem Leo feruidus igne perurit. . .* (Migne t. 90 p. 358). De là ces vers ont passé dans bien des calendriers. Voy., à titre d'exemple, ceux qui se trouvent en tête des mss. lat. Bibl. Nat. 823 (XII s.) et 12 056 (XII s.)

³⁷⁾ Voy. p. ex. Bridferth de Ramsey (X siècle), *glos. sur Bède*, Migne, t. 90 p., 358; *Computus uulgaris* p. p. Migne, t. 90, p. 771—774 et les calendriers en tête des mss. lat. Bibl. Nat. 823, 9434, 9437, 9439, 12 056, 13 250, 17 307, écrits en France aux XI et XII siècles.

³⁸⁾ Il n'en est plus de même aujourd'hui. En 1907, dernière année pour laquelle j'ai pu me procurer une publication faite par les gens de métier, le soleil entra dans le Lion le 24 juillet à 1 h. 27 min., dans la Vierge le 24 août à 8 h. 13 min. (*Annuaire des longitudes* 1907).

³⁹⁾ Valentiner, *Handwörterbuch der Astronomie*, v^o *Chronologie*, t. I, p. 604.

⁴⁰⁾ Le vrai lever cosmique est le moment où le lever de l'étoile coïncide avec celui du soleil; il n'est donc séparé que de quelques jours du lever héliaque. Le vrai lever achronique est le moment où le lever de l'étoile coïncide avec le coucher du soleil. Le lever achronique apparent est le dernier lever visible de l'étoile à l'approche de la nuit; il précède évidemment le vrai lever achronique, les levers et les couchers des étoiles ayant lieu chaque jour 3 minutes 56 secondes (chiffre de Valentiner, *op. et v. cit.* t. I p. 602) plus tôt que la veille.

se réfère à ce que, dans le langage usuel, on entend par le premier lever d'une étoile: le jour où on l'observe, pour la première fois dans l'année, sur le ciel étoilé. De nos jours, les Pléiades sont invisibles du mois avril au mois d'août; elles commencent à paraître en septembre, se levant vers neuf heures du soir.⁴¹⁾ A l'époque de la composition de notre poème cette date était avancée de huit ou neuf jours: nous venons de voir, à propos du lever héliaque, que les dates annuelles des Pléiades subissent un jour de retard par siècle.

A cette correction, il convient d'en ajouter une autre, si l'on veut préciser à quelle date du calendrier alors en usage l'on observait l'*ortus Pliadon*. On sait, en effet, que l'année julienne, qui était la base du calendrier jusqu'à la réforme de Grégoire XIII, comporte un excédant de onze minutes douze secondes sur l'année tropique, et que, par suite de cette discordance, les dates de ce calendrier retardent d'un jour par cent vingt huit ans et demi.⁴²⁾ Dans la seconde moitié du onzième siècle ou au début du douzième l'erreur comportait plus de huit jours.⁴³⁾ Avec les huit à neuf jours de recul astronomique, cela fait un total d'au moins dix sept jours dont il faut devancer la date actuelle du lever.

C'est donc vers la mi-août du calendrier julien que les gens du onzième ou douzième siècle observaient l'événement astronomique désigné dans le poème par le vocable *ortus Pliadon*.⁴⁴⁾ La fête de l'Assomption étant précisément célébrée à cette date (15 août), où le soleil demeure encore effectivement, d'après le comput médiéval, dans le Lion, c'est pour cette solennité que le poème *Quant li solleiz* a été composé.

IV.

Ce n'est évidemment pas pour nous faciliter de reconnaître la destination du poème que son auteur l'a daté d'après les événements astronomiques. Les données chronologiques des deux premiers vers, le signe du Lion et le lever des Pléiades, doivent poursuivre un autre but. Une interprétation allégorique semble être indiquée. Gaston Paris opinait déjà en ce sens, tout en avouant ne pas saisir l'allégorie.⁴⁵⁾ M. Mettlich, qui attribue notre poème à saint Bernard, essaie de la préciser en son mémoire.⁴⁶⁾

⁴¹⁾ Flammarion, *Les étoiles et les curiosités du ciel* (Paris 1882) p. 274.

⁴²⁾ Chiffres de Valentiner, *op. et v. cit.*, I, p. 615.

⁴³⁾ C'est en l'an 1028 (= $128\frac{1}{2} \times 8$) qu'elle comporta huit jours précis.

⁴⁴⁾ Je dis *vers* la mi-août parce que le lever d'une étoile ne s'observe pas partout et toujours à la même date. Les différences des lieux d'observation, l'état de l'atmosphère et du ciel, l'acuité de la vue de l'observateur sont des facteurs qui jouent ici un rôle; on peut l'évaluer à deux ou trois jours près.

⁴⁵⁾ *Jahrb. f. rom. u. engl. Lit.*, VI, p. 363.

⁴⁶⁾ *Roman. Forschungen*, VI, p. 285 sqq.

Il voit dans les sept étoiles des Pléiades un emprunt à une épître antérieure de saint Bernard, où celui-ci comparait les sept erreurs d'Abélard aux sept têtes de l'hydre. Le changement de la bête de Lerne en la constellation des filles de Pléioné lui paraît d'autant plus plausible qu'à son sentiment, c'est précisément cette métamorphose qui aurait permis au fondateur de Clairvaux d'atteindre son adversaire à travers l'allégorie de l'indication astronomique.⁴⁷⁾

Cette explication ferait assurément honneur à l'ingéniosité de saint Bernard, s'il était réellement auteur du poème, et à la perspicacité de ses lecteurs. Elle se heurte pourtant à plusieurs difficultés, dont une apparaîtra plus clairement quand j'aurai discuté, à l'appendice de la présente étude, la date du manuscrit du poème, date contemporaine encore, à la rigueur, de la naissance de saint Bernard, mais antérieure sans doute à ses démêlés avec Abélard. Dans le signe du Lion, M. Mettlich voit une allusion à l'antipape Anacleté (*Petrus Leonis*). Quoique cette allégorie soit plus transparente que la première, j'hésite à l'admettre. J'estime que notre poète, qui semble être assez familier avec les Ecritures et leur interprétation, a entendu par *Leon* le *Leo de tribu Juda* de l'Apocalypse de saint Jean (V, 5) où l'Eglise reconnaissait le Christ. Ce qui me confirme dans cette opinion, c'est que la poésie religieuse latine désigne très souvent ainsi Jésus. Tous ceux qui ont quelque habitude de cette littérature savent que *Leo de tribu Juda* est le symbole pour ainsi dire constant de Dieu incarné.

Quant aux Pléiades, l'attention des dévots était attirée sur elles par le verset suivant du livre de Job.: *Numquid coniungere ualebis micantes stellas Pleiadas aut gyrum Arcturi poteris dissipare?* (XXXVIII, 31).

Ce passage reçut, chez les Pères de l'Eglise, une interprétation que le moyen âge entier répéta d'après saint Grégoire, et que voici :

Potest igitur per Arcturum, qui a plaga frigoris nascitur lex [*scil. uetus*], per Pleiadas uero, quae ab oriente surgunt, Testamenti Noui gratia designari... Pleiades uero, quae ipsae quoque, sicut superius diximus, septem sunt, Testamenti Noui gratiam tanto apertius indicant, quanto cuncti liquido cernimus, quod per illam fideles suos Spiritus sanctus septiformis muneris lumine illustrat... Redemptor autem noster in carne ueniens Pleiades iunxit, quia operationes septiformis Spiritus simul in se et cunctas et manentes habuit.⁴⁸⁾

⁴⁷⁾ „Die Verwandlung der 7köpfigen Hydra der Briefe Bernhards in das Plejadengestirn kann unserer Erklärung keine Schwierigkeit machen, wenn man bedenkt, welch' glückliche Verschmelzung von astronomischer und allegorischer Zeitbestimmung grade durch diese Metamorphose dem Dichter möglich wurde“ (*op. cit.* p. 289).

⁴⁸⁾ S. Gregor. in *Job XXXVIII*, 31 (Migne, t. 76 p. 518—519), répété textuellement par Hraban Maur, *de universo lib. IX, cap. de Pleiadibus et sq.* (Migne 111 p. 272 sq.), s. Eudes de Cluni, *Epit. moral. s. Greg. lib. 30* (Migne 133 p. 449), Robert, abbé de Saint Héribert de Tui, in *Job l. c.* (Migne 168 p. 1162), Garnier, sous-prieur de Saint Victor, *Gregorian. lib. I cap. de Pleiadibus* (Migne 193 p. 44 sq.), etc.

On comprend maintenant l'économie des deux premiers vers du poème. Le poète, qui se propose de célébrer, à l'occasion de la fête de l'Assomption, la Vierge qu'il identifie avec l'Eglise du Christ par lui expressément opposée à la Synagogue du Vieux Testament, place la vision matinale, par laquelle il fait débiter le poème, à une date astronomique, qui tout en indiquant la destination de son œuvre (15 août), symbolise la grâce répandue sur les hommes par l'avènement de la Nouvelle Loi. La douce plainte que la Vierge enlevée miraculeusement au ciel le 15 août fait entendre avant de s'unir mystiquement à son divin Amant, est censée avoir été ouïe par le poète le matin où, le soleil demeurant dans le signe du Christ, se leva la grâce du Nouveau Testament.

V.

Connaissant la destination du poème, nous pouvons aborder l'étude de quelques emprunts faits par le poète à la liturgie que nous avons dû négliger dans les chapitres précédents. Ils sont, en effet, peu importants; ce sont à proprement parler des réminiscences plutôt que des emprunts, et s'ils attirent notre attention, c'est que tous, ils nous ramènent aux offices de l'Assomption.

C'est la forme d'une vision matinale que le poète a choisie pour célébrer l'assomption de la Vierge au ciel. Il est remarquable que le premier office du matin de l'Assomption, celui qu'on célèbre avant le lever du jour, le premier nocturne comporte des répons, dont le premier chante, lui aussi, une vision:⁴⁹⁾

Uidi speciosam sicut columbam ascendentem desuper riuos aquarum, cuius inestimabilis odor erat nimis in uestimentis eius. Et sicut dies uerni circumdabant eam flores rosarum et lilia conuallium.

Ce répons est suivi du verset suivant, qui forme aussi la clôture d'un répons ultérieur du même office:⁵⁰⁾

Quæ est ista quæ ascendit per desertum sicut uirgula fumi ex aromatibus myrrae et thuris. Et sicut.⁵¹⁾

L'écho des mots *uidi speciosam* du répons semble se répercuter dans le v. 4. *Vne pulcellet odit* et le v. 7: *Gentilz pucellet molt t'ai odit*. L'interrogation *Quæ est ista* du verset est reprise, avec changement de sujet⁵²⁾ dans le v. 9: *χ̄ chi est illi?* Ce changement a sans doute été déterminé par les versets 8 et 10 du psaume *Domini est terra* (XXIII), qui est chanté immédiatement avant le répons *Uidi speciosam*:

⁴⁹⁾ Je cite les antiennes et les répons d'après l'*Antiphonaire du bienheureux Hartker*, publié en fac-similé phototypique dans la *Paléographie musicale*, 2^e série, monumentale, t. I. p. 296 sqq.

⁵⁰⁾ Répons *Quae est ista quae processit*, troisième ou quatrième, suivant les mss., dans l'office bénédictin; troisième ailleurs.

⁵¹⁾ On sait que la finale du verset est formée par la reprise du début de la partie finale du répons.

⁵²⁾ On se rappelle qu'ailleurs le poète se permet des changements analogues avec ses sources, voy., p. ex., v. 61 où un verset s'appliquant à la Sunamite est rapporté par le poète à la Synagogue.

Quis est iste rex glorie? Dominus fortis et potens, Dominus potens in proelio.

Quis est iste rex glorie? Dominus uirtutum ipse est rex glorie.

Quant à la Vierge, elle est interpellée directement dans l'antienne:

Virgo prudentissima, quo progredieris quasi aurora ualde rutilans? Filia Sion, tota formosa et suavis es, pulchra ut luna, electa ut sol.

Les deux premiers mots de cette antienne confirment la restitution communément donnée du v. 10 du poème, partiellement mutilé dans le manuscrit: [*Li*⁵³) *vi]rget fud de bon [enten-*dem]ent.

Avant de clore son chant par la mention de l'Annonciation, le poète fait dire à la Vierge: *Enprès icelsz & molt altres barunsz Par cui mi siret mei ma[n]datz sa raisum, Mei uolt a ve i r* 88—90.

Le dernier vers est une réminiscence du premier verset clôturant le répons du graduel *Propter ueritatem*, chanté, d'après d'innombrables manuscrits,⁵⁴) à la messe de l'Assomption:

Audi filia, et uide, et inclina aurem tuam: quia concupiuit rex speciem tuam.⁵⁵)

VI.

Il fallait signaler tous les rapports, même les plus ténus, du poème avec la liturgie parce qu'ils vont nous aider à examiner une question qui a préoccupé la critique. D'après G. Paris, dont l'opinion a été suivie par plusieurs érudits, le poème serait composé à l'occasion de quelque événement qui avait porté du trouble dans l'Eglise et affligé les âmes pieuses.⁵⁶) Cette supposition ne me paraît pas fondée.

C'est la quête de l'Amant perdu par l'Eglise, décrite dans le poème, qui semble avoir suggéré à G. Paris son hypothèse. Il a remarqué pourtant lui-même que cette situation avait été fournie au poète par l'interprétation du Cantique des Cantiques universellement admise de son temps. Le Cantique des Cantiques étant mis fortement à contribution dans les offices de l'Assomption, il est plus prudent de renoncer à voir dans les passages du poème qui en dérivent une allusion aux événements contemporains.

⁵³) On propose communément *La*; on verra, à l'appendice, les raisons qui me font préférer la restitution adoptée ci-dessus.

⁵⁴) Je n'ai rencontré aucune exception dans les livres de chœur des XI et XII siècles que j'avais consultés au cours de cette étude. On sait que ce graduel est chanté aujourd'hui encore à la messe de l'Assomption (*Liber Gradualis ... in usum Congreg. Benedict. Galliarum praesidis eiusdem iussu editus*, Tornaci Neruiorum 1883, p. 557). Parmi les mss., je ne citerai que les mss. latt. Bibl. Nat. 823 (fol. 273 vo) 1132 (fol. 88 vo), 9434 (fol. 217 vo), 9435 (fol. 281 ro), 9439 (fol. 175 ro), 10 511 (fol. 204 ro), 11 522 (fol. 178), 12 054 (fol. 218 vo) etc. etc.

⁵⁵) Ce verset est tiré des v. 11—12 du psaume *Eructauit* (XI.IV).

⁵⁶) *loc. cit.* p. 363.

Car il y a apparence que cette pièce, composée pour l'Assomption et inspirée si largement par la liturgie de cette fête, lui emprunte aussi son sens intime.

L'enlèvement de Marie au ciel consacre définitivement l'union mystique de la Vierge avec son divin Amant. C'est le moment précédant immédiatement l'accomplissement de ce mystère qui fait le sujet de la vision poétique de notre pièce. Prenant texte du premier répons du premier nocturne de l'Assomption (*Uidi speciosam*), le poète aperçoit la Vierge (v. 4 sqq.), mais, s'appuyant sur le Cantique des Cantiques (*cap. III*), il rapporte le verset du répons (*Quae est ista*) non à l'acte même de l'Assomption, mais à la fin de la Quête matinale qui le précède.⁵⁷) Comme dans l'antienne *Virgo prudentissima*, il l'interpelle et la fait répondre, en conformité avec le livre sacré, par la description de la beauté de l'Elu (v. 13 sqq., *Cant. V*, 10 sqq.) et de la sienne propre (v. 22 sqq., *Cant. IV*, qui forme l'épître de la messe), en faisant terminer ce morceau par l'évocation de l'amour qui unit la Vierge à l'Amant (v. 31 sqq., *Cant. II*, 11). Suit le récit de la Quête (v. 40 sqq., *Cant. III* et *V*, 6 sqq.), dont un épisode, celui des *escalgaites* brutalisant l'Amante, lui inspire l'idée de décrire toutes les péripéties de cet amour. Après avoir évoqué le souvenir de la Synagogue (v. 52 sqq.) pour bien marquer que dorénavant, *Quant li solleiz conversèt en Leon*, *En icel tens qu'est ortus Pliadon*, elle sera définitivement délaissée par le Lion de la tribu de Juda, du moins en tant qu'elle ne voudra pas se pénétrer de la grâce du Nouveau Testament (v. 61 sqq.), la Vierge passe à l'énumération des gages d'amour par elle reçus pendant la domination de l'Ancienne Loi (v. 64 sqq.). L'Annonciation en étant le dernier, c'est dans les évangiles de la génération que le poète est allé chercher l'inspiration de cette partie de son œuvre. L'Evangile selon saint Matthieu fut choisi par lui de préférence à celui selon saint Luc (*III*, 23 sqq.), à cause de son emploi liturgique: il est lu à la messe de la Nativité de la Vierge, alors que l'autre ne semble être utilisé à aucune fête de Marie. La fin du *liber generationis*, qui décrit l'apparition de l'Ange à Joseph (*Matth. I*, 19 sqq.), a dû être remplacée par le récit de l'Annonciation proprement dite, pris à un autre passage de saint Luc (*I*, 26 sqq.), et formant l'évangile de la messe de l'Annonciation, ne fût-ce qu'à cause de sa supériorité poétique. Le gracieux récit de l'*Aue* devait l'emporter sur le texte de saint Matthieu qui rappelle la désobligeante intention de Joseph de répudier Marie. L'heu-

⁵⁷) *Cant. cant. III*: In lectulo meo per noctes quaesiui quem diligit anima mea; quaesiui illum, et non inueni. Surgam, et circuibo ciuitatem; per uicos et plateas quaeram quem diligit anima mea ... Le récit de cette quête est suivi, au verset 6, de l'interrogation *Quae est ista quae ascendit per desertum* etc., qui forme précisément le verset du répons dont il s'agit.

reux emprunt au premier verset du graduel de l'Assomption *quia concupiuit rex speciem tuam* (v. 90) relie adroitement les deux évangiles.

Plus on considère le poème, plus on est frappé de l'harmonie de sa composition et de la puissance de l'art qui s'en dégage. L'auteur a vivement ressenti la poésie de la fête de l'Assomption, il a pénétré la signification intime des offices célébrées à cette solennité, et s'en étant assimilé la beauté, il a épanché ses impressions élevées dans une composition dont l'ordonnance est remarquable par la parfaite cohésion de l'ensemble et la grâce sévère — ce mot si juste est de G. Paris — des détails. Dans une langue à la fois très simple et très poétique, il fait éclater la „douce“ plainte de la Vierge en atténuant ce que les versets du Cantique des Cantiques peuvent avoir de trop sensuel, de trop humain pour n'en garder que le sens spirituel; puis, ayant emprunté à son modèle, presque textuellement, le couplet de l'adjuration des filles de Jérusalem, et comme pour en voiler l'accent trop passionné, il fait suivre cet appel suprême de la Vierge languissant d'amour par le rappel serein des grâces par elle reçues de son divin Amant. L'éloge de l'Elu, l'éloge de la Vierge par celui-ci, la Quête avec le douloureux incident des *escalaites*: la plainte, préparée de longue main par l'évocation, pleine d'émotion contenue, de la sublimité de l'amour (couplets 1 à 13), s'élève graduellement, par étapes, en mentionnant successivement les appels demeurés sans réponse, la brutalité des gardes et l'outrage subi pour l'amour de l'Amant pour arriver à son apogée au couplet de l'adjuration (couplets 14 à 17); comme si elle avait exhalé dans ces quatre couplets toute sa douleur, la Vierge reprend ensuite le grave calme des strophes précédentes et termine sa plainte, comme elle l'avait commencée, par un long récit des honneurs à elle rendus par l'Elu (couplets 18 à 31).

On remarque la même maîtrise dans la façon de traiter les détails. La manière dont le poète utilise ses sources est caractéristique. Peu ou point de traductions serviles, mais une adaptation libre, témoignant d'une grande souplesse dans le maniement de la langue poétique. Il trouve p. ex., dans sa source, la comparaison de la beauté avec les astres: *quasi aurora consurgens, pulchra ut luna, electa ut sol*. Ces trois comparaisons se transforment sous sa plume en une seule, beaucoup plus puissante: *Il est plus gensz que solleiz enn estéd* 16, qu'il était de l'énergique affirmation: *Vers lui ne puet tenir nulle clartez*,⁵⁸⁾ *Tant par est belsz* 17—18. De même, il y a beaucoup de finesse dans la façon dont le verset *Iam enim hiems transiit, imber abiit et recessit etc.*, qui, dans le Cantique des Cantiques, ne fait que motiver

⁵⁸⁾ Ce vers est peut-être inspiré par Eccli. XLIII, 3: *et in conspectu ardoris eius quis poterit sustinere?*

l'appel de l'amant à la Sunamite, a été mis par le poète en rapport avec la beauté de la Vierge faisant reflleurir la nature dans un printemps éternel: *La ou jo suïd, iversz n'i puet durer, Toz tens florist li leuz de ma beltez* 31—32. Voyez encore les v. 37—39 (*uox turturis audita est in terra nostra*) qui donnent lieu à une observation analogue ou considérez la grâce du v. 23 où il est dit que l'Elu aime tant la Vierge qu'elle lui paraît *toz temps novelet*.

VII.

J'ai essayé de montrer la valeur littéraire du poème, encore que je sois assez mal préparé à la critique esthétique, parce que je me propose d'en tirer argument pour la détermination de l'étendue primitive du poème.

G. Paris, dont l'opinion est acceptée universellement, croyait que l'unique copie qu'on conserve du poème était incomplète de la fin. Il a pourtant remarqué lui-même que rien, dans l'état matériel du manuscrit, ne révélait une mutilation.⁵⁹ Ce sont donc des raisons internes qui lui ont suggéré sa conviction. Les mêmes raisons internes nous font adopter l'opinion contraire. L'Annonciation dont le récit termine le poème dans le ms. peut être considéré à bon droit comme le dernier des gages d'amour reçus par la Vierge sous la domination de l'Ancienne Loi. J'ajoute qu'en supposant au poème une étendue plus grande que celle que nous lui connaissons, on en détruirait la belle ordonnance. Nous venons de voir que la plainte proprement dite de la Vierge occupe actuellement le centre du poème. Treize couplets exactement la précèdent et quatorze la suivent. Le douze vers plaintifs sont mis ainsi en relief. J'espère avoir établi, dans le chapitre précédent, que notre poète était assez conscient des ressources

⁵⁹ Koschwitz, *op. cit.* p. 171 a voulu appuyer l'hypothèse de G. Paris par la considération suivante: „Die Verse des Gedichtes sind nicht getrennt, sondern nur die Strophen durch am Schluß derselben befindliche Semicola geschieden. Dasselbe Zeichen befindet sich auch am Schluß der letzten Strophe, so daß wir auch ein äußeres Merkzeichen besitzen, daß mit dieser unser Gedicht keineswegs zu Ende war.“ J'avoue ne pas saisir la portée de cette remarque. Le signe de ponctuation qu'on met à la fin d'un couplet marque évidemment la pause la plus forte. Il n'y a pas de raison de ne pas le mettre à la fin de la pièce. On sait du reste que certains copistes n'emploient, en fait de signes de ponctuation, que le point et virgule (retourné ou mis à notre manière), et qu'alors c'est par ce même signe qu'ils marquent l'achèvement du morceau transcrit. Notre manuscrit (lat. Bibl. Nat. 2297) en contient trois exemples au fol. 91 r^o. Les trois morceaux qui y sont copiés se terminent tous par un point et virgule. Un autre exemple est fourni par Schum, *Exempla Codd. Amplonianorum Erfurtensium* (Berlin 1882), pl. 6. Parmi les mss. en langue vulgaire, je me borne à citer celui de la *Vie de S. Léger*; le poème y est terminé par un point et virgule, et c'est encore ce signe de ponctuation qui est mis à la fin de la souscription: *finit. finit finit ludendo dicit*; (*Les plus anciens monuments, Soc. anc. textes*, pl. 9).

de son art pour qu'on pût conclure à une intention de sa part dans cette heureuse disposition.

Une observation paléographique confirme ces considérations. La page du livre qu'occupe notre pièce est réglée à la pointe sèche. Une double ligne encadre la place destinée à recevoir l'écriture; trois lignes verticales la divisent en deux colonnes, qui, grâce aux interstices entre ces trois lignes, se trouvent munies chacune d'une petite marge intérieure; les extrémités de toutes ces lignes sont prolongées au-delà du cadre; le tout suivant une disposition fort commune à cette époque.⁶⁰⁾

C'est l'interstice entre les deux lignes horizontales inférieures qui est destiné à recevoir la dernière ligne d'écriture de chaque colonne: la dernière ligne du texte doit reposer sur la ligne extrême du cadre, de même que la première ligne de chaque colonne doit être couchée sur la ligne extrême opposée. Le scribe s'est conformé à cet usage. Son texte est bien aligné, sauf les fins de lignes qui déferlent souvent sur la petite marge de droite. Encore faut-il remarquer que la ligne médiane de séparation n'est jamais dépassée par l'écriture. Aussi est-on surpris de constater que les deux vers terminant la deuxième colonne se trouvent tracés audessous de la ligne extrême du cadre. L'interstice entre les deux lignes du cadre a bien reçu la dernière ligne de la colonne de gauche: *mi ueftement al fom plai/fir*; mais, dans la colonne de droite, il est occupé par les mots: *enueiad fum angret alapucele*. Ce qui suit, la fin du texte actuel, disposée ainsi:

chilafaluet dune jaludz nouelet

[ennazareh;

se trouve en dehors du cadre, forme deux lignes supplémentaires en marge (inférieure).

Il semble donc que le copiste n'a pas voulu commencer une page nouvelle. Quelle en est la raison? Je ne crois pas que ce soit le désir de terminer la colonne sans scinder le couplet. Car si la colonne de gauche se termine avec la fin d'un couplet (coupl. X), ce n'est qu'un effet du hasard. Le scribe marque la fin du couplet par un point et virgule et son début par une majuscule, mais il ne se soucie pas de distinguer autrement les couplets: il ne va jamais à la ligne pour commencer un couplet. Dans ces conditions, on ne voit pas bien pourquoi il serait descendu dans la marge inférieure, si son texte devait se poursuivre sur la page suivante. Mais tout devient clair, si l'on suppose qu'il était au bout de son texte. S'apercevant qu'après avoir rempli la colonne, il n'avait plus que quelques mots, exactement seize

⁶⁰⁾ Sur le fac-similé réduit du poème publié par E. Monaci, *Facsimile di documenti per la storia delle lingue e delle letterature romanze*, Roma [1910], Domenico Anderson, pl. 29, ces détails sont visibles partiellement seulement.

syllabes à transcrire pour achever sa besogne, il a cru pouvoir se dispenser de commencer à cet effet une page nouvelle.

VIII.

L'étude paléographique confirme donc la conclusion obtenue par l'examen interne du poème: nous possédons bel et bien l'œuvre entière du poète. Il y a pourtant une part de vérité dans la supposition de G. Paris: il manque certainement quelque chose au poème. Ce sentiment, la première lecture nous le suggère d'abord. Quand on lit cette pièce sans idée préconçue et sans penser à autre chose qu'à suivre la pensée du poète, on ne peut se défendre de l'impression assez vive qu'elle finit *ex abrupto*.

Un peu d'attention suffit pour découvrir le motif de cette sensation. Voici la teneur du couplet final:

Il enveiad sun angret a la pucele,
Chi la saluet d'une saludz novelet
En Nazareh.

Le prétérit *enveiad* est ici suivi du présent, garanti par la mesure du vers, *saluet*. Ce passage d'un temps du passé au temps du présent produit un effet bien connu. Il ajoute de la vivacité au récit et met en relief une action dont le caractère saillant est souligné par le fait qu'on nous l'indique comme s'accomplissant en notre présence, devant nos yeux pour ainsi dire. Or, comment est ici déterminée cette action qu'on essaie de nous rendre plastique par l'emploi du présent? D'une manière assez étrange, par un déterminant générique (*saludz novelet*) précédé de l'article indéfini. Et le vague de cette détermination est accusé encore par l'indication si précise du lieu: *En Nazareh*. On en est choqué. Car la salutation de la part d'un messager est un fait si banal qu'elle mérite à peine d'être mentionnée. C'est la nouveauté du salut de l'ange qui rend son geste intéressant et en fait l'événement saillant du récit, et c'est justement cette nouveauté que le poète entend ne pas préciser. Il ne nous dit pas en quoi elle consistait, et, par l'emploi de l'article indéfini, il indique clairement qu'il ne désire pas que nous devinions que c'est de l'Aue qu'il s'agit. La *saludz novelet* ou *saludz novelet* est aisément reconnaissable pour tout homme du moyen âge; tout le monde connaissait alors l'Aue *Maria gratia plena* de Gabriel.⁶¹⁾ Mais une *saludz novelet* dérouté: on ne sait à quoi songer, et l'on s'attend à ce que le poète précise sa pensée. C'est cette attente trompée qui nous donne l'impression que le poème est interrompu à cet endroit. En le relisant une seconde fois, le lecteur, prévenu, complète lui-même le couplet resté en suspens

⁶¹⁾ Je me sers, comme il convient, de la formule liturgique *Aue Maria gratia etc.* et non de la formule évangélique *Aue gratia etc.*, sans le mot *Maria*.

en murmurant après le dernier vers: *Aue Maria gratia plena, Dominus tecum.*

Les gens du moyen âge pour qui cette pièce fut composée ne murmuraient pas l'*Aue*, ils l'entendaient chanter immédiatement après l'exécution de notre morceau, que je considère comme une *prose* de l'*Aue*, un *trope* au sens large du mot, c'est à dire une interpolation destinée à compléter un texte liturgique authentique et officiel, en l'espèce à le préparer et annoncer.

On chante plus d'un *Aue* aux offices de l'Assomption. Mais les versets terminant les répons, où l'on rencontre ce texte, ne sont jamais introduits par une prose. Si les répons sont tropés, ces interpolations portent sur le répons proprement dit et non sur le verset qui le clôture.⁶²⁾ Quand même l'on signalerait des versets tropés, j'hésiterais à croire qu'ils eussent pu être allongés par une pièce aussi importante que la nôtre. Grâce aux hymnes, les offices où l'on chante les répons étaient devenus, au moyen âge, suffisamment ornés pour qu'on n'éprouvât pas le besoin de les prolonger par des tropes considérables. Je crois aussi que l'emploi de la langue vulgaire indique que notre composition était destinée à rehausser l'éclat d'un office très fréquenté par les fidèles, et cet office ne peut être que le plus solennel de tous, la messe. J'ajoute que jusqu'au XII^e siècle, tout l'effort des tropistes a porté „sur la messe et les différentes parties de ce livre de chœur qu'on appelle aujourd'hui le Graduel“,⁶³⁾ et que c'est avant le XII^e siècle qu'il est vraisemblable de placer la composition de notre prose.⁶⁴⁾

Le poème *Quant li solleiz* a d'ailleurs tous les caractères des tropes de la première époque, antérieure au XII^e siècle. Il n'emploie pas encore la rime, se contentant d'une simple assonance. Il conserve sa fonction d'accessoire à la partie de l'office qu'il trope: celle-ci lui est un support et non un prétexte, et il n'a garde de s'émanciper complètement de la liturgie authentique, comme le feront les tropes de la seconde époque. Il suit de très près les textes composant les offices de l'Assomption et emprunte tout à la liturgie des fêtes de Marie. Ce n'est pas une chanson pieuse „qui a ses proportions et ses lois, et où il subsiste à peine quelque trace du texte liturgique“,⁶⁵⁾ c'est une amplification de l'office, sans existence propre, et qu'il est impossible de détacher de la partie authentique dont elle n'est que l'introduction. Il est donc prudent de supposer que conformément à sa structure, notre prose s'intercalait dans la messe et non dans un autre office. Les parties chantées de la messe de l'Assomption ne comportent, de nos jours, aucune pièce utilisant l'*Aue*. Introît,

⁶²⁾ Cf. L. Gautier, *Histoire de la poésie liturgique au M. A.*, I, p. 167.

⁶³⁾ Gautier, *op. cit.*, I, p. 176.

⁶⁴⁾ Voy. plus loin, à l'*Appendice*.

⁶⁵⁾ Gautier, *op. cit.*, I, p. 179.

qui du reste n'entre pas en jeu,⁶⁶) *Gaudeamus omnes*, graduel formé du répons *Propter ueritatem* accompagné du verset *Audi filia* et de l'alléluia *Assumpta est*, offertoire *Assumpta* et communion *Optimam partem*, telle est la partie du chœur aujourd'hui.⁶⁷)

Il n'en a pas toujours été ainsi. Au moyen âge, la liturgie était moins rigide et une grande liberté présidait au choix des textes composant la messe d'une fête. Sans m'attarder aux autres parties, je remarque que les offertoires de l'Assomption présentent la plus grande variété. Ici l'on chante l'offertoire *Beata es uirgo*,⁶⁸) là l'offertoire *Offerentur*⁶⁹) ou *Felix namque*,⁷⁰) ailleurs encore l'offertoire *Diffusa est gratia*.⁷¹) Ce qui est plus intéressant, c'est qu'à côté de ces textes, on en rencontre un qui n'est pas autre que l'*Aue* que nous cherchons.

Le ms. lat. Bibl. Nat. 823 (XII s.), provenant de l'abbaye de Remiremont l'indique (fol. 274, r^o, col. 2) par ses premiers mots accompagnés de notes.⁷²) Il en est de même du ms. 9435 (fol. 281, v^o), provenant de Tours, dont les parties chantées sont du XII^e siècle.

D'autres livres indiquent le même offertoire pour la messe de la vigile de l'Assomption. Je citerai en ce sens, dans le fonds latin de la Bibliothèque Nationale, le ms. 1132 (fol. 88 v^o) de la fin du XI^e siècle d'après Léon Gautier,⁷³) de la première moitié du XII^e siècle selon moi, provenant de Saint-Martial de Limoges, le ms. 10511 (fol. 203, v^o), du XII^e siècle, de provenance inconnue, le ms. 15614 (fol. 222 v^o), du XII^e siècle, venant de Saint-Médard de Soissons, et le ms. 17307 (fol. 211 v^o), du XII^e siècle, de provenance inconnue.

Je donne ici le texte de cet offertoire, qu'il convient de distinguer d'un autre offertoire *Aue Maria*, plus court, (il ne

⁶⁶) L'introït est nécessairement tiré du psautier.

⁶⁷) *Liber Gradualis ... in usum Congregationis Benedictinae Galliarum praesidis eiusdem iussu editus*, Tornaci Neruiorum 1883, p. 557.

⁶⁸) Mss. lat. Bibl. Nat. 9437 (f. 98, v^o), 10508 (f. 4, v^o), 14446 (f. 161, r^o). C'est l'offertoire qu'on chante aujourd'hui, de Pâques à la Pentecôte, à la messe votive de la Vierge (*Lib. Gradualis* cité, p. [100]).

⁶⁹) Mss. lat. Bibl. Nat. 9434 (fol. 218, r^o), 9449 (f. 65, r^o), 11522 (fol. 178). Aujourd'hui chanté à la messe commune *pro uirgine et martyre* (*Lib. Grad.* p. [58]).

⁷⁰) Mss. lat. Bibl. Nat. 1132 (f. 89, r^o), 9439 (f. 175, r^o), 12054 (f. 219, r^o), 13254 (fol. 104, r^o), 17328 (fol. CXLIII, v^o), nouv. acq. lat. 1414 (f. 108, r^o). Il est chanté aujourd'hui, de la Noël à la Purification, à la messe votive de la Vierge, (*Lib. Grad.* p. [108]).

⁷¹) Mss. lat. Bibl. Nat. 10511 (f. 203, v^o), 15614 (f. 223 r^o), 17307 (f. 212 v^o). Chanté aujourd'hui à une autre messe commune *pro uirgine et martyre* (*Lib. Grad.* p. [62]).

⁷²) Cette indication sommaire s'explique quand on considère que le même offertoire est chanté à la messe du quatrième dimanche de l'Avent, où il est transcrit en entier.

⁷³) *Hist. de la poés. liturg. au M. A.*, I, p. 118.

va que jusqu'au mot *mulieribus*), dont il ne me souvient pas d'avoir rencontré d'exemple, mais qui est enregistré par les Bénédictins dans leur *Liber Gradualis*:

Aue Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus uentris tui.

On trouvera la mélodie de cet offertoire, transcrite d'après les meilleurs manuscrits, dans le *Liber Gradualis* des Bénédictins, à la messe du quatrième dimanche de l'Avent. La prose *Quant li solleiz* tropait-elle cet offertoire à la messe du jour de l'Assomption ou à la messe de la vigile? Je ne saurais répondre avec certitude à cette question. Il est toutefois assez vraisemblable que c'est l'offertoire de la messe *in die* qu'elle introduisait, car elle est fort longue, et la messe *in uigilia* ne devait pas être prolongée outre mesure. Pour m'en tenir à ce qui me semble assuré, je résumerai les conclusions de la présente étude, en disant que la prose *Quant li solleiz* formait la préface de l'offertoire *Aue Maria* chanté en l'honneur de la Vierge lors de la commémoration de son assomption au ciel.

APPENDICE.

Je me propose de réimprimer ici, pour la commodité du lecteur, la prose *Quant li solleiz* et d'y joindre quelques remarques utiles pour l'intelligence du texte. Si les éditions existantes sont en effet assez nombreuses, celle dont on se sert le plus fréquemment, l'édition de Koschwitz,⁷⁴) est malheureusement déparée par quelques fautes d'impression qu'il est bon d'éviter, encore qu'elles ne soient pas bien graves. Mon texte diffère d'ailleurs par quelques leçons de ceux qu'on a publiés jusqu'à ce jour. Ayant fait photographier le ms., j'ai pu, à l'aide de mon épreuve, plus nette que l'original manuscrit, fixer définitivement ce qui prêtait à controverse par suite de la mauvaise conservation de la page contenant le poème. En outre, je n'interprète pas toujours de la même manière que mes prédécesseurs les passages dont la lecture matérielle n'a jamais fait difficulté.

Je complète d'abord la description du ms. donnée par G. Paris. Le manuscrit latin 2297 de la Bibliothèque Nationale où est conservée la prose *Quant li solleiz* est un sacramentaire écrit au onzième siècle. Il contient 92 feuillets réglés de la manière indiquée plus haut (chap. VII). Le texte de ce livre va du fol. 1 au fol. 90 v^o.

Sur le fol. 91, r^o, col. 1, on a transcrit une épître et un évangile : *Lectio epistole beati Pauli apostoli ad Corinthos. Fratres nescitis quoniam corpora . . . in corpore uestro*; [= I Cor. 6, 15—20].

⁷⁴) Dans W. Foerster u. E. Koschwitz, *Altfranzösisches Übungsbuch*³ (1907) p. 163 sqq.

Sequentia sancti euuangelii secundum Matheum. In illo tempore. Accesserunt ad eum Pharisei . . . qui potest capere capiat; [= Matth. XIX, 3—12].

Le fol. 91, r^o, col. 2. contient l'évangile de la génération selon saint Luc (III, 21 à IV, 1), introduit par l'indication de l'origine du texte et clôturé par un *Te Deum: Secundum Lucam factum est . . . spiritu sancto regressus est a Jordane; te Deum laudamus.*

Au fol. 91 v^o, col. 1—2, on lit deux prières dont la seconde inachevée, et qui ont trait au luminaire: a) . . . s⁷⁵) *cuius unigenitus hodierno die . . . apparere per Dominum.* b) *Domine Deus creator . . . qui uiuis et reg* (le mot est resté inachevé).

Au fol. 92, r^o, col. 1—2, on lit: *Incipit ordo confessionis sacerdotum et omnium clericorum secundum beatum Hieronimum. In primis igitur . . . per ordinem usque ad finem.*

Le fol. 92 v^o 76) contient, outre notre prose, deux fragments transcrits par G. Paris.⁷⁷⁾ Cette page est reproduite en héliogravure à la planche 27 de l'*Album paléographique . . . par la Société de l'Ecole des Chartes* (Paris 1887); un fac-similé réduit vient d'en être publié par M. E. Monaci.⁷⁸⁾ En parcourant le sacramentaire, je n'ai réussi à trouver, dans son contexte, rien qui décelât sa provenance.⁷⁹⁾ Tout ce que je sais de l'histoire de ce manuscrit, c'est qu'il entra à la Bibliothèque du Roi où il reçut la cote 3874, avec la bibliothèque de Colbert dont il faisait partie sous la cote 1981. J'ignore de qui Colbert le tenait.⁸⁰⁾

G. Paris croyait notre poème écrit de la même main que le reste du ms. Je ne partage pas cette opinion. Le ms., dans son état actuel, me paraît être l'œuvre de plusieurs scribes. L'écriture du poème ne se confond avec aucune autre.

Je néglige donc le reste du ms. pour ne m'occuper dorénavant que de la page contenant le poème. Elle mesure 32, 5 sur 19, 75 centimètres. Le cadre formé par la rencontre des lignes extrêmes de la réglure est de 23, 75 sur 14, 3 centimètres.

⁷⁵⁾ L'initiale ou les initiales ont disparu; il reste pourtant le tilde qui était destiné à abrégier par contraction ce mot, où il faut reconnaître soit *Deus* soit *Dominus*.

⁷⁶⁾ L'*Übungsbuch*³ p. 163 indique fautivement fol. 99.

⁷⁷⁾ *Jahrb. f. rom. u. engl. Lit.* VI p. 362. G. Paris a omis d'indiquer qu'en regard du premier fragment, il est écrit en marge: *Beda*. Dans le même fragment G. Paris corrige tacitement la leçon manuscrite: *rerlinquat* en *relinquat*.

⁷⁸⁾ *Facsimili di documenti per la storia della lingue e letterature romanze*, Roma [1910] pl. 29.

⁷⁹⁾ Une étude minutieuse du sacramentaire aurait peut-être conduit à un résultat plus favorable. On sait que l'examen comparatif des sacramentaires permet souvent d'en déterminer la provenance.

⁸⁰⁾ Ici encore je ne me suis pas livré à des recherches étendues; je me suis borné à consulter, infructueusement, Delisle, *Le Cabinet des Manuscrits*.

Sur la date de l'écriture, il existe des divergences de vue parmi les savants. M. Paul Meyer,⁸¹⁾ qui, si bizarre que cela puisse paraître étant donné sa haute autorité en ces choses, n'a été suivi que par M. Hermann Suchier,⁸²⁾ attribue cette page à la fin du onzième siècle; G. Paris la croit du premier quart du XII^e siècle. L'Appendice de la troisième édition de l'*Uebungsbuch* du XIII^e siècle.⁸³⁾ Cette dernière opinion est une erreur certaine; il suffit de jeter un coup d'oeil sur le fac-similé de M. Monaci pour s'en convaincre. Le moins expert ne saurait s'y tromper. Entre G. Paris d'une part et MM. Paul Meyer et H. Suchier de l'autre, la différence d'appréciation n'est pas bien grande. L'opinion de MM. Paul Meyer et H. Suchier est pourtant préférable.⁸⁴⁾ Quand on considère les deux cent sept échantillons d'écritures de 1122—1123 que présente le *Rouleau mortuaire du bienheureux Vital, abbé de Savigni*,⁸⁵⁾ on ne peut se défendre de l'impression que l'art d'écrire marque en général, à cette époque, un stade de développement plus accusé dans le sens de l'évolution vers la minuscule gothique que l'écriture de la prose *Quant li solleiz*.

Je donne ici quelques détails paléographiques. Les lettres manquent, en général, de finesse; elle sont sans beauté. Les traits sont gros, et quoique alignés avec assurance, donnent une impression de gaucherie assez sensible. Cela tient sans doute à ce que la calligraphie en laisse un peu à désirer. Les hastes des lettres hautes sont fréquemment munies, à leur extrémité supérieure, d'un petit trait ou point d'attaque, dont l'aspect peu régulier est dépourvu d'agrément. Se réduisant tantôt à un simple renflement de la haste, affectant ailleurs la forme d'un petit triangle ou formant encore un trait fin dont l'inclinaison varie beaucoup, il arrive parfois à fourcher l'extrémité de la haste de la manière qui deviendra si caractéristique plus tard. Les extrémités inférieures des traits verticaux (hastes et jambages) se terminent souvent, à droite, par un petit trait fin montant. Mais bien que les extrémités supérieures des jambages soient pourvues pour la plupart d'un ornement analogue (à gauche),

⁸¹⁾ *Recueil d'anciens textes* p. 206.

⁸²⁾ *Reimpredigt (Bibl. Normannica I)* p. XLVIII; *Geschichte der frz. Liter.* p. 103.

⁸³⁾ P. 262. M. Foerster ne se rappelle plus sur quelle communication repose cette addition. Lui-même, n'a pas revu le ms. depuis le temps de sa collation utilisée en 1880 par Bartsch; il ne le datait pas alors du XIII^e siècle.

⁸⁴⁾ Koschwitz, *Kommentar* p. 170 croit cette date „in höchstem Grade unwahrscheinlich“ pour des raisons linguistiques. Cette remarque ne laisse que de surprendre. On sait que faute de documents, la langue du XI^e siècle est mal connue. D'autre part, il est reconnu p. ex. par un Wendelin Foerster que les critères paléographiques méritent, dans l'état actuel de nos connaissances, plus de confiance que les critères philologiques, même pour des époques mieux connues que le XI^e siècle (*Roman. Forschungen* II p. 199, note 3). M. H. Suchier d'ailleurs, on vient de le voir, ne semble pas partager les inquiétudes philologiques de M. Koschwitz: il passe pourtant pour une autorité en ces choses.

⁸⁵⁾ *Ed. phototypique* par L. Delisle, Paris 1909.

le tracé de l'écriture ne s'approche nullement du tracé brisé de la minuscule gothique, comme cela se voit, dès le onzième siècle, dans certaines écritures calligraphiques. — Les lettres manifestent une grande tendance à se lier ensemble; ce n'est pourtant qu'une tendance; souvent, elles restent non seulement séparées, mais encore nettement écartées l'une de l'autre. Le peu de régularité qu'on observe à cet égard est peut-être la cause principale de l'aspect médiocrement avenant de l'écriture. — Le scribe fait grand usage du *d* oncial; c'est sans doute cette particularité qui a contribué à rajeunir l'âge de l'écriture. Il convient pourtant de se rappeler que si, dans son ensemble, le XI^e siècle manifeste une prédilection très marquée pour le *d* droit, certains copistes emploient aussi le *d* oncial. Non seulement les scribes d'outremer, comme p. ex. celui de *Domesday-Book*,⁸⁶⁾ mais aussi des scribes continentaux. Le sacramentaire contenu dans notre ms. est un exemple de cette persistance tardive d'une manière courante encore au début du onzième siècle.⁸⁷⁾ — L'*s* onciale n'apparaît que vers la fin de la seconde colonne, à la fin des noms bibliques *iffaias*, ligne 38, *azarias* l. 39, *Ezelcias* l. 42, *iofias* l. 43, *ananiás* l. 45, *zacharias* l. 46. C'en est le plus ancien exemple dans les manuscrits en langue vulgaire.⁸⁸⁾ Cette *s* dépasse la hauteur des lettres basses de la manière habituelle au onzième siècle. Dans le mot *amos*, l. 38⁸⁹⁾ elle est suscrite et liée

⁸⁶⁾ Steffens, *Paléographie latine* pl. 74 (éd. franç.).

⁸⁷⁾ Antiph. du bienheureux Hartker, *Paléogr. music.* 2^e série, monumentale, t. I; Grégoire de Tours, *Vitae patrum* provenant de S. Laurent de Liège, Van den Gheyn, *Album belge de paléographie* pl. VIII; *Collection canonique* citée dans la note suivante, Delisle, *Le Cabinet des Manuscrits (Planches)* pl. XXXII n^o. 1. Cf. au surplus Wilh. Meyer (de Spire), *Die Buchstabenverbindungen der sg. gotischen Schrift*, p. 38, nos 38 sqq. (*Abhandlungen der k. Gesellschaft. d. Wissensch. zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, Neue Folge*, t. I. n^o 6).

⁸⁸⁾ On me permettra de remarquer à cette occasion que l'*s* onciale à la fin des mots semble apparaître plus tôt dans le Nord de la France qu'au Midi. Dans les mss. latins exécutés au Nord elle s'observe à travers tout le onzième siècle. Voy. la *Collection canonique* écrite en 1009 par Raoul pour Heimon évêque de Verdun et le *Sacramentaire* de Nevers de la première moitié du XI^e siècle dans les *Planches* du *Cabinet des Manuscrits* de Léop. Delisle, pl. XXX, 1 et 4. Dans le Midi on la rencontre vers le milieu du onzième siècle seulement, voy. P. Meyer, *Romania* XXV, p. 99, note. — Dans les mss. français, l'exemple le plus ancien après le ms. du *Quant li solleiz* est le *Saint Alexis*, ms. L, exécuté à Saint-Auban en Angleterre; voy. la reproduction photographique de Boedeker (Paris 1890), pl. III, l. 11 (*ices*); pl. V, l. 17, en surcharge (*reis*); pl. XI, l. 16 (*ories*); pl. XI, l. 6 d'en bas (*saluedes*). (L'éd. Foerster dans *altfrz. Übungsbuch*³ distingue graphiquement les deux *s*, mais il s'y est glissé des erreurs, p. ex. *fecles* la et *pers* 4c, qui n'ont pas d'*s* onciale dans le ms.) — Sur les mss. provençaux, voy. la note susindiquée de M. Paul Meyer. M. Meyer ne s'est toutefois pas rappelé que le ms. de l'*Epoux*, qu'il connaît pourtant bien, et que je n'aimerais pas faire descendre trop bas dans le douzième siècle, emploie parfois l'*s* onciale p. ex., dans Monaci, *Facsimile di documenti* cités, pl. 41, dernière ligne (*lepos*); pl. 42, ligne 7 (*meneias*). Il en est de même du ms. du poème sur la *sainte Foi*, que M. Paul Meyer ne pouvait pas connaître en 1896 et que je ne crois pas, soit dit en passant, antérieur au douzième siècle. Voy. p. ex. fol. 16, r^o, ligne 9 (*licins*), que je cite d'après la photographie conservée à la Bibliothèque de la Sorbonne sous la cote Ms. f. 462.

⁸⁹⁾ Cette ligature n'a pas été comprise par G. Paris *op. cit.* p. 367, note. Elle est fréquente au XI^e siècle.

à la lettre *o*. — La haste de l'*f* minuscule descend encore souvent au-dessous de la ligne. Ce prolongement n'est pas très développé, et l'on retiendra comme une caractéristique de l'écriture du copiste, qu'après avoir fait dépasser à l'*f* non finale la ligne, il a tendance à maintenir au niveau bas de cette lettre une ou deux de ses voisines (p. ex., dans la seconde colonne, *feruifet* l. 19, fin du mot; *foleiz* l. 25, *fabeltez* l. 26, *faiuef* l. 33, *Iffaac* l. 34, *iffaias* l. 38 etc.). Dans les ligatures *fz* et *ft* — ces combinaisons sont toujours liées, — l'*f* descend plus bas qu'ailleurs. Dans la ligature *fz* pourtant, l'inégalité du niveau est parfois obtenue par le placement de *z* au-dessus de la ligne. — L'*f* est évidemment traitée comme l'*f*. Elle est en outre toujours liée à la lettre suivante, sauf dans *forf*, col. 2, l. 25. Par contre, la troisième lettre qui, au XI^e siècle, présente fréquemment, dans les livres, la forme diplomatique, l'*r* ne descend jamais au-dessous de la ligne. La forme ronde, celle qu'on emploie dans les ligatures, se rencontre, mais elle n'est pas fréquente: *Dol^ror*, col. 1, l. 20; *odor*, col. 2, l. 4; *encor* l. 9; *forf* l. 25; *ennor* l. 30; *treforf* l. 42; *pluffor* l. 46. — Le *z* est toujours soudé à la lettre qui le précède. Dans *zacharias* col. 2, l. 46, il est lié à la lettre qui le suit. Dans *atzquil* col. 2, l. 18, il relie les deux mots. — Point de *o* minuscule (dans *Vne*, col. 1, l. 3, il est majuscule). Peu d'abréviations: *conuerfet* col. 1, l. 1; *proud*, col. 2, l. 21; *commandent*, l. 24; *que*, l. 28; *om*, l. 28; *pluf*, l. 33; *que*, l. 41; *pluffor*, l. 46). Sur la conjonction *et*, voy. plus loin. *Est* est abrégé au moyen d'un tiret placé entre deux points ou un point et virgule. L'emploi du signe diacritique dit „double accent“ pour marquer la prononciation particulière d'une lettre est aussi à signaler. Le point et virgule est le seul signe de ponctuation employé par le copiste.

La page qui nous a conservé le poème est-elle une copie ou l'autographe de l'auteur? M. H. Suchier ne tient pas la dernière hypothèse pour invraisemblable.⁹⁰⁾ Je ne partage pas son opinion. C'est une copie d'abord, et non la minute, le brouillon original. Ce qui nous le prouve, ce sont certaines fautes qu'on ne commet qu'en copiant un modèle. Je commence par la plus évidente, le bourdon portant sur le couplet XVI (v. 46—48). Le couplet XV se termine par le vers *Por mon ami*, et ce sont les mêmes trois mots qui clôturent le couplet suivant. Trompé par l'identité de ces deux terminaisons, le copiste a passé le couplet XVI, en transcrivant immédiatement après le couplet XV le couplet XVII. Cette distraction est réparée en marge.

En examinant les autres fautes on se convaincra aisément que nous sommes en présence de l'œuvre d'un copiste mal assuré du contenu de son modèle. Il copie mot à mot pour ainsi dire; s'il prend connaissance du vers entier avant de le coucher sur le parchemin, il l'oublie avant d'en avoir transcrit les premiers mots. Les couplets III et IV commencent l'un et l'autre par une *l*. Arrivé au premier de ces couplets, le copiste trace l'*L* majuscule de *La* (selon moi *Li*) *uirget*. L'espace de temps nécessaire pour tracer cette lettre (les deux lettres *Li*, si ma restitution est exacte) lui a suffi pour oublier la suite du vers. Il lève les yeux sur son *esemplaire*, et se trompe de strophe: il

⁹⁰⁾ *Gesch. d. franz. Literatur* p. 103.

passé le couplet III et continue d'écrire sur le parchemin *i miens amis*⁹¹⁾ (*miens amis*, si j'ai raison de lire *Li uirget*), de sorte que le couplet IV, débutant par *Li miens amis*, suit dans le ms. le couplet II. Il est si négligent que cette faute suit de très près une autre méprise matérielle. Le v. 2 du couplet II est amputé, dans le ms., du dernier mot (*regreter*), qui a dû, comme le couplet passé que je viens de discuter, être rétabli en marge. Vers la fin du poème, au vers initial du couplet XXIX, le copiste a d'abord écrit: *Del quint ede pois i uint ananias*. *Pois*, qui est contre la mesure du vers, est évidemment de trop; aussi a-t-il été gratté. La faute a été provoquée par le vers initial du couplet XXV: *Del quart ede pois i uint reiz dauid*. Après avoir écrit, au couplet XXIX, le mot *ede*, le copiste a dû lever les yeux pour les reporter fautiveusement sur le couplet XXV. Il s'est aperçu à temps de sa méprise pour gratter le mot fautif et continuer sans erreur le bon vers. Il est moins heureux au v. 12. Le couplet III, qui se termine par ce vers, avait d'abord été passé par lui. Il le rétablit en marge, mais sa faute ne le rend pas plus précautionneux. Après avoir tracé les lettres *so* de *son ami*, il éprouve le besoin de se remettre à l'esprit la teneur de cette fin de vers en se reportant au modèle, où il relit les mots *son ami*. Il les transcrit donc, oubliant parfaitement qu'il venait d'aligner les deux lettres *so*: le ms. porte *sosonami* (voy., plus loin, la note sur ce vers). La faute n'est pas corrigée.

Ce n'est pas la seule. Le copiste, s'il s'est relu, n'a examiné qu'assez superficiellement sa copie. Il a laissé tel quel le vers 76 § *ab i uient issaias amos* (rime: *azarias*), dont l'erreur provient sans doute de ce qu'en le transcrivant, il n'a pas prêté attention aux signes de transposition dont les deux noms bibliques étaient vraisemblablement pourvus dans le ms.⁹²⁾

Ce scribe s'est pourtant assez appliqué à sa besogne. Il a été relevé plus haut (chap. VII) qu'il alignait soigneusement ses colonnes. J'ajoute qu'avant de se mettre à l'œuvre, il s'est préoccupé de donner à sa copie une bonne apparence. Pour transcrire le poème, il disposait de deux colonnes moins quinze lignes occupées par deux fragments de Bède. Il n'a pas toutefois commencé son ouvrage sur les premières lignes libres de la première colonne. Après avoir jeté un coup d'œil sur son modèle, il a dû calculer qu'une colonne et demie lui suffirait, en quoi, il est vrai, il se trompait.⁹³⁾ Il s'assura alors que la réglure de la page comportait cinquante lignes par colonne, en repéra le milieu et commença son ouvrage exactement à la ligne 26.

⁹¹⁾ Je ne fais plus de distinction entre l's onciale et l's minuscule.

⁹²⁾ Voy. plus haut, chap. I.

⁹³⁾ Puisque malgré les deux couplets et un mot passés, il lui a fallu descendre dans la marge inférieure pour terminer la pièce.

Ce copiste qui fait preuve de tant de bonne volonté et qui manifestement s'intéresse médiocrement au contenu de ce qu'il écrit ne saurait être l'auteur du poème. L'étude de la graphie que j'aborde présentement va nous confirmer dans cette opinion.

Cette graphie est étrange et elle a de tout temps attiré l'attention des savants. M. Suchier croit qu'elle trahit un écrivain peu habitué à écrire du français.⁹⁴⁾ Il a toutefois remarqué lui-même une correction manuscrite qui semble impliquer que les habitudes graphiques du copiste étaient assez fermes pour entrer en conflit avec l'orthographe du modèle copié. La notation ordinaire de l'*n* mouillée est, dans le poème, *nn* ou *n*: *uinness* 34, *uine* 55, *uinness* 59. Avec ces graphies, *lignaget* 14, qui procède d'un système graphique différent, formait un contraste singulier jusqu'au jour où M. Suchier s'aperçut que le *g* n'était qu'une transformation, opérée après coup, d'une *n* primitive.

On peut remarquer d'autres traces de ce conflit d'orthographe. L'*l* mouillée est représentée diversement: *il* 13 et passim, *miliet* 20, *milie* 52, *fillesz* 49, *oillet* 29, *illi* 9. En opposition avec ces variétés du même système graphique se trouve *alget* 80, où l'on a vu à tort la forme phonétique, particulière à l'Ouest, de la 3^e sg. prés. subj. d'*aler*. C'est une pure graphie qui n'a rien à faire avec la phonétique et la morphologie de l'Ouest, ainsi que le prouvent les graphies *uelgent*, r^o 15 et *cilg*, v^o 15 du fragment dit de Valenciennes qui provient de Saint-Amand, et *ralgent* 120 du poème sur saint Léger, qui est wallon (provençalisé).⁹⁵⁾

Le mot *languet* 26 fait pendant au mot *lignaget* signalé par M. Suchier. L'*u* y a été corrigé sur la note tironienne d'*et*. Le scribe a d'abord écrit, en un mot, *lang* et la note. La note tironienne ne représente, dans la graphie du copiste, que la conjonction *et*. Il faut donc interpréter cette leçon primitive comme *lang'et*, la voyelle élidée n'étant pas figurée par le copiste ailleurs encore: *unamiet* 52, *çadeit encolped* 56, *Ellest* 61. Les mots de l'original que la leçon corrigée transcrira *languet est* se sont transformés en *lang'et* sous la plume du scribe. Il est très remarquable que *lingua* devant une voyelle ait perdu l'élément labial; l'écriture du modèle le marquait pourtant ainsi qu'en témoigne la leçon corrigée: *languet est*. Il est d'autant plus fâcheux que la transfor-

⁹⁴⁾ Précédemment, G. Paris *loc. cit.* a exprimé la même opinion en en donnant des motifs que je ne saisis pas bien: calligraphie déficiente et couplets passés.

⁹⁵⁾ Cf. à une époque plus récente, toujours à l'Est, les graphies *lg* = *l* mouillée dans les *Dialogues de Grégoire* (Wiese, *Sprache der Dial.* n. 81, p. 31).

mation du trait recourbé de la note en un jambage⁹⁶) et la correction qui en résulte de *lang'et* en *languet* aient échappé aux critiques, que la forme *lang'* pour *langu'* aurait suffi, à elle seule, pour écarter l'hypothèse de l'origine normande du copiste.⁹⁷)

Je passe à la discussion des particularités constantes de la graphie du manuscrit. La première est l'usage inconsideré qu'on y fait du *t* (et du *d*) épithétique. Voici comment on pourrait l'expliquer. *Unt* 3 et *m[u]rt* 47 sont, comme l'a bien vu M. Stengel,⁹⁸) des cas de *t* dit parasitique qu'on rencontre souvent non seulement après un *n* issu de *nn* (*mn*) latin (*tirant* S. Léger 152, *Fescant* S. Lég. 177, *Agent* S. Foi 35 et ailleurs), mais encore d'après d'autres sonnantes, *n* ordinaire, *r*, *l*. En voici les exemples les plus anciens: *nont* Eul. 5, que quelques critiques interprètent autrement, *fellunt* Pass. 233, *negunt* Ep. farc. s. Etienne 7 b, *bont* Alexis L. 6 c. Je note, sans y attacher plus d'importance qu'il ne faut, que ce *t* épithétique n'est pas rare à l'Est voy. Görlich, *der burgund. Dialekt* p. 113, Foerster, *Lyoner Ysopet* § 79 p. XXXV, Philippon, *Romania* XIII, p. 565, le même, dans P. Meyer, *Docum. ling. du Midi*, p. 120.

Cette tendance à mettre le *t* épithétique, jointe à un penchant à la généralisation dont nous verrons plus loin d'autres exemples, est si forte que *-er* flexionnel s'en est trouvé atteint dans *trovert* 40, *amert* 58.

Odit (1 sg. prêt. ind.) du vers *Une pulcellet odit molt gent plorer* 4 est dû à *odit* part. pass. du vers *Gentilz pucellet molt t'ai odit plorer* 7. — *Suid* 31, *luid* 68 me semblent être contaminés par le souvenir de la graphie *fud*, mais je n'ose pas donner cette explication pour assurée.

Le cas où un *t* parasitaire est mis régulièrement est celui de la terminaison féminine *-e*. Peu de mots en sont préservés (voy. le relevé de Koschwitz p. 184). Voici comment on pourrait expliquer cette orthographe bizarre.

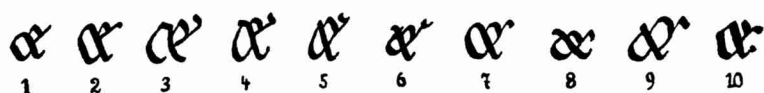
Le groupe *et* (ou *ed*) dans le corps ou à la fin des mots est souvent représenté, antérieurement au XIII^e siècle, par la ligature *ġ*. Dès qu'on cessa de sentir dans cette ligature les lettres *e* et *t* dont elle se composait à l'origine, dès qu'elle fut devenue un simple signe abrégatif, la représentation en prit des formes assez variées, parfois bien éloignées du type primitif. Dans le

⁹⁶) Cette correction peut être observée sur le fac-similé de M. Monaci, à la loupe du moins. Le lecteur voudra bien ne pas prendre le renflement du trait recourbé de la note pour la tête d'un *e* qui aurait été corrigé sur lui. Le fac-similé prête un peu à cette confusion. En fait, c'est bien en un jambage (le premier d'*u*) que ce trait a été transformé. Le ms. et ma photographie ne laissent aucun doute à cet égard.

⁹⁷) Cf. H. Suchier, *Reimpredigt* p. XXVIII n° 39.

⁹⁸) *Op. cit.* p.

dessin suivant, j'en ai réuni quelques exemples, tous tirés du *Rouleau du bienheureux Vital* écrit en 1122—1123.^{99 bis)}



1. Planche XXXIII, n° 129, Titre de S. Sauveur de Tiron (dioc. de Chartres). 2. Pl. XXXIII, n° 130, Titre du prieuré de SS. Jean et Paul dépendant de l'abbaye de S. Sauveur de Tiron. 3. Pl. XII, n° 48, Titre de S. Magloire de Paris. 4. Pl. XXVII, n° 101, Titre de Notre-Dame d'Abingdon. 5. Pl. VIII, n° 34, Titre de S. Germain de Flai (dioc. de Beauvais). 6. Pl. XXX, n° 114, Titre de Notre-Dame de Pontlevoi (dioc. de Blois). 7. Pl. XLIV, n° 186, Titre de la Cathédrale de Salisbury. 8. Pl. XVII, n° 65, Titre de S. Remi de Reims. 9. Pl. VIII, n° 29, Titre des clercs de Longueville (Longueville-la-Giffard?). 10. Pl. XXXIII, n° 128, Titre de S. Martin en Val aux faubourgs de Chartres.

Ce qui frappe dans tous ces exemples, c'est le traitement de la boucle supérieure. Cette partie de la ligature, qui à l'origine, dans l'écriture cursive, représentait la boucle supérieure d'*e*, a changé de caractère. Elle s'est émancipée, pour ainsi dire, de la partie inférieure de l'*e*, en cessant d'en former la tête pour venir se poser franchement à droite, comme un trait autonome, soudé seulement à la ligne mitoyenne des deux parties de la ligature. Cette transformation a pour corollaire une transformation inverse de l'ancien *t* de l'écriture cursive. Cette partie de la ligature a perdu toute individualité; la boucle supérieure de l'*e*, en prenant de l'importance, l'a absorbée pour en faire sa propre languette. C'est un simple accessoire de la boucle émancipée, un trait d'ornementation. La ligature, qui originellement, se composait à gauche de la double boucle formant l'*e*, et à droite d'une langue (le *t*) de longueur respectable assise assez bas sur la ligne médiane de liaison, a changé d'aspect. Elle se compose de deux boucles dont l'une affecte la forme de la panse d'*a*, l'autre celle de la tête d'*e*, munie de sa languette, à peine plus développée que dans cette dernière lettre. Le tout présente l'aspect d'*a* et *e* accolés, et de fait, la différence qui sépare certains exemples de notre dessein d'avec la ligature *æ* de l'écriture contemporaine n'est pas bien grande.¹⁰⁰⁾

Les *g* du copiste de la prose *Quant li solleiz* n'ont pas en général cette forme dégénérée. Il y a pourtant quelques exem-

^{99 bis)} Ed. phototypique p. p. Léop. Delisle, Paris, 1909.

¹⁰⁰⁾ Voy. p. ex., à la planche XI, n° 43 (Titre de S. Martin de Champ) du *Rouleau* cité, l'*æ* d'*æternitatis* qui n'a pas été reproduit dans le dessin ci-dessus par suite d'une distraction du dessinateur dont je me suis aperçu trop tard pour la réparer.

ples qui montrent que ce développement ne lui était pas totalement inconnu. Dans *g̃ danz abinmalec* (col. 2, ligne 35; ci-dessous, fig. 11) ce mouvement n'arrive pas encore à modifier beaucoup l'aspect général du signe; on peut pourtant comparer cet *g̃* avec l'*æ* de *pensæz* S. Léger 170 (*Album de la Soc. anc. textes*, pl. 9, col. 1, ligne 20), dont la languette est évidemment plus longue, la ligature y étant liée à z. Dans *g̃ mes tresors* (col. 2, ligne 42; ci-dessous, fig. 12) la transformation est plus accusée. On comparera notre dessein avec les *æ* de la *Passion* dont on trouvera plusieurs exemples à la planche 6 de l'*Album* cité (*sobraæ*, col. 1, ligne 11 d'en bas; *mespræs*, col. 2, ligne 4 d'en bas; les trois *æ* des deux dernières lignes de la même colonne, etc.).



La confusion est donc facile entre les deux ligatures *g̃* et *æ*. Il me paraît très vraisemblable que la notation *-et* de notre manuscrit provient d'une telle confusion. On sait que lorsqu'on se mit à écrire en langue vulgaire, les copistes empruntèrent à l'écriture latine contemporaine les trois graphies *ae æ e*. *Eulalie* nous offre un exemple d'*ae* : *maent*, 6; dans la *Passion* nous avons *ae*, *e* et surtout *æ* : *quæ* 71, *nostræ* 503; *unquæ* 9, *quæ* *cē* la 114, *nostræ* 142; *bassærai* 144, *æsuuardou g̃* 190, *quæ* 193, *chamissæ* 267, *custuræ* 268, *marix* 329 etc. Il en est de même du poème sur *saint Léger* où c'est *ae* qui prédomine : *iuuēnt* 31, *cēl* 203; *iræ* 79, *missæ* 82, *quæ* 126, 148, 152, 158, 216; *pensæz* 170 etc. Voy. encore le Glossaire de Tours¹⁰¹) *ægremonē* 178, *camomillē* 185. Il est connu d'ailleurs que l'emploi sporadique de *æ* et *ae* persista assez longtemps dans les manuscrits français¹⁰²), et cela pas seulement en Angleterre.¹⁰³)

Dans les deux poèmes conservés dans le ms. de Clermont-Ferrand la diphtongue sous ses trois formes est mise surtout pour l'*e* finale. Cela s'explique. C'est en effet à la fin des mots qu'elle prédomine en latin, et la paléographie française conserva cet usage. Je dis paléographie parce que *ae*, *æ* et *e* ne sont que

¹⁰¹) Publié en dernier lieu par W. Foerster *Altfrz. Uebungsbuch*³ p. 206 sqq. d'après une copie figurée exécutée par M. Edward C. Armstrong. Je ne connais pas le ms., dont il n'existe pas de fac-similé.

¹⁰²) H. Suchier, *Les voyelles toniques du vieux français* § 15d (p. 35).

¹⁰³) J'en ai rencontré quelques exemples dans deux au moins des cinq manuscrits de *Partonopeu* que j'avais transcrits il y a deux ans, et dont un seul, le ms. Gonzague, de provenance italienne, est copié sur un modèle normand ou anglo-normand. Malheureusement, j'ai oublié d'en prendre note ou bien si j'en ai pris note, j'ai dû égarer ma fiche, et l'on conçoit qu'il m'est impossible de relire présentement mes cinq copies.

de pures graphies sans valeur phonétique particulière. En fait, l'*e* final du très ancien français étant toujours issu d'*a* posttonique du latin ou représentant la voyelle d'appui¹⁰⁴), c'est l'*e* féminin qui se trouva le plus souvent rendu par ces trois signes.

Il est vraisemblable que le ms. sur lequel fut copié le ms. conservé employait la ligature *æ* en en faisant le plus fréquent usage à la fin des mots. Notre copiste, sous la plume de qui *ſ* conjonction affecte parfois, comme on l'a vu, une forme assez rapprochée de *æ*, n'a sans doute pas bien distingué cette dernière ligature de *ſ*. Ce qui a dû contribuer à cette confusion, c'est qu'il voyait dans son exemplaire d'autres *e* féminins, qui dans sa prononciation courante, où les dentales caduques ne sonnaient plus,¹⁰⁵) étaient finals, notés par *e* suivi de dentale: *conuerset*, *eret*, *alget* etc. Assurément, dans un manuscrit latin, notre copiste pas plus qu'aucun autre n'aurait commis cette faute, du moins d'une manière si constante: l'orthographe et la grammaire apprises à l'école l'auraient préservé de cette confusion. Mais se trouvant en présence d'un manuscrit français, dont l'orthographe, plus éloignée de la prononciation qu'elle ne l'est en latin, n'obéit à aucune règle doctrinale, à aucun précepte théorique comparable aux préceptes de la grammaire latine, il a pu fort bien croire équivalentes les ligatures *ſ* et *æ* de l'écriture de son exemplaire.

Nous en avons une preuve bien curieuse au v. 86. Ce vers est écrit de la manière que voici: *emisael ſ dam zacharias*. La graphie *ε* pour la conjonction *et* est, je crois, sans exemple. Je ne l'ai rencontrée nulle part. Dans notre poème la conjonction est rendue par *ſ*, quelquefois par la note tironienne d'*et*, jamais autrement.¹⁰⁶) Je ne puis m'expliquer cette graphie singulière qu'en supposant que le scribe, rencontrant dans son exemplaire *ſmisael*, a pris tout ce groupe pour un mot, un nom qu'il a lu *æmisael* = *Æmisael*. Comme il n'emploie plus ni la ligature *æ* ni la combinaison non liée *ae* pour noter la diphtongue, il a mis *emisael*.

La graphie *lang7* (*lang* + note tironienne d'*et*) corrigée ensuite en *languet*, graphie étudiée précédemment, me paraît également plaider en faveur de mon hypothèse. Si l'exemplaire

¹⁰⁴) Avant la chute des dentales dites caduques tout *e* qui se trouve en syllabe finale ouverte est issu d'*a* posttonique du latin ou représente la voyelle d'appui, également féminine.

¹⁰⁵) Je parle de la prononciation courante parce que je ne suis pas éloigné de croire que les consonnes en question, après s'être amuies dans le langage courant, continuèrent néanmoins à s'entendre dans la prononciation soutenue. Cela expliquerait du moins la ténacité avec laquelle l'écriture les maintint et le traitement hésitant qu'elles reçurent à la rime chez certains poètes, et sur lequel on pourra consulter H. Suchier, *Reimpredigt* § 24 p. XIX sqq.

¹⁰⁶) Koschwitz *op. cit.* p. 183 cite v. 70. L'*Uebungsbuch*³ porte en effet *e*, mais c'est une erreur: le manuscrit porte *ſ*.

portait *languæ est*, le copiste pouvait facilement être amené à interpréter le premier mot comme *langu&* et y voir *langu'et* transcrit par lui *lang7*. Ce n'est qu'après avoir pris connaissance du mot suivant qu'il se sera rendu compte que la conjonction devant la copule n'avait pas de sens, et qu'il aura corrigé son erreur.

Ce qui me confirme que les graphies *pulcellet*, *paraget* etc. sont provoquées par la confusion entre æ et &, c'est que cette confusion s'observe ailleurs. La *Passion*, qui connaît pourtant la ligature æ et en fait un assez grand usage à côté de la ligature &, écrit au v. 196: *lui recognostr & semper* (ce mot en abrégé) *fit*, faute manifeste pour *lui recognostræ* (cf. l'infinitif *r&dræ* 513). Le *Glossaire de Tours* cité, qui d'habitude rend l'e féminin final par e, écrit *camomill&* 185, qui nous fait comprendre la graphie *arundet* 33: & et et remontent l'un et l'autre à la ligature æ de l'exemplaire du copiste, maintenue p. ex. dans *ægremonæ* 178, *pastinacæ* 201 etc.

Je crois donc que la graphie *-et* pour *-e* est une mauvaise résolution de la ligature æ. Il ne me paraît toutefois pas vraisemblable que tout *-et* du copiste corresponde à un æ du manuscrit transcrit par lui. Il y avait là certainement pas mal de æ, mais il est difficile d'admettre que ce signe y ait été constant. Il alternait sans doute avec & et e; en mettant partout ou presque partout *-et*, notre copiste a sans doute généralisé, suivant son habitude, une orthographe qu'il croyait être celle de son exemplaire.

Une autre particularité du manuscrit, c'est la notation de la dentale instable à la fin des mots.¹⁰⁷⁾ A côté de *d* et *t*, on y remarque les graphies: *beltez* 32 et 61, *citez* 43, *clartez* 62; *saludz* 92; *apeletz* 41, *batuz* 44, *perdutz* 61; *atz* 52, *adz* 61; *plantatz* 55, *ma[n]datz* 89. Ces graphies ne sont pas sans exemple. Les dentales finales reçoivent, sous la plume de beaucoup de copistes, un traitement passablement hésitant. Les chartes de Cluni rendent, à la fin du X^e siècle, la dentale instable par *th*.¹⁰⁸⁾ Le *Saint Léger* écrit *oth* 35 et souvent, *poth* 64, *toth* 102 et passim, *inspieth* 228.¹⁰⁹⁾ Cette graphie *th* prouve que le *t* final avait une prononciation particulière, la lettre *h* étant une lettre diacritique dont la fonction est de marquer une prononciation différente de la normale. La *Passion* écrit *escarioth* 81, mais dans l'ensemble son orthographe se rapproche de celle de la prose *Quant li solleiz*. A la troisième personne du prétérit de l'indicatif, ce poème offre, à côté des graphies *-et*, *-ed* - &, les formes *lagrimez* 52, *gitez* 72, *commandez* 94, *anez* 118 et 120, *demandez* 134 etc.; de même *quez* 58, bien que la forme *qued* ou *quet* lui soit inconnue, *en cest ahanz* 292 etc.

¹⁰⁷⁾ Parfois la dentale instable n'est pas rendue par l'écriture, voy. Koschwitz, *op. cit.* p. 183.

¹⁰⁸⁾ Philippon, *Romania* XXXIX p. 539 n° 49.

¹⁰⁹⁾ Mes citations n'ont pas la prétention d'être complètes.

Inversement, *z* est souvent rendu par *t*: *uestit* 23 et 43, *pechet* 54, *marchedant* 71, *ped* 92, *fort* 121 etc. D'autres textes, dont quelques-uns assez tardifs, présentent des hésitations analogues. On en trouvera une liste, accompagnée de références bibliographiques, dans l'étude dont M. Cloëtta a fait précéder son édition de l'*Epoux*.¹¹⁰⁾ Les conclusions que M. Cloëtta tire, sous toutes réserves d'ailleurs, dans cet article ne me paraissent pas convaincantes. Je m'abstiens toutefois de les discuter ici parce que je ne saurais actuellement les remplacer par rien d'assuré. Mes recherches ne sont pas assez avancées pour que je puisse en déduire une explication satisfaisante. Je me borne à remarquer que l'aire que M. Cloëtta assigne aux graphies en question demande à être élargie. La *Vie de sainte Catherine* qu'il croit poitevine est un texte moyen-rhodanien.¹¹¹⁾ Les chartes clunisiennes, que j'ai citées d'après M. Philipon et dont la graphie (*th*) me paraît inséparable des graphies étudiées par M. Cloëtta, nous conduisent également à l'Est. Il en est de même de la prose *Quant li solleiz* dont la provenance orientale sera établie plus loin.

Il est remarquable que notre ms. n'éprouve d'hésitations que pour le traitement de la dentale *instable* à la fin des mots. Je n'ai à signaler que deux graphies inverses *cent* 20 et *oilset* 37 au sujet desquelles on consultera les notes accompagnant l'édition donnée ci-dessous.

La troisième particularité du texte, c'est la graphie *sz* qu'on rencontre à la fin de certains mots. Dans *gensz* 16 et *semblanz* 20 elle marque le son issu de *t + s* après la nasale; *suensz* 20, *miensz* 65, *barunsz* 88 — j'y joins *tensz* 34 — montrent que l'*n* thématique non suivie de la dentale reçoit, en combinaison avec flexion, le même traitement. On n'en sera pas étonné si l'on se rappelle que l'*n* finale est exposée à recevoir dans notre texte un *t* épithétique. *Iversz* 31 ne peut soulever d'objection; *sz* y équivaut au son qu'on note habituellement par *z*. *Belsz* 18 et *icelsz* 88 sont dans le même cas, puisqu'après une *l*, mouillée ou non, la flexion est souvent représentée par *z*: *gentilz* 7, *fiz* 74, *solleiz* 1 et 16, voy. encore la *Passion*: *mantelz* 22, *orgolz* 56, *conselz* 79, *fiz* 192, *jalz* 193, *solelz* 311, *mortalz* 339, *vassalz* 367 etc. et ailleurs. *Maisz* 62 perdra son caractère singulier quand nous aurons montré, dans un instant, que *g + s* aboutit, sous la plume du copiste, à *z*.

A côté de ces graphies, on en rencontre, bien entendu, d'autres p. ex. *miens* 13, *bels* 34, *tens* 2 et 24. Ce flottement est normal; il serait inexact d'y voir autre chose que le résultat des inconséquences ordinaires de l'orthographe française au moyen âge; il faudrait se garder en particulier d'y chercher l'indice de la confusion entre les phonèmes *s* et *z* telle qu'on l'observe, p. ex.,

¹¹⁰⁾ *Romania* XXII p. 207 sqq. (§ 27).

¹¹¹⁾ A. Thomas, *Annuaire de l'École des Hautes-Études* 1910 et 1911, p. 92.

dans les textes picards du XIII^e siècle. En effet, si quelques copistes anglo-normands (Alexis de Saint Auban; Les Quatre Livres des Rois; celui-ci pourtant écrit *deiz* à côté de *deis* voy. Suchier sur le vers 77d du sermon *Grant mal fist Adam*, *Reimpredigt* p. 77) montrent à cet égard une orthographe conséquente, je ne saurais citer aucun manuscrit provenant du Midi de la France qui en fasse autant. Boèce écrit *ki·ls*, *e·ls* 17 à côté de *si·ls* 59; le poème sur la *sainte Foi*: *dels* 476; *als* 377, *alz* 424; *e·lz* 11, *e·lz* 144 etc. (voy. Groeber, *Mélanges Chabaneau*, p. 608sqg. à qui j'emprunte mes exemples); le poème sur *Alexandre*: *filz* 28, *fils* 37; nous avons cité tout à l'heure les exemples de *z* dans la *Passion*, en voici quelques-uns d's: *carnals* 381, *chainsils* 344, *fedels* 92, *fils* 180, *ols* 185.¹¹²⁾ A moins d'admettre que le provençal ait confondu les phonèmes *s* et *z* dès avant l'époque littéraire, ce que personne ne soutiendra, il faut interpréter les hésitations de notre manuscrit comme nous venons de le faire. Car on verra par la suite de cette étude que ce manuscrit a été écrit par un copiste moyen-rhodanien.

Nous n'en avons pas encore fini avec la graphie *sz*. Il nous reste à étudier les quatre cas que voici: *vinnesz* 34, *pulcelesz* *fillesz* 49, *altresz* 87 (à côté de *vinnes* 59, *altres* 88). Il est évident qu'ici *sz* ne peut avoir que la valeur d'une *s*. Nous ne pouvons pas d'autre part supposer une distraction du copiste: une quadruple méprise est exclue. Expliquer ces graphies par une confusion entre les phonèmes *s* et *z* n'est pas, non plus, recommandable: comme on le verra dans un instant, la réduction de *z* à *s* est inconnue au copiste. Une explication phonétique étant écartée, on est forcé de chercher la raison d'être de ces graphies dans les préoccupations orthographiques du scribe. Dans cet ordre d'idées une observation s'impose. Le copiste écrit au singulier, régulièrement ou peu s'en faut, les mots de la première déclinaison par *-et*: *pulcellet*, *paraget* etc. Il ne prononçait évidemment pas ce *t* dû à une mauvaise interprétation de l'écriture de son exemplaire; il pouvait pourtant le prendre de bonne foi pour un *t* instable qu'il ne faisait plus sonner dans le langage courant mais qu'il croyait avoir une valeur dans le texte qu'il copiait. Et comme il savait que la flexion jointe à un *t* instable se note par *z* ou par son équivalent *sz*, il a cru bien faire en mettant, au pluriel des mots en question, cette dernière ligature. Il ne l'a mise que là où il réfléchissait à ce qu'il écrivait; quand il copiait machinalement, sans se préoccuper de la „bonne“ orthographe, il écrivait *beles*, *escalgaïtes* etc. conformément à l'ortho-

¹¹²⁾ La *Vie de s. Léger* ne connaît pas la graphie *lz*; même *filius* y est rendu par *fils*.

graphie de l'exemplaire et à sa propre prononciation. C'est ainsi du moins que je m'explique ces graphies singulières.^{112 bis)}

Je viens de dire que le manuscrit ne présente pas de trace de la réduction phonétique de *z* à *s*. En effet, l'emploi de *s* et *z* (*sz*) y est celui qu'on observe dans les textes ignorant cette réduction. *Gentilz* 7, *anz* 52, *danz* 67 et passim, sont réguliers et n'appellent pas d'observation. Il en est de même de *sainz* 38 (*sine*). *Premierz* 67 ne choque pas étant donné la tendance du copiste à faire suivre l'*r* finale d'un *t* épithétique. *Reiz* 73 pourrait, à première vue paraître suspect. Si l'on considère toutefois que le provençal fait subir à ce mot le même traitement que le français, et que le poème sur *sainte Foi*, qui distingue nettement *s* d'avec *z*, écrit ce mot régulièrement *reiz*¹¹³⁾, l'on hésitera à y voir la preuve de la confusion entre les deux phonèmes. Pour ma part, je crois que de même que *pais*, *vois*, *crois* ont coexisté à côté de *paiz*, *voiz*, *croiz*, de même le nominatif de *regem* a produit, à côté de *reis*, la forme *reiz*. *Reis* a vaincu son doublet comme *pais* p. ex. a généralement prévalu sur *paiz*, mais cela ne doit pas nous faire révoquer en doute les formes avec *z*, quand nous les rencontrons dans les textes qui ne confondent pas par ailleurs les deux phonèmes. De *reiz* il convient de rapprocher *leuz* 32. *Locus* donne d'habitude une forme terminée par *s*. Il ne me souvient pas d'avoir rencontré un cas probant de *leuz*. Je ne suspecte pourtant pas la graphie de notre manuscrit. *Sarcophagus*, dont le traitement final doit être le même que celui de *locus*, présente en effet la double forme *sarqueus* et *sarqueuz*.¹¹⁴⁾ Il serait donc téméraire de nier l'existence de *leuz* à côté de *leus*; le poème *Quant li solleiz* est suffisamment ancien pour avoir pu nous conserver une forme qui disparaîtra bientôt par l'effet de la concurrence triomphante du doublet avec *s*. Sur *treiz* 20, voy. la remarque sur ce vers.

^{112 bis)} En terminant l'étude de la graphie *sz*, je rappelle que l'exemple le plus ancien après le nôtre de cette notation est fourni par la formule d'ordalie du ms. Bibl. Nat. lat. 2403, *Uebungsbuch* 3 p. 174, ligne 11: *ensz*. *Sz* y a également la valeur de *z*.

¹¹³⁾ G. Groeber, *Mélanges Chabaneau*, p. 609.

¹¹⁴⁾ *Glossaire de Tours* cité, copié sur les confins de la Normandie et de l'Anjou au XII^e s.: *sarcuz* 135; *Rom. de Troie* 14 589: *sarqueuz* à la rime avec *veuz*; *Alexis* de Saint-Auban porte *sarqueus* 118a; *Alexis* P, au même endroit, *sarcuz*, bien qu'il semble distinguer les deux phonèmes (les exceptions signalées par H. Suchier, *Reimpredigt*, p. XXIV, § 26 sont si peu nombreuses qu'on est autorisé à les considérer comme de simples méprises matérielles, et non comme des fautes d'orthographe). — Schwan-Behrens, *Grammat. d. Altfrz.* 8 § 300, p. 158 indique le paradigme suivant: nom. *sarcues*, acc. *sarcueuf*, qui me paraît sujet à caution. Le thème en *f* expliquerait, à la vérité, fort bien l'alternance *sarcueus*, *sarcueuz*, cf. H. Suchier, sur le vers 77d du sermon *Grant mal fist Adam* (*Reimpredigt* p. 77), mais il n'est pas attesté à l'époque ancienne du vieux français.

La nasale finale, quelle qu'en soit l'origine, est souvent écrite *m* voy. Koschwitz, *op. cit.* p. 189 et H. Suchier, *Reimpredigt*, p. LIII. L'*u* n'est mis pour *o* que devant les nasales ainsi que l'on a fréquemment observé depuis Lücking. On relève d'autre part *u* 31, *vult* 90. A remarquer la graphie *proud* 56 (*p* barré, *ud*). En fait de signes diacritiques, le copiste emploie, suivant l'habitude générale, la lettre *h* dont il fait suivre, dans les mots français, — je ne m'arrête pas aux vocables bibliques comme p. ex. *Zacharias*, — les *c* qui ont une prononciation différente de celle qui leur reviendrait s'ils n'étaient pas suivis d'*h*. Le „double accent“ dont sont pourvus les *c* (une fois *ch* dans *chinc* 52) remplit le même office; il est parfois omis, voy. Koschwitz *op. cit.* p. 181 sq. *Bene* est écrit *beem* 27 à côté de *biem* 29. C'est pour marquer que dans *rees* 26, le double *e* se prononçait autrement que d'habitude, c'est à dire en deux syllabes, qu'il est muni du double accent.¹¹⁵⁾ De même, *ia* 62 porte ce double accent parce qu'il doit être lu *ja*, alors que la signification habituelle de ces deux lettres, écrites en un mot, est *i a*, 3^e pers. prés. ind. d' *avoir* précédé de la particule *i*.

J'aborde présentement l'étude de la langue du texte, sur laquelle il a fallu, à la vérité, anticiper un peu dans l'étude qui vient d'être faite de l'orthographe du manuscrit.

On a vu plus haut que le copiste transcrivait son texte sans se soucier beaucoup de le comprendre et qu'il le copiait pour ainsi dire mot à mot. Il y a donc de grandes vraisemblances pour qu'il nous l'ait transmis fidèlement, sans beaucoup de changements. Dans ces conditions, l'étude du vocalisme de l'original d'après les assonances attestées par la copie, assez périlleuse ailleurs,¹¹⁶⁾ présente ici de bonnes chances de succès.

Malheureusement, le poème n'offre que des assonances anodines. M. Groeber en a fait valoir une: *Jerusalem : amant*, str. XVII, en sens contraire: elle prouverait selon lui la confusion entre les deux voyelles. Il serait prudent de ne faire aucun fond sur ce couple de vers. *Jerusalem* est un vocable étranger, et il est risqué de croire qu'un poète ne puisse se permettre aucune liberté avec un mot qui ne fait pas partie de la langue usuelle. De même que dans la poésie rythmique latine les vocables bibliques, y compris les plus communs, sont accentués, suivant les exigences du vers, sur n'importe quelle syllabe, sans en excepter la dernière,¹¹⁷⁾ de même les

¹¹⁵⁾ On sait que d'autres textes, p. ex. le fragment de Valenciennes, notent également la diphtongue par un double *e*. *Ee* disyllabique, il n'est pas inutile de le faire remarquer, est rare avant la chute des dentales intervocaliques.

¹¹⁶⁾ Je partage le scepticisme de M. Ebeling, *Auberee* p. 127.

¹¹⁷⁾ Wilh. Meyer (de Spire), *Gesammelte Abhandl. z. mittellat. Rythmik*, I p. 180.

poètes rimant en langue vulgaire ont dû les traiter avec peu de rigueur à l'assonance ou à la rime. Dans la *Passion* 135/6 nous avons l'assonance *tuit ad un: Nazarenum*, un peu plus loin, au v. 145/6, *Jhesum: menton*; rien ne serait plus faux que de vouloir en conclure que la *Passion* traite *ū* latin devant une nasale comme le feront plus tard les poètes anglo-normands. De même *Jerusalem*, dont il n'est pas sûr pour moi que la voyelle finale équivalait, dans la prononciation normale du moyen-âge, à *ē* normand ou picard, est accouplé ici avec *amant*, sans que cette assonance prouve quoi que ce soit pour la prononciation d'*e* devant la nasale dans les mots français.

La distinction de la langue de l'original d'avec celle du copiste apparaît dans le poème, mais ce ne sont pas les assonances qui la révèlent.

Les formes *seit* 14, *desoiz* 26, *sainz* 38, *aseiz* 41 et 44, *noncieiz* 50, où la tonique développe un *i* en syllabe fermée, nous mènent à l'Est du domaine français, le duché de Bourgogne excepté, d'après les récentes recherches de M. Philippon.¹¹⁸⁾ Une prédilection marquée pour l'emploi des formes pronominales emphatiques p. ex. *lei ad laisiet* 53, *luid m'entveiad* 68, *mei ma[n]datz* 89, *mei vult aveir* 90 confirme cette attribution.¹¹⁹⁾ La forme *jo* (ego), constante dans le poème, exclut la Champagne, la Lorraine et la Franche-Comté. Elle pourrait être une indication de l'origine wallonne du texte, mais si l'on considère que le suffixe *-aticum* aboutit toujours dans le poème à *-aget* et non à *-aiget*, qu'on y rencontre les méridionalismes *aimat* 35 *amat* 38 *amet* 54 (présents), *ab* 76, on y verra plutôt la caractéristique du moyen-rhodanien. La leçon erronée, donc due au copiste, *lang'et* 26 rétablie ensuite en *languet* prouve que c'est le copiste et non le poète qui fait perdre à *gu* son élément labial, c'est à dire qu'il est méridional.

L'origine orientale du texte a été reconnue dès 1878 par M. Hermann Suchier, *Jenaer Literaturzeitung* 1878 p. 325.

Koschwitz *op. cit.* p. 195 qualifie la syntaxe du poème de „relativement récente“ (*verhältnismäßig jugendlich*) sans préciser les raisons qui lui font adopter cette opinion. Il est à craindre qu'il ait été victime d'une illusion. La seule particularité du texte qui puisse donner un semblant de fondement à sa remarque, l'emploi de l'accusatif dans la fonction du nominatif et inversement, l'emploi du nominatif à la place de l'accusatif, me paraît devoir s'expliquer un peu autrement.

Il convient d'abord de mettre à part les noms bibliques qui ne prennent pas d'*s* flexionnel dans le poème. Ce sont des vocables

¹¹⁸⁾ *Romania* XXXIX p. 506 (§ 1).

¹¹⁹⁾ Cf. Buscherbruck, *Die altfrz. Predigten d. hlg. Bernhard von Clairvaux* § 143 (*Rom. Forschungen* IX); Wiese, *Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor* § 143.

indéclinables; ils l'étaient déjà, en partie du moins, en latin, et le poète leur a conservé ce caractère. Je ne reviens pas sur la notation de la dentale instable à la fin des mots par *z*; sur les graphies *cent* 20 et *oilset* 37, voy. plus loin les notes accompagnant l'édition. *Messaget* 67, qui signifie message et non messenger, est régulier, les mots formés avec le suffixe neutre *-aticum* ne prenant pas originairement d's flexionnel au nominatif. *Dam Azarias* 77 est par contre un accusatif, et il en est de même de *dam zacharias & plussors altresz* 86 sq. Ce qui le prouve c'est la forme *damn Azarias* 83, que tous les éditeurs, trompés par la graphie du manuscrit, *dam nazarias*, ont transcrit fautivement *dam Nazarias*.¹²⁰⁾ La reduplication de la consonne finale de *domnum* devant la voyelle initiale du mot suivant ne permet pas de douter de la réalité de l'accusatif. Si l'on se reporte au contexte, on remarquera que tous ces accusatifs se trouvent employés en qualité de membres de sujets composés par la réunion de deux ou plusieurs noms ou pronoms réunis par la conjoction *et*. Cet emploi est tout à fait normal. M. Ebeling l'a expliqué fort bien dans *Probleme der romanischen Syntax* I, chap. 10, p. 162 sqq.¹²¹⁾

Fors al soleiz 60 est la seule irrégularité assurée dans le poème. C'est une simple méprise, une faute matérielle du copiste, qui, peu préoccupé du sens des vers qu'il copie, met par distraction *soleiz* au lieu de *soleil*. Des méprises semblables se rencontrent partout: *unanimes*, fragm. de Valenciennes, v^o, 29; *anel* Passion 156, *nul* 381 et 448, *fidel* 409 et 449; elles n'ont pas plus d'importance que les fautes d'impression modernes. Sur *li citez* 43, voy. la note sur ce vers.

La versification du poème n'appelle que fort peu de remarques. La structure strophique du poème est assez simple: une paire de décasyllabes assonants clôturée par un petit vers de quatre syllabes qui n'assonne pas. L'origine savante de cette strophe a été établie par M. Hermann Suchier, *Reimpredigt* p. XLVIII, note 1. Je n'ai rien à ajouter à ses observations.

Les décasyllabes ont la coupe ordinaire 4 : 6. La césure dite épique est assez fréquente: vv. 7, 19, 29, 35, 37, 38, 43, 44, 49, 58, 61, 89, 92 la montrent devant consonne, les vv. 4, 26, 41, 80 devant voyelle. Il n'y a aucun exemple de césure dite lyrique.

Au vers 2, la syllabe placée à l'assonance est munie d'un neume, *porrectus* ainsi que me l'a appris M. J.-B. Beck. Je ne

¹²⁰⁾ Le troisième compagnon de Daniel s'appelle *Azarias*. Voy. *supra*, chap. I.

¹²¹⁾ La difficulté signalée ici (t. XXXII², p. 4) par M. Herzog n'est qu'apparente, voy. *Zeitschrift für romanische Philol.* XXXIII, p. 589, note 2.

saurais expliquer sa présence dans une pièce par ailleurs dépourvue totalement de notation musicale.¹²²⁾

D'après le système de l'interprétation modale de M. J.-B. Beck, notre prose serait rythmé en troisième mode. Si l'on essaie de la lire en appuyant sur les syllabes qui correspondent, dans ce rythme, aux temps forts des mesures musicales, on se convaincra que l'accent musical tombe souvent sur des syllabes qui seraient incontestablement faibles dans un débit non-chanté. En faisant naguère une constatation analogue au sujet des laisses d'*Aucassin et Nicolette*, j'ai proposé d'y voir un indice de l'adaptation du texte poétique à une mélodie préexistante.¹²³⁾ Je serais plus réservé aujourd'hui.¹²⁴⁾ En effet, j'ai remarqué depuis que la discordance en question est beaucoup moins rare que je ne supposais d'abord. J'espère que le deuxième volume des *Melodien der Troubadours* de M. J.-B. Beck apportera des éclaircissements nécessaires sur cette grave difficulté. Pour ma part, je me borne à la constater.

La mélodie du texte tropé par la prose *Quant li solleiz*, l'offertoire *Aue Maria . . . uentris tui*, est construite d'après le huitième ton ecclésiastique, dit myxolydien, caractérisé par la tonique *sol* et les limites extrêmes *Ré-mi* du contour mélodique. J'avais supposé que l'union intime qui existe entre le texte tropé et le trope exigeait que la tonalité de celui-ci ne différât pas de la tonalité de celui-là. M. J.-B. Beck, par moi consulté sur ce point, a bien voulu confirmer cette supposition.

Dans l'édition qui suit je marque la coupe des vers par un point placé au dessus de la ligne. Les lettres restituées par conjecture sont mises entre crochets; les lettres à supprimer entre parenthèses. Je m'abstiens de discuter dans les remarques les fautes d'impression des éditions précédentes ainsi que les fautes de lecture que tout le monde peut reconnaître aujourd'hui à l'aide du fac-similé de M. Monaci. Je discute pourtant les interprétations divergentes des leçons du manuscrit.

¹²²⁾ Dans les préfaces de messes qui se lisent dans le sacramentaire contenu dans notre manuscrit, l'on rencontre aussi fréquemment un neume isolé, à savoir la *cliu*, dont la signification est obscure. J'ignore si c'est là une singularité de notre manuscrit ou bien un usage plus ou moins répandu. Ce n'est que depuis peu de temps que j'attache de l'importance à la musique dans les livres qui me passent sous les yeux.

¹²³⁾ *Zeitschrift f. rom. Phil.* XXXIV, p. 372 sq.

¹²⁴⁾ Ma supposition n'était pourtant pas tout à fait inexacte. Dans une communication faite le 20 janvier 1911 à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, M. J.-B. Beck a identifié la deuxième phrase musicale d'*Aucassin* avec une mélodie du *Lai des amanz*, transposée d'une quarte.

[PROSA:]

- I. 1 Quant li solleiz' conversèt en Leon,
En icel tens' qu'est ortus Pliadon,
Per unt matin,
- II. 4 Une pulcellet' odit molt gent plorer
& son ami' [d]olcement regreter.
[C']o jo lli dis:
- III. 7 „Gentilz pucellet,' molt t'ai odit plorer
„& tum ami' dolcement regreter,
„& chi est illi?"
- IV. 10 [Li vi]rget fud' de bon [entendem]ent,
Si respon[dit' mo]lt avenable[ment
De] (so)son ami:
- V. 13 „Li miens amis,' il est de tel paraget,
„Que nœuls on' n'en seit conter lignaget
„De l'une part.
- VI. 16 „Il est plus gensz' que solleiz enn estéd,
„Vers lui ne pued' tenir nulle clartéz,
„Tant par est belsz.
- VII. 19 „Blans est & roges' plus que jo nel sai diret,
„Li suensz senblansz' nen est en treiz cent miliet,
„Ne ia nen iert.
- VIII. 22 „Il dist de mei' que jö eret molt bellet,
„Si m'aimet tant,' toz temps li soi novelet,
„Soe mercid.
- IX. 25 „Dole''or de mel' apelë i[l]l mes levres,
„Desoiz ma languet' est li laiz & les re''[e]s,
„& jo sai beem.
- X. 28 „Nuls om ne vit' aromatigement,
„Chi tant biem oillet,' con funt mi vestement
„Al som plaisir.
- XI. 31 „La u jo suid,' iversz n'i puet durer,
„Toz tens florist' li leuz de ma beltéz
„Por mon ami.
- XII. 34 „Li tensz est bels,' les vinnesz sont flories,
„L'odor est bonet,' si l'aimat molt mi siret
„Por mei'amor.
- XIII. 37 „En nostre terred' n'oset oilsèt c''anter
„Sainz la torterelet' chi amat c''aasteéd
„Por mon ami.
- XIV. 40 „Jo l'ai molt quis,' encor nel pois trovert;
„Nen vult respondret,' aseiz l'ai apelétz,
„Quer hui ne plastz.
- XV. 43 „Les escalgaites' chi guardent l[a] citéz,
„Cil me torverent,' si m'ont batuz aseiz
„Por mon ami,

- XVI. 46 „Navree molt' & mun paliet tolud;
 „Grant tort m'unt fait' cil [c]hi guardent le m[u]rt
 „Por mon ami.
- XVII. 49 „Beles pulcelesz, fillesz Jerusalem,
 „Por mei' amor' noncieiz le mon amant,
 „D'amor languis.
- XVIII. 52 „Ch'inc milie anz atz' qu'il aveid un'amiet;
 „Lei ad laisiét, quar n'ert de bel serviset,
 „Si amet mei.
- XIX. 55 „Il li plantatz' une vine molt dolcetz;
 „Proud ne la fist, sinn est c'adeit'en colped:
 „Or est amered.
- XX. 58 „Li fil sa mered' ne la voldrent amert;
 „Commandent li' les vinnes a garder
 „Fors al soleiz.
- XXI. 61 „Ell'est nercidet, perduz adz sa beltéz;
 „Se par mei non' i'a maisz n'avrat clartéz
 „De mon ami.
- XXII. 64 „Ainz que nuls om' s'oust de nostre amor,
 „Li miensz [a]mis' me fist molt grant ennor
 „Al tems Noè.
- XXIII. 67 „Danz Abraham' en fud premierz messaget;
 „Luid m'entveiad' por c'o qu'il ert plus saives
 „& de grant fei.
- XXIV. 70 „Issaac i vint, Jacob & danz Joseph
 „Pois Moïsen' & danz Abinmalec
 „& Samüel.
- XXV. 73 „Del quart edé' pois i vint reiz David
 „& Salamon' & Roboam ses fiz
 „7 Abia.
- XXVI. 76 „& ab i vint' Amos Issaïas (Iss. Am. ms.)
 „Jëu Joel' & dam Azarias
 „& Joatam.
- XXVII. 79 „Achaz i vint, adunc fud faitet Rome;
 „Quel part quë alget' iluoc est ma coronet
 „& mes tresors.
- XXVIII. 82 „Ezelcias, Manases, Josias
 „& Joachim' & damn Azarias
 „Del quart edé.
- XXIX. 85 „Del quint edé' (pois *erasum ms.*) i vint Ananias
 „E Misäel' & dam Zacharias
 „& plussors altresz.
- XXX. 88 „Enprès icelsz' & molt altres barunsz,
 „Par cui mi siret' mei ma[n]datz sa raisum,
 „Mei vult aveir.

XXXI. 91 „Il enveiad' sun angret a la pucele,
„Chi la salüet' d'une saludz novelet
En Nazareh:

[OFFERTORIVM: Aue, Maria, gratia plena, Dominus tecum;
benedicta tu in mulieribus, et benedictus
fructus uentris tui.]

Remarques:

2. *Pliadon*. Koschwitz, *op. cit.* y voit le gén. plur. grec. On aurait ici de la sorte un exemple, unique, je crois, de trois idiomes (français, latin, grec) se mariant pour produire un vers de dix syllabes. J'ai quelque peine à admettre cette triple alliance, et je vois plus simplement, dans ce mot, le génitif plur. latin de *hae*, *Pleiades*, *um*. La terminaison *-um*, prononcée *-om*, a été écrite *-on* pour être mise en concordance graphique avec le mot *Leon* auquel elle est accouplée par l'assonance. Cf. la pièce *Iniuriis contumeliisque concitatus* de Hugues d'Orléans (Primat), où c'est au contraire la terminaison *-on* des vocables français, figurant à la rime dans un poème latin, qui est mise en concordance graphique avec la finale latine *-um*: *electum* 6, *eslectum* 78, *Acensium* 86, *intencium* 95 etc. (éd. Wilh. Meyer de Spire, *Nachricht. d. k. Ges. der Wissen. zu Göttingen, phil.-hist. Kl.* 1907, p. 89 sqq.).

5. [d]olcement. Les lettres *ol* sont reconnaissables entièrement sur ma photographie. De la lettre initiale il ne subsiste qu'une faible trace, même sur la photographie.

6. [C]o jo. L'*i* de *jo* est tout à fait net dans le ms. Les deux *o* entièrement visibles sur la photographie, bien qu'ils y soient très pâles. Du *C*, il ne subsiste qu'une trace infime; son rétablissement ne saurait pourtant pas faire doute, les trois lettres suivantes *o io* étant assurées. Syntactiquement, la construction est correcte: le complément mis en tête de la proposition ne provoque pas nécessairement l'inversion du sujet, voy. A. Schulze, *Der afr. Fragesatz*, § 187 et les ouvrages qu'il cite.

10. J'accepte la restitution de G. Paris, communément admise, des passages mutilés de ce couplet. J'écris pourtant *Li virget* et non *La virget* parce que l'art. fém. nom. sg. fait à l'ordinaire *li* à l'Est, y compris le moyen-rhodanien. *Li* explique en outre mieux que *La* l'omission du couplet par le scribe dans le contexte du poème, voy. *supra*. Dans le poème, il n'y a pas d'exemple assuré du nom. sg. de l'art. fém. non éliidé. Sur *li* (?) citez 43, voy. la remarque sur ce vers.

12. M. Foerster (Koschwitz, *op. cit.* p. 197) avait discerné devant *soson* un *e* dont il ne subsiste plus aucune trace. La déchirure que le bord mutilé du parchemin présente à cet endroit était sans doute moins accusée à l'époque de la collation de M. Foerster. Quoi qu'il en soit, il n'est pas vraisemblable que le vers ait commencé par la syllabe *so* qui forme actuellement le début de la dernière ligne du passage rétabli en marge. Voici la disposition de ce passage:

[Li vi]rget fuddebon
[entendem]ent sirespon-
[dit mo]lt auenable-
[ment de]soston ami;

Si l'on considère l'habitude de notre copiste d'écrire en lignes bien alignées, commençant toujours au même endroit, de manière que la première lettre de chaque ligne se trouve bien au-dessous de la première lettre de la ligne précédente, on se convaincra que la syllabe *ment* est trop courte pour suffire, à elle seule, à parfaire la quatrième ligne. A la première ligne, il ne manque, il est vrai, que quatre lettres.

Mais *L* est majuscule, et ce n'est qu'à cause des difficultés typographiques que *r* est mis entièrement hors de la parenthèse: en fait, une bonne partie du jambage manque. Il convient aussi de remarquer que le bord a été mutilé non en ligne droite mais suivant une courbe dont le point culminant coïncide précisément avec la dernière ligne du passage. Voy. le fac-similé de M. Monaci. — M. Groeber, *Zeitschrift f. rom. Phil.*, VI, p. 474 objecte que *repondre de* ne peut avoir que le sens juridique d'être responsable de quelque chose. Je n'ai pas sous la main d'exemple prouvant le contraire, mais je crois en avoir rencontré quelques-uns. Je dois aussi dire que la différence entre *re-spondre* au sens général et *respondre* au sens technique ne pouvait pas être grande au XI^e siècle.

14. *lignaget*. Je rappelle que *g* a été corrigé sur une *n* primitive.

20. *en treiz cent miliet*. Les leçons communément admises *entreiz* ou *entr'eiz* sont inadmissibles. *Inter* (G. Paris) ne peut pas aboutir à *entreiz*. *Inter ipsum* est exclu par la syntaxe: *Centum milia* est évidemment une expression qui se passe de tout déterminant, puis qu'elle sert à désigner une multitude dont la composition numérique précise importe peu. La leçon adoptée ci-dessus donne un sens satisfaisant. *Ex millibus* du Cantique est rendu par trois cents mille. *En treiz* est écrit en un mot comme *enleon* 1, *enicel* 2, *encolped* 56, *ennazareh* 93. *Treiz* au lieu de *treis* n'est pas gênant devant *cent*: il y a assimilation stimulée sanz doute, dans l'écriture, par le souvenir graphique de *reiz*, nominatif sg. ou accusatif pl. de *regem*. *Cent* pour *cenz* n'est pas une faute contre la déclinaison, mais une graphie inverse du copiste qui rend souvent le *t* final au moyen de *z*.

21. *nen iert*. J'ai longtemps hésité entre cette leçon, communément admise, et *nem ert*. Dans le ms., les trois jambages en question, accolés à *neiane* et écrits en un mot avec ce groupe, forment la fin de la ligne 16 (col. 1). La ligne 17 débute par *ert*. La séparation *i-ert* paraît suspecte. Le copiste a bien séparé, au v. 47, *lem- [urt]*, mais cela peut s'expliquer par des raisons particulières. Après avoir tracé *guardent le*, il pouvait avoir l'intention d'écrire, sur la même ligne encore, *murt*, mais l'*m* une fois mise, il a dû s'apercevoir qu'un défaut de parchemin qu'on remarque à quelques millimètres de là, l'empêcherait de coucher le reste du mot à cet endroit; il a donc changé de ligne. On n'observe rien de pareil pour *i-ert*, qui reste inexplicable. Paléographiquement, les trois jambages terminant la ligne 16 peuvent se lire aussi bien *ni* que *m*. Le long trait fin par lequel se termine le dernier jambage ne figure pas nécessairement le trait de liaison entre les deux membres séparés d'un mot. N'importe quel jambage droit placé au bout de la ligne peut se terminer ainsi: voy. *sai*, deux lignes plus haut. Je n'attache pas non plus d'importance au fait que ce troisième jambage n'est pas lié parfaitement aux deux jambages précédents, encore que le copiste ait l'habitude de relier entre elles les extrémités supérieures des jambages d'*m*. En effet, notre jambage est très rapproché des deux premiers et sa tête est pourvue, à gauche, d'un trait d'attaque ou de liaison assez développé. Etant donné la conservation défectueuse du manuscrit, on ne peut assurer qu'il ne se prolongeait pas jusqu'à la rencontre avec le jambage précédent. Un tiers de millimètre de trait fin a pu parfaitement disparaître d'un manuscrit où tant de lettres entières son devenues invisibles. Ce qui a entraîné mon opinion, c'est une remarque de M. Foerster, qui, par moi consulté, a bien voulu me dire que de deux formes *ert* et *iert*, c'est la première qui est la primitive. Je n'ai pas osé introduire une forme relativement tardive dans un texte du onzième siècle.

25. *apelē i[ɪ]*. G. Paris et avec lui la majorité des éditeurs ont lu *apeleid*. Si l'on regarde attentivement le prétendu *d*, on remarque que ce n'en est pas un. Les *d* minuscules (droits) se composent d'une

panse affectant la forme d'un *c* et d'une haste ressemblant à celle de l'*l*. La panse est toujours accolée à la haste, sa crosse assurant une fermeture complète de cette partie de la lettre. Or, le prétendu *d* est ouvert à cet endroit: la prétendue panse, est dépourvue de crosse; elle ne figure pas une boucle, mais bien plutôt un jambage droit, dont le peu de hauteur attire l'attention. Je suppose que c'est là la partie inférieure d'une *l*, dont les deux tiers ont disparu par suite de la mauvaise conservation du manuscrit. Le dessein ci-dessous aidera sans doute le lecteur à comprendre ma restitution (fig. 13 = état actuel, considérablement grossi; fig. 14 = état primitif supposé).



26. *Desoiz*. La leçon est certaine, si l'on considère la tête, parfaitement formée, d'i auquel est lié *z*. L's, dont il faudrait supposer la disparition de la partie supérieure, n'aurait pu être ornée, à cet endroit, du petit trait fin (point d'attaque) qui constitue l'armature habituelle d'i; *z*, où il ne manque qu'une partie du coin supérieur de droite, ne prête à aucune confusion.

languet. Je rappelle qu'*u* a été corrigé sur la note tironienne d'*et. re*[e]s. La dernière lettre reconnaissable en entier, la première partiellement, sur ma photographie.

28. *aromatigement*. Je suis surpris que M. Wiese, qui avait le ms. en mains, ait conservé dans la 10^e édition de la *Chrestomathie* de Bartsch la leçon *arom et ungement*; c'est une faute de lecture certaine. *Aromatiseiment* que M. Groeber *loc. cit.* suppose avoir figuré dans l'exemplaire du copiste nous entraînerait bien loin dans le passé, à cause de l's onciale à l'intérieur du mot; avec une *s* minuscule, la faute de lecture (*g* pour *s*) serait peu probable.

29. *oillet*. *O* entièrement reconnaissable sur ma photographie. Je ne saisis pas bien la pensée de Koschwitz *op. cit.* p. 176 qui dit que l'e posttonique n'est conservé ici qu'à titre de voyelle d'appui. La 3^e ps. sg. prés. subj. d'*oleir* a un *e* organique issu d'un *a* latin; c'est la terminaison régulière des verbes de la 3^e conjugaison.

32. *li leuz*. C'est à dire le lieu *u jo suid*. — *de ma beltéz* est le déterminant de *florist* et non de *li leuz*. Ce rejet n'a rien de surprenant; l'ancienne langue le pratiquait fréquemment, voy., p. ex., *Tranche au plus desleal le chief De l'anpire et de la corone* R. Charr. 2908 avec la note de M. Foerster; cf. Tobler *Verm. Beitr.*² II, article 4.

35. *odor*. Ce mot montre que les substantifs féminins de la troisième déclinaison ne prennent pas d's au nominatif. Les autres nominatifs qu'on rencontre dans le poème ne sont pas probants: ils appartiennent tous aux thèmes en *t*, et l'on se rappelle que le copiste rend souvent les dentales finales par *z* ou une combinaison de la dentale avec *z*. Il me semble que notre texte, qui n'est pas anglo-normand, tranche définitivement la question controversée entre MM. Tobler et Foerster d'une part et le reste de la doctrine de l'autre au sujet de cette *s* flexionnelle. (Foerster, *Cligés*, 6^{de} édition, Introduction p. LXXV; Suchier, *Reimpredigt*, p. XXXIV sqq.; *Grundriß der rom. Phil.*² I, p. 788).

mi siret. On ne voudra pas conclure, je pense, de cette forme du possessif, qu'on rencontre encore devant le même substantif au v. 89, à la provenance normande, ou plus généralement occidentale, du texte. *Mis sire* se rencontre sporadiquement un peu partout voy. Schwan-Behrens, *Grammatik des Altfrz.*⁸ § 327 Anm. et p. 249 texte et note 4 de la charte de S. Denis; Görlich, *D. burgund. Dialekt* p. 125.

37. oilset. Leçon certaine. La première lettre est un *o*, encore que les deux courbes dont se compose cette lettre ne soient pas bien adaptées l'une à l'autre: il est bel et bien fait en deux traits comme les *o*, et non en trois comme les *e*. Voyez au surplus l'*o* de *io* du v. 31 (première ligne de la col. 2), encore plus mal fait que le nôtre. Après *o*, il y a *il*, qui n'a paru douteux à quelques éditeurs que parce qu'ils n'ont pas tenu compte de l'empâtement de l'encre dû à un polissage insuffisant de toute cette partie du parchemin. Entre la ligne 5 et la ligne 11, l'empâtement est général en cet endroit. Si l'on prend la peine d'examiner le manuscrit à la loupe, l'on ne conservera aucun doute sur *oilset*, sans aucune retouche manuscrite. — *Oilset* est mis pour *oisez* ou *oiselz*. Le *z* final rendu par *t* ne surprend pas sous la plume d'un copiste qui rend les dentales finales par *z*; c'est une graphie inverse. Le mot suivant est, au surplus, *c'anter*. — Doit-on conclure de la graphie *oilset* à la chute d'*l* devant la flexion? L'*l* que le copiste a mise fautivement dans la première syllabe rend la chose douteuse: il semble bien qu'il l'a mise par anticipation et qu'il se proposait d'écrire *oiselt*.

38. Sainz. Paléographiquement, on peut aussi lire *samz*. J'ai admis la leçon *sainz* à cause de la tendance du texte à développer un *i* en syllabe tonique.

torterelet. Le premier *e* n'est pas syllabique.

c'aasteéd. Je ne crois pas que le deuxième *a* soit exponible. Les deux *a* sont liés, et l'encre empâte ici. Il y a sans doute méprise non corrigée du copiste.

42. Textuellement ce vers équivaut à un *quare hodie non placeo* latin. G. Paris a lu *bui* qu'il a corrigé en *lui*. C'est ce dernier mot que les éditeurs postérieurs ont cru trouver dans le manuscrit, qui pourtant est loin de l'offrir. La première lettre se compose d'une haste accostée d'une panse à droite; puis sont figurés les trois jambages *ui*. Il y a bel et bien *h* et non *b*; comparez d'une part l'*h* de *chi*, col. 1, ligne 2 d'en bas, et d'autre part tous les *b* du manuscrit. Par suite d'une différence de tracé les *b* sont en bas plus arrondis que les rares *h* fermées (elles sont généralement ouvertes par en bas): la fermeture des *b* est assurée par le trait terminant la haste (elle affecte la forme d'une *l*), alors que dans les *h* la fermeture, quand elle se produit, est due beaucoup plus à la partie inférieure de la courbe formant panse qu'au trait final de la haste qui y est d'habitude médiocrement développé. — *Plastz* est naturellement la première personne du présent indicatif où le maintien de la voyelle simple est de rigueur. Je ne saisis pas comment on a pu y voir la troisième personne, où la diphtongaison se produit nécessairement.

43. [a] citez. Tout le monde a lu, dans le manuscrit, *la*. Il est certain qu'aujourd'hui on n'y voit que *li*. Le trait qui réunit *i* à *l* accuse une courbe; il se peut que ce soit la partie supérieure de la panse de l'*a* vu par mes prédécesseurs, panse dont la partie inférieure aurait disparu depuis. S'il y avait erreur de lecture de leur part et non empirement de l'état du manuscrit, *li citez* s'expliquerait comme *fors al soleiz* 60, étudié dans l'introduction à la présente édition. L'art. fém. *li* est régulier à l'Est.

44. torverent. Méprise ou métathèse?

46. molt. Je crois pouvoir maintenir la leçon du ms. *M'ont* du v. 44 n'a pas besoin d'être répété, bien qu'on ne soit plus dans le même couplet. Voy. le couplet XXVIII où le verbe du couplet précédent (*vint* 79) n'est pas non plus répété. Les couplets n'ont pas besoin de former des unités syntaxiques: il suffit qu'ils forment des unités de pensée. Voy. les deux premiers couplets. L'unité syntaxique va du v. 2 au v. 5, mais les v. 4—5 ont assez d'individualité par eux-mêmes, pour être séparés par la structure strophique des v. 2—3, qui

contiennent une détermination se suffisant aussi à elle-même: elle pourrait être exprimée par une proposition temporelle complète sans aucune modification pour l'intensité du sens.

paliet. La deuxième lettre est reconnaissable en entier sur ma photographie. C'est un *a* formé comme l'*a* d'*amor* du v. 51 (col. 2, ligne 17). Cette forme est rare dans le manuscrit; elle ne deviendra fréquente que plus tard.

50—51. Construction parataxique après un verbe déclaratif.

52. *Ch''inc.* Le double accent annule ici la valeur diacritique d'*h*: cette graphie équivaut donc à *cinc*. C'est parce qu'il était habitué à écrire le pronom relatif *chi* par une *h*, que le copiste l'a mise dans *cinc* où la consonne initiale est aussi suivie d'un *i*; il s'est aperçu de sa méprise et l'a corrigée. Ce double accent se trouve placé sur les lettres *in* parce que la hauteur de la haste de l'*h* empêchait de le mettre au-dessus de cette lettre. Cf. *c''anter* 37, où le point et virgule de la ligne précédente a fait également reculer l'accent ou *Joseph* 70, où l'*h*, écrit en surcharge, a dû s'abriter dans l'arc formé par la virgule (du point et virgule de la ligne précédente), cette virgule surplombant le *p*.

aveid. C'est à tort qu'on a été choqué par cette forme. La *Passion* connaît déjà cette forme ainsi que le prouve l'assonance masculine *fedel: aveia*, 165/6. *Alexis* ne connaît déjà que *aveit*. Schwan-Behrens⁸ § 341 croit qu'*aveist* du fragment de Valenciennes équivaut à *aveie*. Cela ne me paraît pas admissible. Au surplus, si cette citation est empruntée au *Woerterbuch* de M. Stengel et qu'elle se réfère au v° 27, elle est erronée: à cet endroit, il y a non la 3^e ps. impf., mais la 2^e ps. pl. prés. écrite comme d'habitude par *st*. Le fragment n'a pas d'exemple d'*aveir* à l'imparfait.

53. *laisiet.* Je ne vois aucune raison d'interpréter *laisiet* du manuscrit comme *laisiet*, forme féminine écourtée. L'accord du genre avec le complément direct n'est pas nécessaire: *si m'ont batuz aseiz* 44, *perdutz adz sa beltéz* 61. Koschwitz, *op. cit.* p. 196 (sur le v. 7) remarque que „rien ne s'oppose à supposer pour l'original *batude*, *perdude*“. Il a raison; rien ne s'y oppose en effet sinon le respect dû à une tradition irréprochable. J'ajoute que c'est aussi là le seul obstacle à l'introduction, dans notre vers, d'une forme féminine non-écourtée, que Koschwitz récuse pourtant énergiquement: la césure dite épique est fréquente dans le poème!

55 sqq. Le Seigneur planta à l'amie de l'Ancienne Loi une vigne très douce; elle la corrompt; elle est ainsi tombée en faute au sujet de cette vigne: celle-ci est devenue amère. *Proud* est adj. fém. acc. sg. déterminant le pronom *la* qui désigne la vigne nommée dans le vers précédent.

58 sqq. Je ne saurais expliquer d'une manière satisfaisante *li fil sa mered*; je ne saisis pas bien l'allusion allégorique de ce passage. *Li fil sa mered* ne peuvent désigner que les chrétiens, cela me semble certain; mais pourquoi sont-ils appelés ainsi?

61. *est.* Un trou dans le parchemin a fait disparaître une partie de la ligature *st* (la partie de liaison). — A partir d'ici les fins des lignes du manuscrit, mal déplié par le photographe, ne sont pas toujours venues sur le fac-similé de M. Monaci.

64. *[a]mor.* Un trou dans le manuscrit a fait disparaître une grande partie de l'*a* et le début de l'*m*. Il en est de même de la partie supérieure de la ligature *or* du mot *ennor*, au vers suivant.

70. *Issaac* est de deux syllabes. *Joseph*, *h* écrit en surcharge.

76. Je me suis expliqué au chap. I de la présente étude sur l'origine de la transposition des deux noms figurant à la fin de ce vers. M. Stengel, *op. cit.* propose de lire *g ab Amos i vint Issaïas*. Cela expliquerait mal l'erreur. Je doute aussi qu'au XI^e siècle *avuooc*, qu'il faut supposer

dans l'original, ait pu avoir la fonction prépositionnelle: il est originellement adverbe. La particule *i* à côté d'*avuoc* ne gêne naturellement pas: *S'avuec n'i est li buens usages* Clig. 1024. La forme *ab* est due au copiste. L'original portait sans doute quelque chose comme *Avuoc i vint* etc.

85. Je me suis expliqué dans l'introduction sur l'origine de *pois* qu'un grattage a annulé. Koschwitz *op. cit.*, p. 199 veut faire entrer aussi en jeu „das Sprachgefühl des Kopisten, dem es widerstand, eine Vershälfte mit tonlosem Pronominaladverb i einzuleiten“. J'imagine que le même sentiment linguistique aurait fait maintenir au copiste ce *pois*, au lieu de le faire disparaître par un grattage. J'ai aussi quelque peine à croire que les gens du moyen âge aient pu éprouver les scrupules que leur prête Koschwitz. La coupe peut être suivie de particules atones: *Jusque en Alsis en vindrent dui errant* Alex 23c, *Danz Alexis an lothet Deu del ciel* ib. 25b, *Quant tut sun quor en ad si afermet (i ad si aturné AP)* ib. 34a; *Après ico i est Neimes venud* Rol. Ox. 230, *Desuz un pin i est alet curant* ib 2357, *En grant dulong i veit ses chevalers* ib 2541, *Tut sun navilie i ad fait aprester* ib 2627, *Noz chevalers i unt lesset ocire* ib 2717; dans notre poème les deuxièmes membres des vers 26, 65, 67 commencent par les atones *est*, *me*, *en* sans que le copiste paraisse en avoir été choqué.

86. *E*. Cette lettre est cédillée dans le ms.; on n'a pas pu rendre cette particularité dans l'impression

89. *ma[n]datz*. Le tilde sur *a* été omis par le copiste.

93. *Nazareh*. Je rapproche cette graphie de *Escharioh*, Passion 99.

Paris.

JEAN ACHER.

Zum Text des Erec.

In der im Jahre 1909 von W. Foerster erneuerten kleinen Ausgabe des Erec¹⁾ führt eine über vierzig Seiten lange Einleitung die der ersten kleinen Ausgabe desselben vom Jahre 1896 vorangeschickten Ergebnisse der Untersuchungen, die der Herausgeber dem Leben des Dichters, der Zahl, der Folge und den Stoffen seiner Werke, hierauf dem Erec im besonderen, nämlich seinen Quellen, seinen Bearbeitungen außerhalb Frankreichs, seiner handschriftlichen Überlieferung und seiner Sprache gewidmet, nach sorgfältiger Nachprüfung und um Einzelbemerkungen, wie auch um längere Ausführungen, so die klare Zergliederung des Inhalts der Dichtung, bereichert wieder vor; die früheren polemischen Abschweifungen zeigt sie unterdrückt und infolge der Einfügung von Überschriften in den Gang der Darstellung baut sie sich jetzt sehr übersichtlich auf. Der Wortlaut der Dichtung selbst, die sodann folgt, war in der die beiden kleinen Ausgaben voneinander trennenden Zeit gleichfalls Gegenstand oft erneuerter sorgsamer Abwägung seitens des Herausgebers und verdankt dieser denn auch eine große Anzahl Verbesserungen. Zu Lehrzwecken begleitet den Text am Fuße der Seiten eine Auswahl von Lesarten vorzugsweise der wichtigeren Handschriften, nämlich H, C, B, P. Allen aber willkommen wird eine dem Texte nachgeschickte längere Reihe von Anmerkungen teils textkritischer teils erklärender Art sein, die eine wertvolle Ergänzung zu dem in der großen, dem Jahre 1890 entstammenden Ausgabe des Erec dargebotenen Reichtum an solchen bilden. Mit einem Wörterbuch zu der Dichtung, das vollständig sein will und in der Tat außer den von Foerster selbst gelieferten Nachträgen nur noch weniger weiterer bedarf (hinzufügen ließen sich so noch *acroistre*, *ancoragié*, *angres*, etliche weitere Komposita mit *entre*-, wie *antramer*, *antrebiesier*, *antreconjöir*,

¹⁾ Kristian von Troyes Erec und Enide, Textausgabe mit Variantenwahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1909. Romanische Bibliothek Nr. 13.

antreconoistre, antredoner, antresaluer, ferner *deliteus* 66 nach H, *donoier, erminete, gigue, mere, queu, reançon, rose, tresoir*), schließt der Band.

Auf eine Einzelheit im literarischen Teil der Einleitung sei ein wenig einzugehen gestattet.

Dort S. XXII lehrt Foerster, der Dichter bezeichne als wirkliche oder nur angebliche Quelle seines Erecromans im 13. Verse dieses (*Et tret d'un conte d'avanture Une mout bele conjointure*) einen *conte*, d. h. die Erzählung eines wandernden Spielmannes, vgl. auch gr. Erec, Eintlg. S. X und S. XLI, Ch. Charr. Eintlg. S. XXII und S. XCI, kl. Yvain³, Eintlg. S. XVIII.²) Da Foerster in *conte d'aventure* demnach den unzweideutigen Ausdruck für die Quelle des Chrétien'schen Romans erblickt, so erklärt er sich die aus jenem *conte* gezogene *mout bele conjointure* (in der Anm. zum gr. Erec S. 298 als 'günstige, passende Gelegenheit, Anlaß' oder bestimmter 'Ereignis, Vorfall', doch im gr. Erec Eintlg. S. XLI als 'Kombination' und im Wörterbuch zum kl. Erec¹ als 'Schlußfolgerung', zum kl. Erec² als 'Vermutung, Schlußfolgerung', s. auch die Anm. in letzterem, gedeutet) offenbar als Bezeichnung zunächst einer bestimmten Tätigkeit, die der Dichter an jenen Stoff, den *conte d'aventure*, geknüpft habe, und dann, und zwar des Inhalts des folgenden Relativsatzes *Par qu'an puet prover et savoir Que..* wegen wohl mit Notwendigkeit, auch der Frucht, die aus jener Tätigkeit hervorgegangen sei und sich in dem nachfolgenden Romane verkörpere. Ein Hindernis hiergegen sieht er in dem lobenden Urteil, das der Dichter selbst über die von ihm geschaffene Arbeit einerseits in dem Zusatz von *bele*, andererseits in dem mit *par que* angeschlossenen Satzgefüge ('diese c. liefere den Beweis, daß derjenige unverständlich verfähre, der mit seinem geistigen Besitze nicht die Allgemeinheit beglücke') fällen würde, augenscheinlich

²) Die 26 Einleitungsverse des Erecromans seien der oben folgenden Bemerkungen wegen im ganzen hier abgedruckt:

- | | |
|--|---|
| <i>Li vilains dit an son respit</i> | 15. <i>Par qu'an puet prover et</i> |
| <i>Que tel chose a l'an an despit,</i> | <i>savoir,</i> |
| <i>Qui mout vaut miauz que l'an</i> | <i>Que cil ne fet mie savoir,</i> |
| <i>ne cuide.</i> | <i>Qui sa sciance n'abandone</i> |
| <i>Por ce fet bien qui son estuide</i> | <i>Tant con Deus la grace l'an</i> |
| 5. <i>Atorne a san, quel que il l'et;</i> | <i>done.</i> |
| <i>Car qui son estuide antrelet,</i> | <i>D'Erec, le fil Lac, est li contes,</i> |
| <i>Tost i puet tel chose teisir,</i> | 20. <i>Que devant rois et devant</i> |
| <i>Qui mout vandroit puis a</i> | <i>contes</i> |
| <i>pleisir.</i> | <i>Depecier et corronpre suelent</i> |
| <i>Por ce dit Crestiens de Troies,</i> | <i>Cil qui de conter vivre vuelent.</i> |
| 10. <i>Que reisons est que totes voies</i> | <i>Des or comancerai l'estoire</i> |
| <i>Doit chascuns panser et an-</i> | <i>Qui toz jorz mes iert an me-</i> |
| <i>tandre</i> | <i>moire</i> |
| <i>A bien dire et a bien aprandre,</i> | 25. <i>Tant con durra crestiantiez;</i> |
| <i>Et tret d'un conte d'avanture</i> | <i>De ce s'est Crestiens vantez.</i> |
| <i>Une mout bele conjointure,</i> | |

nicht. Allerdings erhält das Selbstlob, das der Dichter sich hier spenden würde, wenige Zeilen später, wo die prahlerischen oder, wie Foerster, Ch. Charr. Einltg. S. XCVII auch sagt, 'siegbewußten' Worte stehen . . . *l'estoire Qui toz jorz mes iert an memoire Tant con durra crestiantez, De ce s'est Crestiens vantez*, die Foerster in vorangegangenen dichterischen Erfolgen Chrétien begründet vermutet (vgl. gr. Erec, Einltg. S. XIII, kl. Erec² Einltg. S. XIII, kl. Cliges² S. XII, Litt.-Bl. 1908, Sp. 113), scheinbar ein Seitenstück und gewinnt somit einen Halt, wie es umgekehrt auch letzterem einen solchen zu gewähren scheint. Gleichwohl müssen diese Bekundungen eines starken Selbstgefühls auffallen; denn sie treten zu dem bescheidenen Tone in den acht Anfangsversen des Romans, in denen der Dichter sich auf das möglichenfalls günstige fremde Urteil zur Rechtfertigung dafür beruft, daß er sich mit seinem Worte an die Öffentlichkeit wage, in Gegensatz und kehren in keiner anderen Dichtung Chrétien wieder. Es mag sich daher fragen, ob es der Dichter selbst sei, der sich hier lobe.

Die Beziehung des Ausdrucks *conte d'aventure* auf eine mündliche Spielmannserzählung und so auf die Quelle der Chrétien'schen Dichtung legen abgesehen von der Redewendung, von welcher *d'un conte d'aventure* im 13. Verse ein Glied ist, einmal der unbestimmte Artikel vor *conte d'aventure* und dann der Inhalt des an *li contes*, V. 19, angelehnten Relativsatzes *Que devant rois et devant contes Depecier et corronpre suelent Cil qui de conter vivre vuelent* zwar nahe. Aber jener, das *un*, schließt auch die Möglichkeit nicht aus, *conte d'av.* für eine Bezeichnung der vom Dichter im nachfolgenden vorgetragenen, also von ihm geschaffenen oder wenigstens dargestellten Erzählung zu halten, die ja weder vorher schon erwähnt worden war noch auch an diesem Orte im Mittelpunkt des Interesses steht, welcher letzteren vielmehr die vom Dichter aus dem *conte* abgeleitete *conjointure* einnimmt. Die in dem Relativsatz zu *li contes*, V. 19, geschehende Aussage könnte allerdings nicht von einer Erzählung gelten, die von dem Schreiber der betreffenden Worte soeben erst vollendet worden, also noch zu niemandes Kenntnis gelangt wäre; man versteht es daher, wenn Foerster dieses *conte* ebenso auslegt, wie den vorangegangenen Ausdruck *conte d'aventure*, den jenes tatsächlich offenbar wieder aufnimmt (vgl. kl. Yvain³, Einltg. S. XXI: „... einer mündlichen Erzählung, welche von den zunftmäßigen Erzählern vor Adligen und Grafen zerstückelt und verhunzt zu werden pflegte.“). Jedoch klingen die Worte, denen *li contes* grammatisch zugehört, nämlich *D'Erec, le fil Lac, est li contes* von vorn herein, bevor man also den Inhalt des sie begleitenden Relativsatzes erfährt, wie eine Ankündigung des Gegenstandes, der im nachfolgenden Romane behandelt werde. So weist *conte* auf das von Chrétien verfaßte Werk gewiß auch in *Un novel conte recomance*, Clig. 8 hin

und auch in den Schlußworten des Erecromans *Li contes fine ci a tant* scheint von des Dichters Reimwerk die Rede zu sein; zwar gibt Chrétien in einigen Werken einen *conte* auch als seine Quelle an, so wenn er sagt *Et dit li contes, ce me sanble, Que. . Ch. Ly. 2685; Car si con li contes afiche, Il i avoit. . Ch. Charr. 468; Des joies fu. . la plus delitable cele Que li contes nos test et cele, ib. 4702*, Stellen, die auch zu Foerstes Ausführungen im kl. Yvain, Einltg. S. XIX ff. angemerkt seien, nicht jedoch im Erecroman selbst. Die Grundlage dieses nennt er, s. die Verse 3590, 5738, 6736, eine *estoire*; daher darf es auffallen, *estoire* im 23. Verse der Einführung in den Erecroman *Des or comancerai l'estoire Qui toz jors mes iert an memoire. .: De ce s'est Crestiens vantez* auf die nachfolgende, von Chrétien geprägte und dichterisch gefaßte Geschichte, auf Chrétiens Erec angewendet zu sehen; die Wahl des Ausdrucks *estoire*, an der der Reimzwang schuld sein mag, ist an dieser Stelle nicht eben treffend. In dem besagten Falle aber, daß *conte d'aventure*, V. 13, auf Chrétiens Roman selbst und nicht auf seine Quelle hindeutet, dürfte *conjointure* auf eine vorher ausgesprochene Betrachtung, die der Dichter an sein Werk geknüpft, zurückweisen.

Nur unter der Voraussetzung kann nun die sprachlicherseits erlaubte Auslegung von *conte d'aventure*, V. 13, und *li contes*, V. 19, als Bezeichnungen des nachfolgenden Romans wirklich die richtigere sein und gleichzeitig auf diesen der in dem Relativsatze zu *li contes* enthaltene Bericht von einer Verunstaltung des *conte* durch Erzähler der Erwartung entsprechend in Wahrheit Bezug haben, daß nicht Chrétien de Troyes selbst, sondern ein jüngerer Verfasser der Verse sei, die von dem *conte*, beziehungsweise der *conjointure* aus diesem, handeln, auch derjenigen, wie ja bereits hinzugefügt werden darf, die über den Roman als *estoire* etwas sagen. Bei dieser Auffassung verwandelt sich das sonst so befremdliche Selbstlob Chrétiens in ein begreifliches Lob dieses durch einen andren und wird die Verwendung von *estoire* in einem unerwarteten Sinne, weil nicht von Chrétien herrührend, entschuldbar; nur der Ausspruch *De ce s'est Crestiens vantez*, V. 26, bedarf noch einer Rechtfertigung, und er wird eine solche erfahren können. Seinen guten Grund hat dann auch *Des or comancerai l'estoire* ‚ich‘, und nicht *comancera* ‚er‘, im 23. Verse.

Die jüngere Zutat beginnt vermutlich nicht erst mit dem 13. Verse, *Et tret. .*, sondern faßt bereits die Verse 9 bis 12, *Por ce dit Crestiens de Troies Que raisons est que totes voies Doit chascuns panser et antandre A bien dire et a bien aprendre* (‚unterweisen‘, nicht, wie das Wörterbuch angibt, ‚lernen‘), in sich. Diese schälen aus dem, was ‚Chrétien de Troyes vorher sage‘, den einen der beiden angeblichen springenden Gedanken heraus

(der andere folgt in Vers 15 und 16), kleiden denselben, der bei Chrétien höchstens als Rat aufzufassen wäre, in die Form einer strengen Vorschrift und deuten versteckt an, daß in dem folgenden Romane, wie er nämlich nunmehr sich darbiete, letzterer entsprochen werde. Sie heben zwar mit *por ce* an, das gleichzeitig auch zu dem koordinierten Satze, V. 13 bis 18, *tret* bis *l'an done*, gehört, aber sie enthalten in Wirklichkeit, ebensowenig wie dieser, nicht eine *F o l g e r u n g* (eine solche ließen die beiden vorhergehenden Sätze, von denen der letzte, *Car qui . . . bis plaisir*, V. 6 bis 8, begründenden, der erste, *Por ce* bis *l'et*, V. 4 bis 5, selbst folgernden Zweck hat, ihrem Charakter nach nicht einmal zu, so daß nur an den Inhalt der drei Eingangszeilen des Romans geistige Anknüpfung in Betracht kommen könnte), sondern sie bieten eine *E r l ä u t e r u n g*. Daher sagt das *por ce* des V. 9 wenig zu. Treffender wäre *par ce* ‚mittelst dessen‘ ‚hiermit‘, welches zugleich auf die die gesamten ersten acht Verse der Dichtung füllende Betrachtung Chrétiens zurückwiese, wie der Inhalt der Verse 9 bis 18 auch wirklich erfordert (zu *par ce* vgl. beispielsweise . . ., *si aioint il paroles d'escusation, et si dist: „La femme cui tu moi donas a compangne, m'en donat, si en maniai,“ et p a r c e volt lo visce de sue error repostement mettre en son faiteor*, Sermo de Sap. 317, 21). Daß der Archetypus *par ce* tatsächlich hier besessen und erst der Schreiber von β *par* mit *por* verwechselt habe, scheint nicht unmöglich, weil das Zeugnis der wichtigen Hs. H für *por ce* fehlt und C in Sonderbeziehung zu P steht. Zu Anfang, von V. 9 bis V. 18, schickt die Zutat somit der von Chrétien mit seinem Roman verknüpften einleitenden Betrachtung, V. 1 bis V. 8, und von dieser dürfte die Bezeichnung *conjointure*, V. 13, gelten, eine Erläuterung nach; auch in dem zweiten der beiden Gedanken, die diese vorträgt, *cil ne fet mie savoir Qui sa science n'abandone . . .*, V. 16 f., liegt augenscheinlich eine Anspielung auf das Verhalten des Überarbeiters selbst, das einen solchen Vorwurf nicht verdienen sollte. Vom 19. bis zum 22. Verse rügt die Zutat sodann die Gewohnheit von Erzählern, das Werk Chrétiens zu entstellen, dies wahrscheinlich ein verallgemeinernder Schluß aus einer an einer bestimmten Abschrift des Romans, und notwendigerweise, glaube ich, an einer Abschrift, schwerlich am mündlichen Vortrage gemachten, in gewisser Beziehung, vgl. nachher, vielleicht sogar erdichteten Beobachtung; zugleich läßt sie durchblicken, daß der Schreiber bessernde, vervollkommnende Hand an den Roman gelegt habe, weil eben angeblich habe legen müssen. Vom 23. bis zum 26. Verse wirbt sie endlich, wenn sie dem Chrétien den Ausspruch in den Mund legt, daß sein Erecroman ewige Dauer haben werde, um beifällige Aufnahme dieses in seiner nachfolgenden Form.

Aus dem Bericht von einem *depecier et corrompre* des Romans, V. 20 ff., der nach Foerster, gr. Erec, Einl. S. IX,

kl. Erec² S. XVII ein den *chansons de geste* abgesehener Kunstgriff, Geschäftskniff Chrétiens wäre, kann sich ergeben, daß der Text in der Vorlage des Überarbeiters, die, wie bereits angedeutet, nicht die Urhandschrift des Werkes gewesen sein dürfte, mit Verderbnissen, wie Wortverstümmelungen oder Wortauslassungen, behaftet gewesen sei, die den Sinn eines Satzes oder zuweilen größerer Zusammenhänge unter Umständen verdunkelt oder nur äußerlich das Versmaß beeinträchtigt hätten, zugleich aber auch, daß der Text dortselbst gewisse Gedanken oder Schilderungen völlig habe vermissen lassen, also Lücken gehabt habe. Das erstere scheint in der Tat der Fall gewesen zu sein; auf Textverderbnisse, zumal auf Verskürzungen, in der dem Archetypus zugrunde liegenden Niederschrift der Romans zu schließen, ist mehrfach Anlaß (Beispiele hierfür folgen hernach). Das letztere, das Vorhandensein von Lücken, läßt sich für die Vorlage des Überarbeiters weniger fest, vielmehr aus dem Umstande, daß offenbar die vom Überarbeiter selbst besorgte Niederschrift des Romans, der Archetypus, einige Lücken gehabt hat, s. die Darlegung Foerstes, Ch. Charr. Eintl. S. CXXXV ff. und kl. Erec², Eintl. S. 25 ff., nur als reine Möglichkeit erschließen. Denkbar wird es daher auch, daß der Überarbeiter an Orten, wo er die Entwicklung zu gedrängt oder zu sprunghaft, die Schilderung zu knapp und nicht wirkungsvoll genug fand, Auslassungen seitens seines Vorgängers nur *vermutete*, und so Ergänzungen für nötig hielt und nach seinem Geschmacke dann schuf. Denn die Worte *li contes, Que . . . Depecier et corronpre suelent Cil qui de conter vivre vuelent*, V. 19 ff., klingen zwar so, als habe er die echte Fassung des Chrétienschen Romans gekannt und an der Hand dieser seine Vorlage verbessert, indessen spiegelt er dies, wenn man die ungenügende Art bedenkt, wie er Textverderbnisse geheilt hat (vgl. einige der nachher zu besprechenden Stellen), vermutlich nur vor. Tatsächlich machen nun öfters Verspaare, auch Reihen solcher, die bereits Gesagtes in andrer Form, gelegentlich unwesentliche Züge hinzutugend, erneuern, unnütze Gedanken zur Rechtfertigung und belanglose Vorgänge zur Vervollkommnung mitteilen und mit ihrem Inhalte den Zusammenhang zuweilen geradezu störend unterbrechen (sprachliche Kriterien unterstützen manchmal den Verdacht), den Eindruck unechter Bestandteile des Dichtwerkes. Zur Annahme solcher gelangte Foerster selbst durch eine Vergleichung des französischen Erec mit der deutschen, der nordischen und der kymrischen Bearbeitung des Romans, s. Ch. Charr., Eintl. S. CXXXIV ff. und kl. Erec², Eintl. S. XXV ff. Eine Reihe anderer Stellen bewertete auf Grund ihres so, wie oben angedeutet, auffallenden Inhalts, Alfr. Schulze, Arch. f. Neu. Sprn. 90, 213 als solche. Die Verse, an deren Echtheit Schulze mit gutem Rechte zweifelt, gehören zu Auslassungen, die unter den überlieferten Handschriften allein

H aufweist. Gleichwohl muß auch H auf O', auf den allen übrigen Handschriften zugrunde liegenden überarbeiteten Text, zurückgehen. Denn es teilt mit diesen einerseits unannehmbarere Lesarten, die somit, wofern Versehen ausgeschlossen sind, für verfehlte Besserungen seitens des Verfassers von O' zu gelten haben, andererseits eine Anzahl weiterer als jüngere Zutaten verdächtiger Stellen.²⁾ Was an Versen im Verlaufe des Romans (etwaige einleitende Verse werden von Schreibern öfters übergangen) der Schreiber von H nicht aus Nachlässigkeit ausgelassen, hat ihm wahrscheinlich sein eigenes Gefühl eingegeben zu unterdrücken; die Vermutung, daß er vielleicht Gelegenheit gehabt habe, seine Vorlage, *α* oder, wie sich auch denken ließe, O' selbst mit derjenigen des Überarbeiters, also des Herstellers von O', zu vergleichen, ginge nicht zu erhärten.

Mit der Behauptung, Chrétien habe damit geprunkt, in seinem Erec ein bleibendes Werk geschaffen zu haben, V. 26, verzerrt der Überarbeiter das Charakterbild, das sich von Chrétien in den innerhalb der acht Eingangsverse des Romans ausgesprochenen Gedanken zeichnet. Zur Selbstgefälligkeit und zur Prahlerei neigt jemand, welcher Worte findet oder anzieht wie *tel chose a l'an an despit Qui mout vaut miauz que l'an ne cuide* (manches hat nach anderer Urteil höheren Wert, als man selbst sich vorstellt), V. 2 f., nicht, eher zum Gegenteil. Nicht einmal seines Fleißes rühmt sich der Dichter, sondern er gibt nur den Rat, V. 4 bis V. 8 (und einzig schließen kann man, daß er selbst so verfahren sein werde), man möge aus jenem Grunde ernst streben, gewissenhaft arbeiten, weil Nachlässigkeit dazu führen könne, dem Publikum etwas (einen Stoff, eine Geschichte) zu verschweigen, vorzuenthalten, das ihm vielleicht sehr gefallen hätte. Aber der Überarbeiter des Chrétien'schen Romans will für diesen, der, wie er glauben machen will, wieder seine ursprüngliche Gestalt zeigt, in Wahrheit aber eine Entstellung der echten Fassung ist, Stimmung machen. Daher täuscht er, sich darüber hinwegsetzend, daß Chrétien das Lob aller Leistung andren überläßt und nur dem Ernste und dem Eifer bei der Arbeit das Wort redet (in den erwähnten Eingangsversen), den Hörern vor, Chrétien selbst sei mit seinem Erec zufrieden und stolz auf ihn gewesen. Möglich ist aber auch, daß der Überarbeiter nur einem Wortspiel, demjenigen nämlich zwischen *Crestiien* und *crestienté*, zuliebe die

³⁾ Aus der Zahl der mir vorschwebenden Stellen wähle ich zunächst nur einige wenige aus.

210 ff. Erec reitet im Auftrage der Königin Guenievre, die wissen will, wer der Ritter und die Dame, die des Weges kommen, seien, auf diese zu. Ein die beiden begleitender Zwerg verbietet dem Erec aber, sich ihnen zu nähern.

210. *„Vassaus! fet il, arriers estez!
Ça ne sai je qu'a faire aiez.
Arriers vos lo que vos traiez'.*

Worte *Tant com durra crestiientez, De ce s'est Crestiiens vantez* zu V. 23 und 24 noch hinzufügte und dem Dichter die Prahlerci unterschob.⁴⁾

„Fui! fet Erec, nains ennuieus!

Trop es fel et contraliieus.

215. *Laisse m'aler! „Vos n'i iroiz!*

Je si feraï. „Vos non feroiz!

Die vier Verse 211 bis 214, *Ça ne sai je bis contraliieus*, stören mit ihrer Wortfülle den Charakter des Gespräches, das, dem Trotze der beiden, Erecs und des Zwerges, angemessen, durchweg aus bündiger Rede und Gegenrede bestanden haben wird. Die Worte *Arriers vos lo que vos traiez*, 212 wiederholen außerdem, jedoch breiter und darum abschwächend, den in *arriers estez!*, V. 210, schon ausgesprochenen Gedanken nur; vgl. auch 172. Da zur Zeit Chrétiens nach der Konjunktion *que* das gleiche Wortstellungsgesetz wie im bejahenden Behauptungssatz noch herrschte, ein tonloses Pronomen oder ein Hilfsverbum also nicht unmittelbar auf dieselbe folgen konnte, so müßte übrigens, wenn jener Vers, 212, von Chrétiens stammen soll, das Pron. *vos* vor *traiez* der betonte Accusativ sein. Der Nominativ des Subjekts käme nicht in Betracht, weil Chretien nur reflexives *traire arriers* kennt (s. Erec 4113; Ch. Ly. 285; 4472; Ch. Charr. 1142; Clig. 4964), es sei denn, daß *traire* in den Infinitiv zu stehen kam (wie Erec 3634; 3837; Ch. Ly. 6460; Ch. Charr. 3601). Eine Schmähung des Zwerges durch Erec ferner, wie sie laut den Versen 213 f., *nains ennuieus! Trop es fel et contraliieus*, stattfände, wäre recht unklug, da sie den Trotz des Zwerges nur steigern und aus dem Gefühl der Überlegenheit und Sicherheit nicht hervorgehen konnte; hatte doch Erec außer der *espee* keine Waffe bei sich. Auch fügt Erec sich schließlich dem Willen des Zwerges. Selbst die denkbare Besserung in *Arriers vos lo qu'ous vos traiez* halte ich daher nicht für ratsam. Vielmehr vermute ich, daß von jenen sieben Versen nur die drei

„Vassaus! fet il, „arriers estez!

„Laisse m'aler! „Vos n'i iroiz!

„Je si feraï. „Vos non feroiz.

echtes Gut seien.

663 ff. Erec will für Enide, seines Wirtes Tochter, den Sperber erkämpfen. Er sei Erec, des Lac Sohn.

Li osten mout s'an esjöi

670. *Et dist: „Bien avomes öi*

De vos parler an cest päis.

Or vos aim assez plus et pris,

Car mout estes preuz et hardiz.

Ja de moi n'iroiz escondiz:

675. *Tot a vostre comandemant*

Ma bele fille vos present.

Maintenant la prist par le poing.

„Tenez! fet il, „je la vos doing.

Die beiden Verse *Tot a vostre c. Ma bele fille vos present*, 675 f., machen mit der Erläuterung, die sie dem Sinne des Ausspruchs *Ja de moi n'iroiz escondiz* 674, widmen, den in den beiden nächsten Versen, 677 f., enthaltenen, eine Klärung des Sinnes von 674 *Ja* . . in sich schließenden Bericht ganz überflüssig. Auch ist das Epitheton *bele*, vom eigenen Vater gewählt, hier geschmacklos, mag dieser auch die Reize seiner Tochter kennen und vorher gerühmt haben. Auf 674, . . *escondiz*, folgte ursprünglich wohl sogleich 677, und in welcher Form vermutlich, erlaube ich mir oben später auszusprechen.

⁴⁾ Die Form des Übergangs zum Vortrage des Romans, *Des or comancerai l'estoire*, V. 23, ist im Ch. Charr. zwar ganz die gleiche:

Auch die ungefähre Heimat des Verfassers der Erecverse 9 bis 26 scheint sich in diesen zu verraten, nämlich an der Form *doit* in *... raisons est que totes voies Doit chascuns panser et antandre A bien dire*, V. 11. Statt dieser erwartet man, da *raisons est* den Konjunktiv im abhängigen Satze erfordert (s. Behrens' Zeitschr. 25, 211), *doie* oder *doive* anzutreffen; die bloße Umschreibung des Verbuns mit *devoir* (zu solcher Friedwagner, Anm. zu der Stelle *Car folie sanble et anui Que tel don me doiés requerre*, Veng. Rag. 5955) leistet für denselben keinen Ersatz

Des or comance sa raison, V. 30. Aber diese Übereinstimmung ist kein sicheres Beweismittel für die Ursprünglichkeit jener Worte, nebst ihrer Umgebung, im Erec, kann vielmehr auch, falls sie nicht gar ein Zufall ist, auf Entlehnung der im Ch. Charr. angewandten Formel durch den Erecüberarbeiter schließen lassen. Möge man im letzteren Falle mit gutem Grunde noch niemals bezweifelt haben, daß der angeführte Vers des Ch. Charr., er und die ganze ihm vorhergehende Versreihe von V. 25, *Comance Crestiens*, ab (*Del Chevalier de la Charrete Comance Crestiens son livre; Matire et san l'an done et livre La comtesse, et il s'antremet De panser si que rien n'i met Fors sa painne et s'antancion; Des or comance sa raison*), selbst echt sei. Der hier im besonderen angehende Vers des Ch. Charr., 30, und so gleichzeitig dessen Entsprechung im Erec, 23, bietet an Auffälligem zwar nur eine Kleinigkeit, nämlich die Anwendung von *des or*. Während Chrétien *des or mes* häufig gebraucht (vgl. Erec 862; 997; 5651; Clig. 1210; 2858; Ch. Ly. 515, 6746), scheint er bloßes *des or* nicht zu lieben. Nur noch einmal innerhalb dieser vier Dichtungen trifft man es: *Or ont lor amor rafermee* (Erec und Enide) *Et lor grant dolor obliee; Que petit mes lor an sovient. Des or aler les an covient, Si ont Guivret congie rové*, Erec 5260. Auch hier aber in einem Verspaar, gegen dessen Echtheit sich ein Bedenken regen darf. Haben Erec und Enide nämlich ihren Schmerz, *lor grant dolor obliee*, so werden sie sich desselben nicht einmal *petit* 'selten' wieder erinnern können. Selbst als Litotes verstanden ('er schwand ihnen ganz aus dem Gedächtnisse') nähmen sie sich zu einem *oblier* weder als Folgerung (*que* 'so dass') noch als Erklärung (*que* 'indem', 'nämlich') natürlich aus. Jemand, der Überarbeiter, vermißte vor der Angabe des *rover congie*, V. 5261, wohl den Gedanken, daß es nun für sie an der Zeit war, aufzubrechen, drückte diesen in dem Vers 5260, *Des or... covient*, aus und knüpfte dann als erstes Glied des neuen Verspaares an den Inhalt von V. 5258, *... obliee*, den erwähnten seltsamen Zusatz, auf den der naheliegende Reim von *sovient* mit *covient* ihn geführt haben mag. Allerdings ist *si* dann kein ansprechender Beginn für den nächsten Vers, *Si ont Guivret congie rové*. Aber in H. steht *lors* 'dann' 'hierauf' für *si*, und *lors* paßt sehr gut. (Es geht hier nicht an, die Gründe darzulegen, die an erster Stelle Verdacht gegen die Echtheit der Verse 25 bis 30 des Ch. Charr. wecken können. Sollten diese aber mit Recht zweifelhaft und es somit wahrscheinlich werden, daß der Dichter selber die Einführung in den Karrenroman mit der Nennung des Titels desselben, *Del Chevalier de la Charrete*, habe abschließen wollen, so läge es nicht fern, auch die Schlußverse des Ch. Lyon von V. 6815, *Crestiens...*, ab (*Del Chevalier au Lion fine Crestiens son romanz eins; Qu'onques plus conter n'an öi, Ne ja plus n'an orroiz conter, S'an n'i viaut mançonge ajoster*) als eine jüngere Zutat zu beurteilen, bei deren Fortfall aus *Del chevalier au Lion*, nun mit Anführungsstrichen zu umgeben, dann das Subjekt zu *fine* werden würde).

(*Et cuident . . . , Qu'eidier lor doie, si lor nuist*, Clig. 595; *S'avoit an li mout grant fiance Que ele . . . Secorre et eidier li deust*, Ch. Charr. 2362 usw.). Aber der Nordosten Frankreichs kannte, wie A. Tobler, Lit.-Bl. 1886, Sp. 365 an PoMor. 353d, 380c und 511d erwiesen hat, als 3. Pers. Sing. des Kjektvs von *devoir* auch die Bildung *doit*; in jener Gegend mag somit die Heimat des Überarbeiters der Chrétien'schen Einleitung gelegen haben. Nordöstliche Spracheigentümlichkeiten begegnen auch im Verlaufe des Dichtwerks, s. die Zusammenstellung bei Foerster, Eintlg. zum kl. Erec² S. XXXV f. Sie veranlaßten Foerster zu der Annahme, Chrétien habe sich in seiner Jugend noch im Banne seiner Mundart, die also ein östliches Gepräge getragen habe, befunden (kl. Erec², Eintlg. S. XXXVII); beispielsweise könne er seine Knabenjahre im Nordosten verbracht haben oder könnten seine Eltern von dort nach Troyes gekommen sein (Lit.-Bl. 1908, Sp. 110). Sie könnten nunmehr aber auch für ein Merkmal der Sprache des Überarbeiters gelten und so den Schluß nahelegen, daß die Verse, in denen sie vorkommen, diesem ihre überlieferte Form oder geradezu ihr Dasein verdanken. Auch die Konjunktivform *doit* scheint wiederzukehren: *Ce appartient a leal roi Que il d o i t maintenir la loi*, Erec 1798 (zum Konjunktiv nach *apartient* vgl. *Il appartenoit bien que ceste glorieuse vierge fust remunerée de si grans biens, car c'est celle qui a donné Dieu en terre*, Mir. ND. XXVII, S. 242 und zur Umschreibung des Verbums im abhängigen Satze mit *devoir*, zwar nicht nach *apartient*, aber nach sinnverwandten Verben: *N'a moi n'ataint n'a moi n'afiert Que je desdire vos an doive*, Ch. Ly. 4809); oder gehört hinter *roi* ein Semikolon?

So scheint mir denn, um zum Ausgangspunkt für die vorstehenden Bemerkungen zurückzukehren, eine Bezeichnung der Quelle seines Romans durch Chrétien nicht stattzufinden. Die Worte, die sie scheinbar enthalten, rühren vielmehr, meine ich, nicht von Chrétien selbst, sondern von einem jüngeren Überarbeiter her, der um den Anfang des 13. Jhdts. gelebt haben wird. Echte Chrétien'sche Dichtung beginnt nach dem 8. Verse erst wieder vom 27. ab.

Nunmehr seien aus den ersten tausend Versen des Erec einige Stellen, über deren Wortlaut, andere, über deren Sinn man verschiedener Meinung sein kann, herausgehoben. Der Archetypus, bei Foerster O', werde mit O², die zwischen diesem und dem Urtexte stehende Niederschrift des letzteren mit O¹ bezeichnet.

5. *Por ce fet bien qui son estuide A t o r n e a s a n , quel que il l'et*. Die frühere, den Hsn. C B entnommene Lesart *atorne a bien* wurde von Foerster aufgegeben, weil, s. d. neue Anm., die dann erforderliche Beziehung von *quel que il l'et* auf *estuide* nicht passe; *san*, das sich auf *sens* P E stützt, verleihe den Worten

quel que il l'et den Sinn, welchen Verstand er immer auch haben möge, im übergeordneten Satze besage es ‚etwas Verständiges, Vernünftiges‘. Hiernach hätte man *san*, je nachdem es Objekt zu *atorne* oder Beziehungswort des Pron. *le* in *quel que il l'et ist*, verschieden aufzufassen; man sähe einen solchen Sinnwechsel gern gestützt (vgl. auch Arch. f. N. Sprn. 106, 450), inzwischen dürfte man eine Ausdrucksweise *quel san qu'il et* klarer finden und sich wundern, daß der Dichter bei obiger Lesart und Auslegung nicht diese statt *quel que il l'et* gewählt habe. Ferner bezöge das Pron. *le* sich auf *san*, in Wahrheit aber würde es, da es ja auf den Verstand des Subjektes hinweise, *so n san* als Beziehungsbegriff voraussetzen; auch die Lesart *atorne a san* zwänge also wohl, *quel qu'il l'et an son estuide* anzuknüpfen. Ist schließlich die Vermutung berechtigt, daß der Dichter in *entrelet*, V. 6 einen Gegensatz zu dem Tätigkeitsbegriff des vorhergehenden *qui*-Satzes habe aussprechen wollen, so verdient auch inhaltlich *atorne a bien* wohl den Vorzug vor *atorne a san* (zum Guten wendet, zum Nutzen gereichen läßt, indem er mit Ernst, Fleiß, Sorgfalt arbeitet). Zu *son estuide . . quel que il l'et* (als wie geartetes er es auch habe, von welcher Art es auch sei, was es auch zum Stoff, Gegenstand, Inhalt habe) vgl. *chevaliers autre ne doit Oster, si com cil dui ont fait, De son panser, quel que il l'a i t*, Percev. 5734 (bei Pietsch, Z. Lehre v. altfr. Rel.-Pron. S. 50).

53. *Ne n'i a nule, n'et a mi Chevalier vaillant et hardi*. Die Hsn. überliefern den ersten dieser Verse nicht völlig gleich. H P haben die vom Herausgeber in den kritischen Text gesetzte Lesart *Ne n'i a nule, n'et . .*, B hat *Et n'i a . .* und C *N'i a nule qui n'et . .* (von γ folgen V A den Hsn. H P, während E sich an C lehnt). Diesem Schwanken des Wortlautes nach scheint dem Verse in O² eine Silbe gefehlt zu haben, die dann H P und B durch Hinzufügung von *Ne*, bez. *Et* zu Beginn des Verses (die Übereinstimmung zwischen H und P kann eine zufällige sein) und C durch Einschaltung von *qui* wiedergewonnen zu haben glaubten. Als Lautung des Verses in O² vermute ich also *N'i a nule, n'et ami*, die hierin fehlende Silbe suche ich jedoch nicht in einem *ne* oder *et* vor *n'i* noch in einem *qui* vor *n'et*, sondern in der Präposition *a* vor *ami*: *N'i a nule, n'et a mi Chevalier . .*. In der Tat darf man ja im Urtext noch *avoir auc. a a mi* zu finden erwarten, vgl. *Amander doit de bele dame Qui l'a a a m i e ou a f a m e*, Ch. Ly. 2490; *Qu'ele a un riche conte a frere*, Erec 1564; *A seigneur le vuelent a voir*, MFceFab. 46, 21; *Ains vet (will) an sa dampnacion Son hor a voir a compaignon De son pechié*, Dav. Proph. 896; *Et toutes voyes la vierge benoite n'ot pas cestui seulement a espoux, mais a espoux eta filz*, Mir. ND. 3, S. 104; *Dame, se le monde a a m i e Ne vous a voit, li anemis L'avoit tost a deshonneur mis*,

ib. 17, 1152.⁵⁾ Der Schreiber von O² mag gleich den Schreibern der uns überkommenen Hsn. die jüngere Wendung *avoir auc. ami* (vgl. auch *Royne des cieulx, qui en vous Servir met son entencion, D i e u a a m i et les sains touz*, Mir. ND. 15, 1285; *Lors pour vertu harrez le vice, Lors arez les anges amis*, ib. 24, 514; *Je vueil bien qu'a m i e m'a i e z Et que v o u s a i e a m i aussi*, ib. 27, 562), welche auf *avoir auc. a ami* zurückgehen und in das Gebiet des ἀπὸ κοινοῦ (s. die reichlichen Belege für einmaliges *a* statt eines doppelten bei A. Tobler, V. B. I, 227¹⁾) fallen wird, bereits gekannt und so versehentlich *n'et ami* statt *n'et a ami* niedergeschrieben haben. Den vorhergehenden Vers schließt dann besser ein Doppelpunkt.

61. Artus sagt die Jagd auf den weißen Hirsch an. Gauvain warnt vor dieser, da sie üble Folgen haben könne; der Kuß der Schönsten an Artus' Hofe, der dem Erleger des Hirsches als Preis zukomme, werde zum Kampf unter den Rittern führen, da ein jeder derselben seine eigene Geliebte für die schönste der Jungfrauen erklären werde. *Li rois respont: 'Ce sai je bien. Mes por ce n'an lairai je rien. Car ne doit estre contredite Parole, puis que rois l'a dite.'* Hier bedeutet *contredire* wohl nicht 'widersprechen', wie das Wörterbuch am Schlusse des Bandes angibt. Gauvain verletzte schwerlich die Ehrerbietung gegen seinen königlichen Oheim. Er widersprach auch hier im Grunde gar nicht, sondern er hob freimütig, wie wir ihn beispielsweise auch V. 303 ff. treffen, nur das Bedenkliche des Unternehmens hervor. Weder verdiente er somit eine Rüge, noch erhält er in Wirklichkeit eine solche. *contredire* einen Ausspruch, den man selbst zuvor getan, eine Kundmachung, Verfügung, die man selbst erlassen, besagt vielmehr: denselben oder dieselbe 'widerrufen, zurücknehmen'. Nur mit diesem Sinne von *contredire* verträgt sich auch das von H und von C überlieferte *car* (P hat *ja*, wie Foerster im kleinen Erec¹ und anfänglich auch im kl. Erec² schrieb, und B, wofern die beiden ersten H in der *Varia lectio* der großen Ausgabe für B verdruckt sind, *mais*) an der Spitze des Satzes.

88. *Et fu (sc. Erec) tant biaux qu'an nule terre N'est eüst plus bel de lui q u e r r e.* Statt des aus A entnommenen Konjunktivs *estëust* zeigten die beiden früheren Ausgaben den von H C überlieferten Indik. *estovoit*, und diesen hinzunehmen kann auch die Stelle *Dunc crient* (die Teufel) *tant hidusement Que li airs remut et la terre; Greignur peril n'est uveit q u e r r e*, Purg. Patr. 1392 veranlassen, selbst wenn auch der Konj. in dieser Redensart sonsther belegbar ist: *nul plus bel n'estëust*

⁵⁾ Kommt der doppelte Akkusativ vor, so mag das Lateinische vorbildlich gewesen sein, vgl. so *Car de la remission des pechiez a i i e tres ferme prueue la passion nostre signor*, S. Bern. (F.) 170, 26. Vgl. zur Präp. *a* Meyer-Lübke, Synt. § 404.

querre, Mer. 1907 (vgl. auch *Ne couvenist querre plus sage*, Cleom. 15027).

203. *Biaus amis Erec! alez i Au chevalier et dites li Qu'il vaingne a moi, et nel lest mie. Conoistre vuel lui et s'amie.* Nur B überliefert *et nou lest mie*. In H P E (?)⁶ fehlt das *le* und in den übrigen Hsn. das *et*: C *nel*, — 1, P (l. E ?) *ne le*, A *qu'il nel*, V *nel lest il*. Möglich ist es allerdings, daß sich in dem *et* von H und B, bez. auch P, ein ursprünglicher Bestandteil des Verses erhalten habe, und so *et nel lest mie*, mag man auch den Zusatz dieser dringlichen Mahnung an den fremden Ritter nicht recht begreifen, die gute Lesung darstelle. Denkbar ist es jedoch auch, daß H und B, bez. auch P, in dem *et* ein und dasselbe Mittel gewählt haben, um dem vielleicht zu kurz überlieferten Verse die gebührende Länge zu geben; in diesem Falle bewahrt C (vgl. auch zu V. 246) noch die verderbte Fassung, die der Vers in O² hatte, nämlich *Qu'il vaingne a moi, nel laist mie* (— 1). Zur Urform des Verses gelangt man dann vielleicht nicht durch Einschiebung eines *et* (H B), sondern durch Verwandlung von *laist* in *laissez*, das beim Abschreiben versehentlich die Person des vorhergehenden *vaingne* bekam: . . . *et dites li Qu'il vaingne a moi; nel laissez mie; Conoistre vuel* . . . (letzteres, *conoistre* bis *amie*, eng zu *nel laissez mie* als dessen Rechtfertigung gehörig).

246. *Mes itant prometre vos vuel* (sagt der von dem Zwerg des fremden Ritters geschlagene Erec zur Königin Guenievre, die ihn zu dem Ritter mit einer Botschaft geschickt hatte) *Que, se je puis, je vangerai Ma honte ou je l'angreignera i.* Die beiden wertvollsten Handschriften, H und C, überliefern in dem letzten Verse nicht *engreignier*, sondern das zwischen *honte* und *ou* Hiatus schaffende *acroistre*: *l'acroisterai* H, *l'acrestrai* C (— 1). Allen Handschriften gemeinsam und demnach mindestens für O² zu erschließen ist im gleichen Verse *Ma honte*. Nun lag aber in der Mißhandlung des Abgesandten der Königin eine Beschimpfung der Königin selbst; auch ist im übergeordneten Satze der Ausdruck ‚versprechen‘, *prometre* beachtenswert. Daher vermute ich in *Ma honte* ein Versehen oder eine Verschlimmbesserung für *Vostre honte*. Die Einführung von *Vostre honte* bringt dann die Lesart von H und von C, welches somit die Lautung, die der Vers in O² besaß, am getreuesten überliefert, wieder zu Ehren: . . . *Vostre honte ou je l'acroistra i.* Nicht um ‚seine‘, des Erec, sondern um ‚ihre‘, die der Königin zugefügte, Schande handelt es sich nach dem Bemerkten gewiß auch an den beiden Stellen . . . *Erec . . . Qui a sêu le chevalier Por sa honte acroistre ou vangier* (Worte der Königin in indirekter Form), V. 332 und *Remanbre li (Erec) de la rëine Cui il ot promis*

⁶) Die Lesart von P ist nicht klar; die große Ausgabe verzeichnet unter den Varianten einmal *et ne* H P E und dann *ne le* P. Ist das zweite P mit E zu vertauschen und E hinter H P zu streichen?

an plevine (vgl. wiederum auch den Ausdruck *prometre*) *Que il s a h o n t e v a n g e r o i t O u i l a n c o r l' a n g r e i g n e r o i t*, V. 919. Im letztangeführten Verse der zweiten Stelle, V. 920, bieten A C (auch E) genau wie in V. 246, u. vgl. V. 332, statt *engraignier* das Vb. *acroistre* dar (H E: *encor l'acresteroit*, C: *encore l'acrestroit*), das so auch hier in den kritischen Text gehören dürfte. Die Vertauschung von *acroistre* in β mit *engraignier* wird sich daraus erklären, daß der Vers in O² eine Silbe zu wenig hatte, dort also *Ou il ancor l'acroistroit* lautete; H hingegen veränderte *acroistroit* nur in *acroisteroit* und C *encor* nur in *encore*. Die ursprüngliche Lautung des Verses, bis auf *ou il* und *l'acroistroit*, bleibt leider ungewiß. *Ancor*, das den Vers um eine Silbe zu kurz bleiben läßt und zudem in den Versen 246 und 332 neben *acroistre* fehlt, gehörte derselben schwerlich an, sondern kam wohl erst in O² zu dem Zwecke, eine überlieferte Lücke wenigstens einigermaßen zu verringern, in den Vers hinein. Diesen haben also in der Vorlage für O², nämlich in O¹, vielleicht nur die Worte *Ou il l'acroistroit*, gebildet. Nichts Besseres als eine bloße Möglichkeit wäre es, daß die ausgefallenen Silben etwa *se ce non : Ou [, se ce non,] il l'acroistroit* (nach *ou* auch Clig. 3902 anzutreffen) gewesen seien.

305. Gawain zu Artus. *Tuit* (die Artusritter) *parolent de cel beisier*. *Bien dient tuit que ja n'iert fet, Que noise et bataille n'i et*. *Bien* zu Anfang des mittleren Verses überliefern C B, in H steht für dasselbe *Et* und P beginnt den Vers sogleich mit *Dient* und schreibt dann *nen iert* für *n'iert*. *Bien* finde ich hier nicht verständlich (begriffliche Beziehung desselben in den abhängigen Satz wird durch *ja* verwehrt) und so wage ich zu bezweifeln, daß die Lesarten von H und von P Verderbnisse aus derjenigen von C B darstellen. Die Ungleichheit des Befundes rührt meines Erachtens daher, daß der Vers im Archetypus die unvollkommene Gestalt *Dient tuit que ja n'iert fet* (oder *n'iert ja fet*, wie C B schreiben) besaß, die die Abschreiber dann auszubessern trachteten. *Bien*, *Et* und *nen* haben also nur den Wert von Vermutungen. Es sei gestattet, noch eine vierte zu äußern. Der Dichter mag das Subjekt von *iert fet* auch hier in einem *ce*, wie er es in *Li uns a l'autre dit et jure Que ce n'iert ja fet sanz desresne D'espee*., V. 293 (vgl. auch *Fui'! fet li autre, ce n'iert ja'*, ib. 847; *Mes ce iert par tel covenant Que*.. 6027 u. a.) getan, zum Ausdruck gebracht und so dem Verse von *que* an die Fassung *que ja n'iert ce fet* gegeben haben (das Subjekt umschließt mehr als den bloßen Substantivbegriff *beisier*, welcher vorherging, und bleibt deshalb unbestimmtes *ce*, so auch *„L'avanture..La Joie De la Cort a non'.* „*Deus! an joie n'a se bien non!'* *Fet Erec, ce vois je querant*..', ib. 5467; *Des joies fu la plus joieuse Cele qui m'iert assëuree; Mes mout m'ot petite duree, Et qui ce pert par son mesfet, N'est droiz, que*

buene aventure et, Ch. Ly. 3561). Als Versanfang würde zu *que ja n'iert ce fet* auf Grund der Überlieferung *Dient tuit* hinzutreten müssen (vorher dann Doppelpunkt); doch bleibt der genaue echte Anfang ungewiß.

310. Artus zu Gawain: *conselliez m'an Sauve m'enor et ma droiture! Car je n'ai de la noise cure. la noise* nimmt *noise* aus V. 306, *...ja n'iert ce fet, Que noise et bataille n'i et*, auf. Angesichts des auffälligen Artikels vor *noise* in V. 310 möchte man aber fragen: warum schrieb der Dichter *de la noise* und nicht *de bataille*? Oder schrieb er selbst vielleicht doch *de bataille* und verdrängte erst der Verfasser von O² diesen Ausdruck durch *de la noise*, weil gleichfalls erst er *noise* auch in V. 305, und zwar eben vor *bataille*, eingeschoben hatte? In letzterem Falle müßte dieser Redaktor den Vers 306 in der unzulänglichen Fassung *Que bataille n'i et* überliefert bekommen haben. Sollte der Abschreiber des ursprünglichen Textes und Schreiber von O¹ hinter *bataille* das Partizipium *faite*: *Que bataille faite n'i et*, ausgelassen haben? Vgl. *...an la place...*, *Ou la bataille faite avoit* (Sbj. es), Erec 1246; unpersönliches *avoir* mit prädikativem Partizipium Perfecti zum Objekt (s. zu solchem auch Friedwagner, zu Veng. Rag. 161) und die Wendung *faire une bataille* begegnen bei Chrétien sehr oft.

388. Der Vavassor begrüßt Erec mit den Worten *,Biaus sire! ... bien veigniez! Se o moi herbergier deigniez, Vez l'ostel apareillié ci!* Die Antwort Erecs *,Vostre merci! Je ne sui ça venuz por el...* knüpft an den Inhalt des Satzes *Se o moi herbergier deigniez* an; daher empfiehlt es sich in diesem eine selbständige, in bescheidener Form, wie der Dichter es seitens des armen Lehnssassen wohl gebühlich gefunden, ausgesprochene Frage: *Se o moi herbergier deigniez?* zu erblicken. Zu derartigen indirekten Fragesätzen mit *se* statt direkter s. A. Tobler, Verm. Beitr. I², 26 und A. Schulze, Fragesatz S. 133.

426. Enides Äußeres wird beschrieben. *Por voir vos di qu'Iseuz la blonde N'ot tant les crins sors ne luisanz Que a cesti* (Enide) *ne fu ne anz*. Nicht, wie man auf Grund des von *Iseuz* bis *luisanz* Gesagten erwartet, das Haar Isoldes und dasjenige Enides, sondern Isolde und Enide selbst werden im letzten Dass-Satze miteinander verglichen; an die Stelle der wesentlichen Einzelheit rückt der Folgesatz das Ganze, die Person selbst. Statt *Iseuz* darf jedoch sogar auch *li crin* als Subjekt zu *fu* vorschweben; wie im Neufranzösischen, wo Tobler, Verm. Beitr. I², 237 es beobachtet hat, sieht man nämlich auch in der alten Sprache das Verbum bisweilen nicht mit dem Subjekte, sondern mit dem Prädikatsnomen im Numerus übereinstimmen: (Laris erwartet seine Geliebte vergeblich) *Mes s'amie trop li sejourne, Car les autres erent venues; Toutes en sont pleines les rues; Mes trestoutes noienz li semble, Puis que s'amie*

n'est ensemble, Claris 16544; *Totes cez choses est main-giers de pecheors cui om defent a maingier al urai Geu.* Serm. Bern. ed. F. 148, 20. Mit *a cesti* würde sich *li crin* als Subjekt durchaus vertragen; es wäre kompendiarische Vergleichung wie in *rose qui est encoloree ne se prent pas a sa color*, Chast. S. Gi. 94, vgl. zu dieser Stelle die Ausführungen Ebelings' in 'Zu Schultze-Goras zwei altfrz. Dichtungen' S. 9, oder die folgenden weiteren Stellen *Ne je ne pans mie ne croi Qu'onques Deus feïst chevalier Qui se pöist apareillier A ta valor ne a ton pris*, Ch. Charr. 3715; *N'est comparaison de ta vie* (des Fuchses) *Alou, qu'est ploins de felonie*, Ly. Ys. 2035; *li chaueseriz Qui ai cors samblant a seriz*, ib. 2374; *Bon fait tenir la voie.. Là où on puet desservir le loyer De faire s'ame a ce a us acompaignier Qui se laisserent pour Dieu martirier*, Enf. Og. 8224.⁷⁾

527. *Tant ai esté toz jorz an guerre, Tote an ai perdue ma terre Et angagiee et vandue.* Den auffälligen Hiatus in der letzten Zeile überliefern alle Handschriften, überlieferte also auch den Grundlagen α und β offenbar schon der Archetypus. Ob er dem Urtexte angehört habe, darf auch des nicht befriedigenden Sinnes wegen, der sich aus *et.. et..* hier ergibt, zweifelhaft erscheinen. Man erwartet vor den zu *perdue* wohl erläutern hinzugefügten Partizipien *angagiee* und *vandue* vielmehr 'teils.. teils', also *que.. que..* (aus Chr. häufig zu belegen), und so die Lautung *Tote an ai perdue ma terre, Que angagiee que vandue.*

677. Der Vavassor gewährt Erec auf dessen Bitte bereitwilligst den Besitz seiner Tochter; er sagt *..Ja de moi n'iroiz escondiz: Tot a vostre comandement Ma belle fille vos present.* *Maintenant la prist par le poing. Tenez' fet il, je la vos doing.* Der vorletzte Vers lautet im kritischen Texte jetzt so, wie die Hsn. B P ihn überliefern; früher hatte er die in H C ihm eigentümliche Lautung *Lors l'a prise parmi le poing*. In der letzteren kann tatsächlich *parmi* auffallen, das der Dichter in Verbindungen wie der vorliegenden sonst nicht für bloßes *par* verwendet (vgl. Erec 471, 5558; Clig. 5034; Ch. Ly. 3302 u. a.). Sollte die Lesart von α (H C) aber wirklich, wie offenbar die Ansicht Foerstes ist, erst aus derjenigen von β (B P), *Maintenant la prist par le poing*, welche jeden Schreiber hätte befriedigen können, hervorgegangen sein? Die Lesarten von α und von β scheinen mir vielmehr einander nebeneinander zu sein und verschiedenartige Heilungen eines dem Verse im Archetypus, der gemeinsamen Vorlage für α und β , anhaftenden Schadens darzustellen. Miteinander verglichen führen die Lesarten *Lors l'a prise parmi le poing*, α und *Maintenant la prist*

⁷⁾ Auch aus unsrer Sprache vgl. aus der klar zutage liegenden Tatsache, daß an die Höhe der Diez'schen Leistungen augenblicklich kein Zweiter heranreiche,.. Risop, Die rom. Philol. a. d. Berl. Univ., Roman. Jahresber., Bd. X, IV, S. 84.

par le poing, β auf einen Mangel zweier Silben in O^2 , dem α durch die Verwandlung von *prist* in *prise* und zugleich Umdeutung von *la* in *l'a* und den Ersatz von *par* durch *parmi*, β durch Vertauschung von *Lors* mit *Maintenant* abzuhelpen gesucht haben, und somit auf *Lors la prist par le poing* als Lautung des Verses in O^2 . Chrétien selbst hat statt dessen wohl *Lors prist sa fille par le poing* geschrieben; aber der Verfasser von O^2 hatte *sa fille* in das nach meiner Meinung (s. oben S. 102) von ihm stammende, unmittelbar vorhergehende Einschiebsel *Tot a vostre comandement Ma bele fille vos present*, 675 f., als *Ma belle fille* vorweggenommen und wies auf letzteres im 677. Verse nun mit dem bloßen Pronomen *la* zurück.

686. Das dem Erec verlobte Fräulein *estoit joianz et liee De ce que li iere otroiiee* (*li* dem Erec) *Por ce que preuz iere et cortois*. Die für den kritischen Text von Foerster bevorzugte Fassung des mittleren Verses entstammt wiederum den Hsn. B P. Auf Chrétien selbst jedoch dürfte sie nicht zurückgehen, weil sich für diesen ein tonloses Pronomen (oder auch ein Hilfszeitwort) unmittelbar hinter der Konjunktion *que* noch verbot (es galt also hinsichtlich der Form des Personalpronomens, bez. der Wortstellung für den mit *que*, das ja selbst nur ein tonloses Wort, dazu ohne eigene Bedeutung, ist, eingeleiteten Satz noch dasselbe Stilgesetz wie für den uneingeleiteten Behauptungssatz.⁸⁾ Da ein *ele* zwischen *que* und *le* nicht in den Vers, so wie er in Foerstlers krit. Text lautet, hineinpassen würde, müßte die tonlose Form *li* daher der betonten *lui* weichen. Doch überliefern auch H und C hier die erstere, *li*: H liest den Vers *Quant ele li est otroiiee* und C *Qu'ele li estoit otroiiee*. Gleichzeitig enthalten sie das hier metrisch nicht mehr unbrauchbare *ele* vor *li*. Die Wortfolge *ele li* nebst Verbum in ihnen, mutmaßlich also schon in α , öffnet die Möglichkeit, daß *ele* auch dem Schreiber von β , der Grundlage von B und P, vorgelegen habe, von diesem jedoch, welcher durch das erwähnte Stilgesetz nicht mehr gebunden gewesen, dem Zusatz *De ce* zuliebe aufgegeben worden sei. In diesem Falle hätte in der Grundlage von β , also im Archetypus, bloßes *Que* den Vers begonnen, und in der Tat spricht hierfür die Fassung des Verses in der α -Hs. C *Qu'ele li estoit otroiiee*; die Lesart von H *Quant* ginge dann erst auf den Schreiber von H selbst zurück, obwohl sie an und für sich auch Chrétien zugestanden werden könnte (vgl. beispielsweise *Mout sui liez, quant trovee l'ai*, Erec 4725; *Liez est, quant de s'amie a tant*, Clig. 1626). Im Archetypus hätte der Vers demnach *Que ele li est otroiiee* oder *Que ele li iere otroiiee* (da *estoit* in C sich aus der Zusammenziehung von *que ele* in *qu'ele* erklären mag) gelautet; fraglich aber bliebe,

⁸⁾ Diesem Gesetze zufolge bedürfen auch Stellen wie die folgenden: 1341, 2105, 3373, 6065, 6148, 6239, 6305 der Besserung. Vgl. auch oben zu 212.

ob er auch in der Sprache des Dichters selbst so hätte lauten können. Denn ich vermöchte einfaches *que* nach *liez estre* und anderen persönlichen Wendungen gleichen oder entgegengesetzten Sinnes aus derselben nicht zu belegen (anderswoher zwar vgl. *Car mout est liez que il les a*, die Hunde, Chev. à l'Esp. 1063). Ein weitergehendes Ergebnis läßt sich nicht erreichen.

838. Erec macht dem anderen Ritter den Sperber streitig. *Li autre nel pot plus sofrir, Quant il l'oi* (den Erec) *soi porofrir De la bataille a tel vertu*. Das Pron. *soi* im mittleren Verse ist eine Besserung Foersters aus dem Adv. *si*, das alle Hsn. bis auf A überliefern: man vermisse ein *soi*, wie A es denn auch besitze, bei dem Zeitwort und der Ausdruck *a tel vertu* mache *si* überflüssig.⁹⁾ Doch dürfte *soi* entbehrlich sein, vgl. A. Tobler, Anm. zum H. Julian V. 572 (s. auch Friedwagner zu Veng. Rag. 262) und aus Chrétien beispielsweise: *Li sans an la face li monte, Si que tot vergoignier le voient*, Clig. 5021; *Espoir aucun duel a eu, Qui le fet einsi demener*, Ch. Ly. 2927; *Car miauz est que je sole muire, Que je les vëisse deduire De vostre mort et de la moie*, ib. 3744. Und eine erläuternde Bestimmung wie hier *a tel vertu* erscheint dem Gradadverbium, so auch an der Stelle *Einsi les noces et la corz Durerent pres de quinze jorz, A tel joie et a tel richesce*, Erec 2119 nachgeschickt. Dem überlieferten Wortlaute *... si porofrir De la bataille, a tel vertu* darf man also treu bleiben.

840. Der fremde Ritter zu Erec: *Qu'ï, fet il, vassaus! qui es tu Qui l'esprevier m'as contredit?* Auffällig ist der Mangel an Übereinstimmung zwischen den Handschriften hinsichtlich des ersten Wortes der Rede. Foerster wählte für den kritischen Text *qui* als dieses, indem er H folgte; C jedoch schreibt nicht *qui*, sondern *cui*, und die übrigen Handschriften griffen sogar zu ganz anderen Wortarten: P (vielleicht in Anlehnung an 847) zu *Fui* und B zu *Puis*, das auch VA darbieten, während E Di zeigt. *Qui* hätte die Schreiber befriedigen können, wenn es in ihrer beziehentlichen Vorlage, zurück bis auf den Archetypus, gestanden hätte. So ist *qui* denn wohl erst Werk des Schreibers von H selbst und zwar, wage ich zu vermuten, Umänderung von *cui*, das aus dem Archetypus nur in C übergegangen ist. Dieses *cui* des Archetypus deckt sich nun, meine ich, mit jenem von H in *quoi* umgeschriebenen und mit Recht im kritischen Texte so dargestellten *cui*, welches C (und gleichzeitig B P), vermutlich wiederum vom Archetypus her, an den beiden fol-

⁹⁾ Ist übrigens *soi* in A wirklich das Reflexivpronomen? Als Lesart von A gibt die gr. Ausg. S. 31 an: *ensi soi*; kommt nun *l'oi* noch hinzu, so wird der Vers in A um eine Silbe zu lang, was nicht vermerkt ist. Bis auf weiteres ist daher auch denkbar, daß in dem *soi* von A *s'oi* stecke und das *s* ein Schreibfehler für *l* sei.

genden Stellen überliefert: *Q u o i !' fet Erec, qu'avez vos dit ?* Erec 2849 und *Q u o i !' fet il, que volez vos dire ?* ib. 2984. Allemal hat *quoi* hier den Wert eines Ausrufungswortes, das unwilliges Erstaunen andeutet (dtsch. etwa 'ei!'). Man hat solches *quoi* auch in *Q u e i !' fet li lous, maldiz me tu ?*, MFce., Fab. 2, 18; *Q u e i !' fet li lous, est il issi Qu'aler ne poes fors par merci ?*, ib. 26, 33 vor sich, wo beidemal eine der Hsn., R, ebenfalls *cui* schreibt. Darum sei für Erec 840 *Q u o i !' fet il, vassaus, qui est tu . . ?* als kritische Lesung vorgeschlagen.

859. Der fremde Ritter zu Erec. *Donc te desfi je tot de bot; Car ne puet estre sanz bataille.* Als Subjekt von *puet* muß dann der Gedanke vorschweben, 'daß du den Sperber haben willst' (vgl. V. 849) oder 'bekommst'. Nun beginnt aber der zweite Vers durchaus nicht übereinstimmend in den Handschriften. Das von Foerster bevorzugte *Car* steht nur in C nebst γ, H hat statt desselben *Qui*, B *Quant* und P nichts, vielmehr *remenoir* für *estre*. Aus dieser Verschiedenheit der Lesarten und weiter Spaltung der Hsn. in zwei Gruppen, H C B einerseits und P andererseits, je nachdem sie nämlich den Satz mit einem Bindewort, bez. einem Fürwort einleiten oder dies nicht tun und im letzteren Falle das zweisilbige *estre* durch das dreisilbige *remenoir* ersetzen, kann sich daher als Befund des Archetypus der mangelhafte und von den Schreibern deswegen bald so bald so gebesserte Wortlaut *Ne puet estre sanz bataille*, —1, ergeben. Die diesem fehlende Silbe vermute ich dann in dem Possessivpron. *tuens* und die ursprüngliche Fassung des Verses somit in *Ne puet [tuens] estre sanz bataille*. Subjekt des Satzes ist der Sperber und die Ausdrucksweise *tuens estre* gründet sich auf *clamer quite*, 'zusprechen' in des andren Ritters Worten *Conbatre t'an estuet a moi, Se tu ne le me claimmes quite*, V. 853.

938. Der fremde Ritter und Erec kämpfen. *S'Erec bien coverz ne se just, Li chevaliers blecié l'ëust, Et neporquant (trotz seiner Deckung) si l'a feru Lonc la tanple dessor l'escu, Que del hiaume une piece tranche.* Die Lesung *dessor l'escu* (längs der Schläfe, so daß der Hieb dort abgelenkt, auf seinen Schild F.) entnahm Foerster der Hs. C (nebst E, vgl. auch V *sor* und ferner A *desous*; auch P steht mit *dales l'escu* C nahe). Statt ihrer zeigen H B *de son escu*, welches, laut Anm. in der großen Ausgabe, zu der Annahme nötige, das vorhergehende *temple* sei hier technischer Ausdruck für irgend einen Teil des Schildes, der entweder metaforisch 'Schläfe' genannt werde oder dessen Benennung mit dem neufranzösischen *tempe*, *temple*, 'Querholz' (in der Schlächtereie und der Weberei) zusammenhänge. Mit Rücksicht auf den Inhalt des nächsten Verses *Que del hiaume une piece tranche* lehnte Foerster die Lesart von H B ab. Doch verträgt sich derselbe mit *de son escu* sehr wohl, welches außerdem

für *temple* keine andere Auslegung als die wörtliche erforderlich macht. Man lasse *de son escu* nämlich nicht von *la temple* abhängen, sondern verbinde es mit dem drei Zeilen vorher, V. 935, ausgesprochenen *coverz se fust*. Zu *coverz se fust* hat der Dichter *de son escu* nach Abschluß des Satzgefüges, welchem jener Ausdruck angehört, und erst inmitten des neuen Satzes hinzugefügt, *coverz se fust* somit nachträglich vervollständigend; die Stimme, eine kurze Pause vor- und nachher und der Ton, auch wohl eine Geberde deuteten beim mündlichen Vortrage gewiß an, daß *de son escu* solchen ergänzenden Zweck habe. So liegt hier also die gleiche Art von Verschränkung von Redegliedern (zu dieser Erscheinung A. Tobler, Verm. Beitr., B. II, Kap. 4) vor, für welche auch der Cliges Chrétien einige Beispiele (V. 5423 und V. 5807) gewährt, s. Z. f. frz. Spr. u. L. 27, 143 und 146. Von einem *covrir se de son escu* ist auch an den Stellen *Erec de son escu se cuevre*, Erec 4463; *Les escuz anbraciez tenimes*, *Si se covri chascuns del suen*, Ch. Ly. 519; 830; 3164, Ch. Charr. 871 die Rede.

1001. Yder fleht seinen Besieger Erec an: „*Merci! ne m'ocirre tu pas, Des que tu m'as outré et pris; Ja n'an avroies los ne pris. . . Tien m'espee, je la te rant.*“ *Mes Erec mie ne la prant, Ainz dit: „Bien va, je ne t'oci.“* „*Ha! jantis chevaliers, merci! . . .*“ Der Sinn der Worte *Ainz dit: Bien va, je ne t'oci* im Zusammenhange (ebenso gr. Ausg., nur ohne Komma hinter *va*, doch 1. kl. Ausg. *Bien va se ne t'oci*, mit *se* als Vermutung) erscheint mir dunkel. Das Wörterverzeichnis zur vorliegenden Ausgabe vermerkt unter *aler* *bien va que* um ein Haar. Aber in welchem Worte fände sich der Begriff ‚um ein Haar‘, also ‚beinahe‘ hier ausgedrückt? Schwerlich in *bien*. Er käme nur dann zustande, wenn ein Adv. für beinahe, wie gewöhnlich *pres*, das Verbum *aler* begleitete, vgl. *Pres va que n'i metent desfois*, S. Julian 742; *Pres va qu'il n'est dou sens maris*, R. Viol. 4259; *Pres va que je ne vous oci*, Ch. Baris. 268; *Moult va pres que je ne coment* (anfangs), M. Rayn. I, 101, 124, auch zu unsrem Verse die Var. V, der 2. kl. Ausgabe nach P: *Pres ua que ne t'oci*, und s. ferner A. Tobler, Verm. Beitr. I², 59. Für *bien* würde man also *pres* einsetzen müssen, dessen Platz jenes schon im Archetypus, unerfindlich freilich wieso, eingenommen hätte. Aber man würde wohl nicht richtig handeln, wenn man jenes täte. Die aus der Unklarheit des Sinnes erschließbare Schwäche im Wortlaut dieser Zeile kann vielmehr anderwärts sitzen. Bei unbefangener Auslegung heißt *Bien va, je ne t'oci* (so Wort für Wort H C, bez. auch P): ‚Es ergeht (sc. dir) gut‘ oder ‚die Sache ist in Ordnung! Gut! Schön! ich töte dich nicht.‘ Wenn Erec dies aber gesagt hätte, so würde der besiegte Ritter keine Ursache gehabt haben, sein Flehen um Gnade, wie ja geschieht, zu erneuern. Erec hat es also offenbar n i c h t gesagt. Daher geben

Ainz, sondern an der Spitze des Verses und *bejahendes dit* keinen Sinn, die Negationspartikel ist vor *dit* vielmehr unerläßlich. (Die Lesung *Ne dit: „Bien va! je ne t'oci,“* zu der man somit gelangt, deckt sich aber vielleicht noch nicht mit dem ursprünglichen Wortlaut. Dieser muß so beschaffen gewesen sein, daß er das Erscheinen von *Ainz* im Archetypus, denn allen Hsn. ist es gemeinsam, erklärt. Daher liesse sich für den Urtext an *Onques ne dit: „je ne t'oci“* (nimmer, nimmermehr, was negiertes *onques* oft bedeutet) denken; die Schärfe der Verneinung entspräche derjenigen im Verse vorher (*ne—mie*). Etwaige Vertauschung von *onques* mit dem sinngleichen *ains* in der Abschrift O¹ könnte in O² Verwechslung von *ains* mit *ainz*, dieser zufolge Beseitigung des *ne* vor *dit* und dann Ausfüllung der Silbenlücke mit *bien va*, das in der Tat nichtssagend ist, nach sich gezogen haben. Doch bleibt die genaue Urform der Zeile zweifelhaft).

1020. Erec hält Yder vor, wie schmäählich er sich benommen habe, indem er den boshafteu Zwerg erst das Fräulein, das die Königin ihm, dem Yder, entgegengeschickt, und dann ihn selbst ruhig habe schlagen lassen. *Et moi apres referi il* (der Zwerg): *Mout me tenoit li nains por vil*. In der Fassung, in welcher der kritische Text den letzten Vers bringt, mit *li nains* als Subjekt, überliefern diesen die Hsn. B und V A E (in P fehlt das Verspaar), in abweichender jedoch, und zwar mit dem Verbum in der *Anredeform*, sei es des Plurals sei es des Singulars, und so mit *Ausscheidung* von *li nains*, überliefert ihn die wichtige Gruppe α , nämlich H als *Trop me tenistes en por vil* (‘ihr’, was ‘du und der Zwerg’ besagen kann, da Erec den Ritter allein in der Umgebung dieses Verses mit ‘du’ anredet, freilich vielleicht auch dem Ritter allein gilt, wenn H letzteres nicht in Betracht zog,) und C als *Mout me tenis lors an por vil*. Diese beiden Lesarten scheinen auf eine Quelle zurückzuweisen, die eine Silbe zu wenig besaß, und zwar auf die Lesart *Mout me tenis en por vil*, deren Unvollkommenheit H durch Verwandlung von *tenis* in *tenistes* und C durch Einschlebung von *lors* beseitigte. Auch der Wortlaut des Verses in β , *Mout me tenoit li nains por vil*, kann als Besserung aus dieser aufgefaßt werden, da es ja in der Tat auf die Gesinnung des Zwergs, der doch nur auf Geheiß oder im Sinne seines Herrn handelte, nicht ankommen konnte, so daß *Mout me tenis en por vil* in den Archetypus zurückreichen kann. Dort mag *tenis* durch unbewußte, versehentliche Angleichung an die kurz zuvor niedergeschriebene Perfektform *referi*, vgl. auch vorher *sofris*, für *tenoies* entstanden sein. Als ursprüngliche Lautung des Verses gestatte ich mir demnach *Mout me tenoies empor vil* vorzuschlagen. Zu der Wendung *tenir auc. empor vil* s. die Anmerkung Toblers zum PoMor. 540c in Cloettas Ausgabe.

Äußerliche Versehen innerhalb des ersten Verstausends sind noch: 68 in der Fußnote H, dem die Verse 67 und 68 fehlen, für C; 171 das Komma nach *de put'eire* statt eines Punktes; 211 das Komma nach *je*, das fehlen muß; 593 die Auslassung eines Doppelpunktes am Schlusse; 796 *esprveier* für *esprevier*; 882 *collees* für *colees*; 1049 *pëust* gegenüber der Bemerkung im Wörterverzeichnis unter *pooir*. Verschiedentlich erscheint auch die Wahl eines anderen Satzzeichens und so zuweilen andere Satzverknüpfung denkbar; auf derartiges ist oben nicht eingegangen worden.

Berlin.

G. COHN.

Beiträge zur Rolandsforschung.

III.

Tuoldus (Fortsetzung).

Ehe wir unserm Bischof auf seiner Reise nach Rom folgen, sei es erlaubt, einige Ergänzungen zum vorangehenden Stück dieser Arbeit (Bd. XXXVII¹, S. 103 ff.) nachzutragen. Nach A. Dieudonné: Hildebert de Lavardin, évêque du Mans, archevêque de Tours «1056—1133», Paris 1898,¹⁾ S. 8 sind auf S. 109 Anm. 19 unserer Arbeit die Worte „als Hildeberts Vorgänger noch lebte“ zurückzunehmen. Hildebert ist schon Weihnachten 1096 zum Bischof geweiht worden; Freeman's Zeitangabe (The reign of William Rufus, Vol. II, Oxford 1882, S. 210 f.) ist unzutreffend. Für unsere Beweisführung hat diese Richtigstellung keinerlei Folgen. Odo war seit Monaten unterwegs, als Hildebert Bischof wurde. Der Ring aber, so heißt es in dem Widmungsgedicht ausdrücklich, soll nach Bayeux gehen. Es bleibt dabei, daß Odo nicht der Adressat sein kann. — Was wir in derselben Anm. 19 (S. 110) über die Wahrscheinlichkeit einer persönlichen Begegnung Hildeberts und Tuoldus' in Bayeux gesagt haben, wird bekräftigt durch Dieudonné 52: Hélié . . . manda l'évêque Hildebert et quelques-uns des principaux du Mans dans sa prison, à Bayeux, . . . pour traiter de sa libération. — Endlich werden wir durch Dieudonné 168 auf einen Brief Hildeberts hingewiesen, der in „Spicilegium sive collectio veterum aliquot scriptorum“; nova ed., mendis ad fidem MSS. Codicum, quorum varias lectiones St. Baluze ac E. Martene collegerunt, purgata per L. F. J. De la Barre, Tom. III, Parisiis 1723, S. 453 f. zu finden ist. Hildebert dankt einem ungenannten Bischof für die Hilfe, die er Hildeberts Leuten auf einer Seereise erwiesen hat. „Pueris nostris quibus navigaturis tempestas mare clauserat, cum ventorum gratia deesset, vestra non defuit. Qui tandem ingressi navem, cum jam prope cursum peregissent, a portu jam proximo temporis perfidia retrorsum jactati, portum in pectore Pontificis invenerunt . . . sed vos ratem ad utendum

¹⁾ Vorhanden Berlin, Königl. Bibliothek.

ventis, et ad exspectandum ventos eis necessaria providistis. Pulcrum sane atque praedicandum beneficium nullis redditum est meritis, nulla collatum tristitia, nullis supplicationibus comparatum, nihil in eo fuit quod beneficii minuerit majestatem, ad nomen amicorum, non ad preces venit.“ Wer ist der gastlichgütige Bischof und frohe Geber? „Nous ne savons si c'est un évêque de la côte anglaise, ou l'archevêque de Rouen, ou l'évêque de Bayeux . . .“ (Dieudonné 168).

Die zweite Möglichkeit kommt kaum in Betracht; Rouen liegt für die geforderte Situation doch zu weit vom Meer. Für Bayeux beträgt die Entfernung nur 8 km, und mindestens eine Wahrscheinlichkeit dürfte für folgenden Sachverhalt sprechen. Hildebert, der 1098 den Tuoldus in Bayeux kennen gelernt hat, wird von König Wilhelm 1099 zur Verantwortung nach England vorgefordert und folgt eiligst diesem Befehl. Sein Aufenthalt in England zieht sich über Erwarten in die Länge, daher denn Hildebert sich veranlaßt sieht, einen Teil seines Gefolges nachkommen zu lassen — oder es mag sich bei den *pueri nostri* um Boten handeln, die der Graf von Maine an seinen getreuen Bischof sendet. Die Reisenden werden vom Sturm an die Küste von Bayeux zurückverschlagen. In der nahen Bischofsstadt nimmt sich ihrer Tuoldus freundlich an und gibt ihnen statt ihres wrackgewordenen oder sonst ungeeigneten Schiffes ein seetüchtiges und Grüße an ihren Herrn mit.

Das *ad nomen amicorum* könnte an schon vorhandene Freundschaftsbeziehungen zwischen den beiden Bischöfen erinnern, der respektvolle Ton des Dankschreibens entspricht der Haltung des oben wiedergegebenen Widmungsgedichtes, und die Güte und Freundlichkeit des ungenannten Bischofs würde uns bei Tuoldus nach allem, was wir von ihm wissen, nicht unerwartet erscheinen. — Wir wiederholen, daß sich unser Brief zwar nicht mit Sicherheit, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Tuoldus als Adressaten deuten läßt. Darum glaubten wir das Schreiben heranziehen zu sollen; liegt uns doch daran, alles unsern Bischof Betreffende zusammenzutragen. —

Aus dem ‚Recueil de plusieurs pieces curieuses servant a l'histoire de Bourgogne‘, par Estienne Perard, Paris 1664,²⁾ S. 219 f. hat Migne Bd. 166 Sp. 1275 f. seiner Patrologia latina jenen Brief des Honorius II vom Jahre 1127 abgedruckt. Der Papst ermahnt den Nachfolger des Tuoldus auf dem bischöflichen Stuhl von Bayeux, die Gerechtsame der Mönche des heiligen Benignus in Dijon in bezug auf das Kloster des heiligen Vigor vor Bayeux zu respektieren. Was die von uns S. 113 Anm. 22 erwähnte Briefstelle anlangt, so liegt allerdings Textverderbnis vor; Migne hat die Fehler seiner Vorlage, eben des

²⁾ Vorhanden Berlin, Königl. Bibliothek.

Perard, nicht nur getreulich nachgedruckt, sondern noch durch einen sinnstörenden Druckfehler (*pio* statt *pia*) vermehrt.³⁾ Den richtigen und richtig interpungierten Text hätte er in den „Concilia Rotomagensis provinciae“, opera Guillelmi Bessin, Rotomagi 1717⁴⁾, Pars II, S. 257 finden können. An der Tuoldus betreffenden Stelle wird der Nachfolger unseres Bischofs vom Papst folgendermaßen apostrophiert: „Si igitur prudens esses (Perard: *esse*), poterat ad pietatis opus informare te ratio: si pius, pia tanti pastoris recordatio: si timoratus, praedecessoris tui Toroldi propter (Perard: *praeter*) hoc ipsum in parte justa dejectio . . .“ Danach wäre „die Absetzung des Tuoldus zum Teil deswegen gerechtfertigt gewesen“, weil er gleich seinem Nachfolger in die Rechte der Mönche von Dijon eingegriffen hätte. Davon steht allerdings in dem offiziellen Schreiben des Paschalis vom 8. Oktober 1104 nichts, das doch die Gründe für Tuoldus Absetzung recht präzise formuliert. Honorius wird nicht näher über den Fall informiert gewesen sein; in seinem Brief handelt es sich wohl nur um einen nicht allzu ernst gemeinten Schreckschuß. Jedenfalls hatte man in Rom im Jahre 1127 nicht die für Tuoldus günstige Auffassung von seinem Abgang, wie sie der unbekannte Mönch vom Bec (*spontanea prioris status dejectio*, Hauréau II, 237) und Ordericus Vitalis, der Landsmann unseres Bischofs, zum Ausdruck gebracht haben (*Historia ecclesiastica*, ed. Le Prevost, Tom. IV, S. 18). Aus dessen taktvoll diskreten Worten (vgl. *propter arcana . . . ultro reliquit . . .*) spricht Verehrung für den frommen Mönch des benachbarten Klosters. — Es wird noch eingehender darüber zu handeln sein, daß Ordericus allem Anschein nach das Rolandslied gekannt hat. Schon Vorgesch. S. 189 Anm. 353 haben wir angedeutet, daß er einmal die Geschichte nach unserm Epos korrigiert (Saragossa von Karl erobert); dazu kommen neben anderen Anklängen die interessanten Worte der schönen Heidenkönigin Fatumia (Lib. XI 26; ed. Le Prevost IV, S. 254f.): „miros heroum eventus, quos histriones vestri quotidie concrepant, recensete . . . More Gallorum fortiter certate, et usque ad victoriam perseverate, ne turpis cantilena de vobis cantetur“ (1466 *Male chançon n'en deit estre cantee*; vgl. 1472ff.); endlich das *Meum gaudium* = *Munjoie*.⁵⁾

³⁾ Wenigstens in der Ausgabe von 1894; die von 1854 hat richtig *pia*.

⁴⁾ Vorhanden Darmstadt, Hofbibliothek.

⁵⁾ Summarisch seien endlich noch einige Kleinigkeiten nachgetragen.

Zur Ausdeutung der *mundana cogitatio*, die dem Tuoldus vom heiligen Anselm zum Vorwurf gemacht wird (S. 112), mag noch ein Satz aus dem Briefe des unbekannten Mönchs vom Bec (S. 104) beitragen: *Cesset ergo, frater, cesset, obsecro te per mansuetudinem Christi, cesset, inquam, huiusmodi fluctuatio quam diabolus*

Nun lassen wir das Zurückliegende auf sich beruhen und treten mit Tuoldus die Reise nach dem Süden an.

Nur ein mittlerer Teil der Route ist uns andeutungsweise gegeben: das, was Wilhelm Wilke: Die französischen Verkehrsstraßen nach den chansons de geste, Halle 1910 (Zs. f. rom. Philol., Beih. 22), S. 46 f. als die Saône-Rhône-Tal-Straße bezeichnet. Nicht zu vergessen ist, daß Tuoldus hin und zurück den Weg nach Rom gemacht hat und daß er auf der Heimreise sehr wohl die Route geändert haben kann.

Für wahrscheinlich darf man es halten, daß er wenigstens einmal Reims, die Stadt des Erzbischofs, nicht unberührt gelassen hat. Auf die Reimser Schule aber weist, wie wir bereits angedeutet haben (diese Zs. XXXVII¹, S. 98), das Carmen hin, die Vorlage des Rolandsepos.⁶) Tuoldus könnte es unterwegs kennen gelernt, vielleicht eine Abschrift erhalten haben. Weniger nahe liegt die Möglichkeit, daß Baudri von Bourgueil, der dankbare Schüler des gefeierten Dichters Gottfried von Reims (vgl. Wattenbach, in: Sitzungsberichte d. Preuß. Akademie d. Wiss., 1891, I. S. 112), die Bekanntschaft mit dem Carmen vermittelt hat.

In der Linie Bayeux-Rouen-Reims liegt, bei Crépi-en-Valois (Oise), die Ortschaft Morienvall, *villa regia* zur Zeit der Merovinger und Karolinger. „Morienvall fut habité par Dagobert I^{er} et ses successeurs. Sous les Carolingiens, Charles le Chauve y signa deux chartes datées de 870 concernant deux monastères.⁷)

suggestit, mundus ingerit, vagatio mentis enutrit. Allide cogitatus tuos ad Christum ... (Hauréau, Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibl. nat., II, Paris 1891, S. 238). Auch diese Wendungen lassen sich auf Beschäftigung mit weltlicher Dichtung beziehen. — Daß unser Brief nach 1130 geschrieben sein muß, scheint Hauréau (S. 235) zu Unrecht daraus zu folgern, daß der erste Brief der Sammlung nicht vor 1130 abgefaßt sein kann.

S. 118 f., besonders Anm. 28 hätte erwähnt werden können, daß an Wilhelms Hof das *gaber* im Schwange war; der rote König machte selbst mit. „Intus et in triclinio cum privatis, omni lenitate accomodus, multa joco transigebat“ (Willelmi Malmesbiriensis de gestis regum angl. libri 5, ed. W. Stubbs, Vol. II, London 1889, S. 367); vgl. Freeman, The reign of William Rufus II, 1882, S. 322 ff.

S. 121 oben ist der Buchtitel wie folgt zu ergänzen: (Steenstrup, Johannes): Bayeux-Tapetet. En vejledende Beskrivelse... Kjøbenhavn 1885 [vorhanden Heidelberg, Universitätsbibl.]. — Personen sind auf der Bayeux-Tapisserie nach Fowke genau 623 abgebildet (Comte, La tapisserie de Bayeux, Paris 1879, S. 7), darunter also nur 3 weibliche.

Zu den S. 123 oben erwähnten Ereignissen vgl. Freeman, The reign of William Rufus II, S. 368. 402.

⁶) Reims wird vom Dichter des Carmen in der Person seines großen Erzbischofs geehrt, Sens, die vielbefeindete Konkurrenz, mit seinem Erzbischof, Ganelon, schlecht gemacht.

⁷) Eine derselben ist im Recueil des historiens des Gaules, Tom. 8, Paris 1752, S. 626 abgedruckt.

On possède des monnaies de Charles le Gros, frappées à Morienvall“ (La grande encyclopédie, Tom. 24, Paris [1899], S. 343). Der Ort mit seiner einst berühmten Abtei ist später in Vergessenheit geraten; die Geschichtsschreiber erwähnen ihn nicht, erst zu 1122, also lange nach des Tuoldus Romreise, hört man wieder von dem Kloster, und zwar von der ersten bekannten Äbtissin, Petronilla (Gallia christiana, Tom. 9, Paris 1751, S. 448 ff.). Tuoldus hat in V. 2318 (*Carles esteit es vals de Moriiane*) den Ortsnamen durchaus zutreffend verwandt, Morienvall als Karolingerresidenz wie Ais (vgl. z. B. Stengel 726: *Qu'il ere en France ad Ais o il estat*) und Löum. Ist wirklich Morienvall gemeint, so müßte man annehmen, daß unser Dichter durch die Gegend gezogen ist und daher von der einstigen Bedeutung des Ortes weiß; es wäre sonst nicht leicht zu erklären, woher dem Normannen seine Kenntnis kommt. Aus Büchern kann er sie nicht gut gewonnen haben; es läßt sich für die in Betracht kommende Zeit nirgends eine Erwähnung Morienvalls nachweisen.⁸⁾ — Was obige Annahme bestärkt, ist folgendes. Dicht bei Morienvall liegt Pierrefonds. Es war der Sitz einer Seigneurie; zwei ihrer Inhaber trugen den sonst seltenen Namen Nivelon. Nivelon II, seigneur de Pierrefonds, ist für 1106 urkundlich bezeugt (Luchaire, Louis VI le Gros, Paris 1890, S. 23). Nach Carlier I 353 hätte er 1102 mit seinem Bruder, dem Bischof von Soissons, das Kreuz genommen. Diesen Nivelon wird der Rolandsdichter bei dem *cunte Nevelun* V. 3057 im Sinne gehabt haben (wie z. B. 3014 den Kämmerer Rabel). Nivelons II Vater hatte schon Nivelon geheißen, und ein Sohn Nivelons II trug wieder den väterlichen Namen; eine Tochter war, doch recht unglücklich, mit dem Grafen von Soissons verheiratet (vgl. Brief 280 des Ivo von Chartres, bei Migne, Patr. lat. 162, Sp. 281. 501). Eine Schenkung dieser Aveline de Pierrefonds an Morienvall v. J. 1122 (Carlier I 355) wie die oben erwähnte Urkunde von 1106 sprechen für die nachbarlichen Beziehungen zwischen der Familie Nivelon und der altehrwürdigen Abtei. Die Nivelons und Morienvall gehören zusammen. — Auch im Rolandslied? Davon waren wir überzeugt, bis uns dieser Tage eine Stelle im Brief III 86 des heiligen Anselm zu Gesicht kam; er schreibt an König Heinrich von England von der Romreise aus: „Sed jam usque in vallem Moriannae progressus eram, quando vestram suscepi epistolam, unde timui, ne domino papae displiceret si, tanta parte itineris perfecta, remanerem“ (Migne, Patrol. latina, 159, Sp. 123). Eine Handschrift hat

⁸⁾ „Avant la Translation des Reliques de S. Annobert, l'Abbaye de Morienvall étoit tombée dans un oubli total. Les monumens n'en font plus mention, depuis le temps où son Église fut achevée. La suite de ses Abbesses ne commence qu'à l'an 1122“ (Carlier, Histoire du duché de Valois, Tom. I, Paris 1764, S. 428).

Morianae. Der Zusammenhang läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß die Maurienne gemeint ist. Durch dies Tal führte einer der üblichen Wege nach Italien (vgl. Bédier, *Romania* XXXVI, 1907, S. 163). Wir hätten also, und für das Jahr 1103, die Form mit *a* bezeugt, die dem *Moriāne* (: *an-e*) Rld. 2318 entspricht.⁹⁾ Wenn wir auf Grund dieses Zeugnisses die von Bédier übernommene Gleichsetzung des *Moriane* mit der Maurienne akzeptieren, so drängt sich folgende Vermutung auf. Turolodus ist auch wie Anselm im Jahre 1103 nach Rom gereist. Beziehungen zwischen unserm Bischof und dem Primas von England und früheren Abt vom Bec mußten sich bei Turolodus Stellung am Königshof notwendig angesponnen haben. Zu Pfingsten war Anselm in Chartres (Eadmerus, *Historia novorum in Anglia*, ed. Rule, London 1884, S. 151). Angeblich aus Rücksicht auf die Sonnenglut in Italien verschiebt er die Weiterreise und wartet bis zum August im Bec. Im Spätherbst ist er dann in Rom. Ungefähr zur selben Zeit ist aber auch Turolodus vor dem Papst erschienen. Anfang Oktober 1104 lief nach dem Paschalisbrief die einjährige Frist ab, welche dem Turolodus zugestimmt worden war; also kommen wir auf den Herbst 1103 als den Termin des ersten mündlichen Verhörs, und wenn wir die Frist von einem Jahr als ungefähr gemeint betrachten, so könnten Anselm und Turolodus gleichzeitig in Rom gewesen sein. Vielleicht haben die beiden, der geistige und der finanzielle Wohltäter der Abtei le Bec, zusammen ein Stück Weges gemacht; ja auch die Vermutung läßt sich wagen, daß Anselm unsern Bischof, der der ersten Vorladung nicht gefolgt war, durch gütliches Zureden dazu vermochte, sich dem Richterstuhl des Papstes zu stellen. So hat, wie wir sehen werden, der „milde Anselm“, von dessen Macht über empfängliche Seelen sein Biograph Eadmer Wunderdinge zu berichten weiß, noch später einmal mit seinem Rat entscheidend in des Turolodus Leben eingegriffen.

Machen wir uns diesen Gedankenkreis zu eigen, so würde das *Moriāne* 2318 als ein weiteres Indizium in das Italienitinerar des Rolanddichters hineingehören. — Die Entscheidung zwischen *Morienvall* und der Maurienne ist nicht leicht, und für diesmal

⁹⁾ Wie G. Paris und Gautier, so hat neuerdings auch Bédier (*Romania* XXXVI: 1907, S. 170) *Moriane* mit der Maurienne in Savoyen gleichgesetzt, obschon er selbst zugibt: „*Moriene* < *Mauri-genna* dans Grégoire de Tours, *Maurienna* plus tard, ne devrait pas, selon l'usage du poète du Roland, figurer à l'assonance dans une laisse en *ā-e*.“ Das *Mauriana* bei Anselm und das von Bédier in der Anmerkung zu obiger Stelle zitierte *Mauriana* bei Albert von Stade († nach 1256) könnten dieses Bedenken überwinden lassen. *Maurienna* bzw. *Morienna* ist allerdings das Gewöhnlichere. (*Maurienna* z. B. Brief des Papstes Calixt II von 1220, Bouquet XV 235 C; *Morienna* Handschrift der *Historia reg. Francorum* S. Dionysii, Mon. Germ., Scr. IX 405).

wagen wir sie noch nicht zu fällen. Für Morienvall spricht immer die Erwägung, daß Karl der Große mit dieser Karolingerresidenz in Beziehung zu setzen ist, daß er aber in Savoyen nichts zu tun hat.¹⁰⁾ Auch der Plural *es vals de Moriane* scheint eher zu Morienvall als zu dem (einen) Tal der Maurienne (*versus vallem Maurianam* bei Albert von Stade, Mon. Germ., Scr. XVI 335) zu passen.¹¹⁾ Andererseits sind die urkundlich bezeugten lateinischen Formen für Morienvall der Gleichsetzung mit dem französischen *Moriane* nicht eben günstig.¹²⁾

Wir kommen zu dem Stück der Reiseroute, welches nach mancherlei Anspielungen am ehesten zu rekonstruieren ist. Es läßt sich natürlich nicht ausmachen, ob Tuoldus die Saône-Rhône-Tal-Straße von Norden nach Süden oder umgekehrt oder in beiden Richtungen gereist ist; worauf es ankommt, ist, daß er überhaupt in jenen Gegenden gewelt hat.

Wir wollen die in Betracht kommenden Namen in nordsüdlicher Reihenfolge besprechen. Wenn auch zu Frankreich gehörend, hat das Herzogtum Burgund damals so gut wie gar keine Beziehungen zur königlichen Gewalt gehabt. Graf Hugo II der Friedliche (1102—1143) verweigerte 1108 dem neuen König den Lehnseid (*Luchaire* S. CVIII). Er residierte zumeist in Dijon (*Histoire de France*, publ. par Lavissee, II, 2, Paris 1902, S. 301). *icil ert sire de Belne et de Digun* (V. 1892), das trifft auch für Herzog Hugo zu. Nicht zufällig ändern CV 7 *Bevon* V. 1891 in *Hugon*. — *Bevon* könnte sehr wohl absichtlich, als Versteckname, vom Dichter für *Oedon* gesetzt sein; vgl. Ogier für Robert. Tuoldus wird dann den Herzog Eude I (1078—1102) im Sinn gehabt haben, der in Spanien tapfer gegen die Sarazenen gekämpft hat (Lavissee II 2, S. 86) und im heiligen Land gestorben ist; er vindiziert ihm kraft seiner Dichtervollmacht den Heldentod, so wie V. 3470 dem Normannenherzog Richard von der Normandie. Daß Tuoldus auf einer Reise nach oder von Rom Dijon nicht unberührt gelassen hat, das dürfen wir annehmen; verbanden ihn doch amtliche Beziehungen mit den Mönchen von Sankt Benignus in Dijon; Bischof Odo von Bayeux hatte ihnen das Kloster des heiligen Vigor vor Bayeux überwiesen (*Gallia christiana nova* XI, Sp. 404).

¹⁰⁾ Die Karlamagnussage macht denn auch einen Versuch, die Anwesenheit Karls in der Maurienne zu erklären.

¹¹⁾ „Les vallons de Morienvall... produisent beaucoup de noix“ (*La grande encycl.* XXIV 343).

¹²⁾ *Moriomannis valle* in einem Diplom Karls des Kahlen (Bouqu. VIII 626); *Mauriniana-vallis* in einem Diplom Karls des Einfältigen (Mabillon, *Annales ord. Bened.* VI 642); dazu *Morinorum Vallis* nach *Grande Encycl.* XXIV 343. — Dagegen ist die oben, diese Zs. XXXVII¹, S. 116 gebrachte Form *Moriana vallis* zurückzunehmen. — 1107 reiste Tuoldus zum Konzil von Troyes. Morienvall braucht also, wenn es der Rolandsdichter überhaupt meinen sollte, von ihm nicht gerade auf der Italienreise berührt worden zu sein.

Bei den damaligen politischen Verhältnissen lag ein Ort wie Beaune der Interessensphäre eines normannischen Grandseigneurs so fern, daß sich die Erwähnung des Namens am ehesten als Reiseerinnerung erklären läßt. Das wird bekräftigt durch den Umstand, daß nach Langlois, Table 97, 563 nur noch der ortskundige Dichter des Garin le Loherain den Namen bringt (und nach ihm der Verfasser des Aubri); sonst kommt er in den chansons de geste nicht vor.

Östlich der Linie Dijon-Beaune liegt Besançon, damals noch außerhalb des französischen Reichsgebietes. Auch dieser Ort ist unserm Dichter eingefallen, als er in Nachahmung einer Lucanstelle äußerste Grenzpunkte zusammensuchte (vgl. diese Zs. XXXVI¹, S. 101 f.). Wenn wir, noch in Unkenntnis des lucanischen Vorbilds, Vorgeschichte 110 das Seinz V. 1428 als Sens gedeutet haben, so sei das ausdrücklich zurückgenommen. Die Lucanstelle gibt unserm verehrten Promotor Suchier Recht: Seinz ist Xanten.

„Tyriis qui Gadibus hospes

Adiacet, Armeniumque bibit Romanus Araxen . . .“

Der „Ignorant“, der das Rolandsepos gedichtet hat, wußte doch sehr gut, wo Cádiz liegt und wo der Araxes fließt. Im engsten Anschluß an seine Vorlage sucht Tuoldus zunächst einen westlichen Grenzpunkt Frankreichs (im engeren Sinn). Der Lage von Cádiz, am begrenzenden Meer, entspricht der Mont-Saint-Michel. Von da schweift des Dichters Phantasie, wieder dem Lucan folgend, nach Osten. Wie der Araxes außerhalb des Imperiums lag, so überschreitet auch Tuoldus die Grenze Frankreichs und macht am ersten großen Fluß des Auslands Halt, am deutschen Rhein.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß Besançon auf einer Zugangsstraße zur Großen St. Bernhardt-Route über die Alpen liegt (Dijon-Besançon-Pontarlier); dieser Paß war damals einer der gewöhnlichen Wege nach Italien (Wilke 54).

Nach weiteren Ortsangaben zu schließen ist dem Dichter auch das südliche Stück der Saône-Rhône-Tal-Straße nicht unbekannt geblieben. Sie führt von Beaune über Mâcon nach Lyon (näheres bei Wilke 47); von da ab „folgt die große ostfranzösische Straße nach Süden zu dem Lauf der Rhône. Wenn auch dieser Fluß als Verkehrsweg benutzt wurde . . ., so zog sich doch an seinem Ufer, vielleicht an beiden, eine gute Chaussee entlang“ (Wilke 49). Eine wichtige Station ist Vienne (vgl. die Belege aus den Narbonnais und aus Girart de Viane bei Wilke 51 f.), Sitz eines Erzbischofs wie Lyon. *Espees de l'acier vianeis* erwähnt der Rolanddichter (V. 997). Doch fehlt jedes Zeugnis dafür, daß damals wirklich „die Waffenstücke von Vienne als sehr gut galten“, daß also die Erwähnung gerade Vienne's sachlich begründet wäre. Denn was die andern Epen

dem Rolandslied nachsagen, ist nicht beweiskräftig. Der Dichter ist auf Vienne verfallen, weil ihm der Name dieser, damals doch deutschen Stadt von der Reise her im Gedächtnis war.

Der Weg führt weiter nach *V a l e n c e*, Sitz eines Bischofs, der zugleich weltlicher Herr der Stadt und ihrer Umgegend. Zweimal werden wir in unserm Epos an die Stadt erinnert; 998 durch die *espiez valentineis* und durch 1583 *Ki tint Valence et l'onor sur le Rosne*. Auch einer, zu Deutschland gehörenden Grafschaft gab nämlich die Stadt den Namen. Wie wenige mögen damals in der Normandie Valence gekannt haben! Darüber darf das häufigere Vorkommen der Stadt in späteren Epen nicht hinwegtäuschen.

Östlich der Linie Vienne-Valence, nicht allzuweit von der Rhône, liegt *S a i n t - A n t o i n e* de Viennois. Seit etwa 1100 bestand dort eine adlige Laienbrüderschaft, unter einem Hochmeister, die sich die Pflege der Kranken zur Aufgabe gemacht hatte (*Gallia christiana nova* XVI, 1865, Sp. 187). Auch Turolodus mag die Gastfreundschaft der adligen Herren genossen haben. Zurückzunehmen ist die Vorgesch. S. 117 (Anm. 9) über die Lage des Orts geäußerte Vermutung. Daß Saint-Antoine V. 1581 wirklich in der Rhône-Gegend zu suchen ist, das zeigen die folgenden Verse:

Puis vait ferir un riche conte *A u s t o r i e*
Ki tint V a l e n c e et l'onor sur le *R o s n e*.

Des Dichters Phantasie ist im Süden; die *Rosne* mit provenzalischem *s*, Valence unweit von Saint-Antoine, endlich der Troubadourname *Austoire*. — Wie wenig Saint-Antoine damals und noch später in Frankreich bekannt war, das beweist schlagend der Umstand, das keins der späteren Epen, die doch zum größten Teil in Kenntnis, zum großen Teil in enger Abhängigkeit vom Roland geschrieben sind, das Saint-Antoine von 1581 übernehmen (vgl. Langlois, Table 319. 580). Bedeutsam erinnert *Guiun de seint Antonie* an den Namen des Ritters, dem die Gründung von Saint-Antoine zu danken war; über diesen Guido, der bis gegen 1095 die Reliquien des heiligen Antonius mit sich herumführte, auf Reisen und in Kriegen als sichersten Schutz, vergleiche man Migne, *Patrol. latina*, Tom. 151, Sp. 159. — Auch hier also ein Detail, das in Nordfrankreich nicht bekannt sein konnte.

Unweit der Rhône, zwischen Valence und dem gleich zu behandelnden Viviers liegt *M a r s a n n e*. In *Marsune* V. 2994

(— *Il le cunquist es guez desuz Marsune*,

Sin getat mort Malpalin de N e r b o n e —)

hat Liebrecht (*Zs. f. rom. Phil.* IV 372) Mont-de-Marsan vermutet. Aber die Stadt ist nach der *Grande Encycl.* XXIV S. 179 erst 1144 erbaut. Gibt man schon zu, daß der Zwang der Assonanz die Vertauschung von *a* und *o* veranlaßt hat (und

in Maruse 3257 für das zur Kreuzzugszeit bekannt gewordene Marras haben wir in der Tat etwas Entsprechendes), so hat man vielmehr an Marsanne über der Rhône zu denken; es liegt noch näher an Narbonne als der westliche Konkurrent. Wir hätten dann eine Erinnerung mehr an die Romreise des Rolanddichters. Für unsere Annahme spricht Aymeri de Narbonne, V. 2381:

Et de Marsone de ci en Viennois.

Der Zusammenhang führt auf unser Marsanne, und auch der Herausgeber Demaison vermutet (Tom. II, S. 270) diesen Ort in *Marson* — „Marsanne (*Marsana* in einer Urkunde von 1178) était une terre patrimoniale des comtes de Valentinois“ (Dict. topogr. du dép. de la Drôme, réd. par Brun-Durand, 1891, S. 208). „Une famille noble de ce nom a existé dans le Valentinois“ (Gr. Encycl. XXIII 302). Eine Gräfin von Marsanne, zur Zeit des Rolanddichters, wird von Mas Latrîe, Trésor de chronologie, 1889, Sp. 1692 erwähnt. — Bemerket sei, daß Namen wie *Marson* (im Département de la Drôme allein zweimal vorkommend, s. Dict. topogr. S. 209; doch auch sonst — z. B.: iste obsidionem Marsonis fecit, Bouquet XI 170 B) die Form im Rolandsepos mit erklären helfen.

Von Valence südlich führt die Rhône-Straße nach Viviers. Der unbedeutende Ort war Sitz eines Bistums und gab zugleich einer Grafschaft ihren Namen, die zu jener Zeit nicht zu Frankreich gehörte (Longnon, Atlas historique, Texte I, 1907, S. 224, Anm. 1). Im Norden des Königreichs muß damals der Name Viviers völlig unbekannt gewesen sein. Zu nahe lag für Kopisten und Nachdichter die Gefahr, den Namen zu verderben, im besonderen ihn in Anlehnung an *riviere* und gleichlautende Ortsnamen umzudeuten. Vielleicht schon in einer Vorlage von O war *Viviers* zu *Riviers* (so lesen Gautier, Paris, Stengel) geworden, was dann in O weiter zu *Runers* verunstaltet worden ist.¹³⁾

Daß Tuoldus wirklich Viviers im Sinn gehabt hat, dafür spricht einmal der Wortlaut des Rolandtextes (O 2209):

Ki tint la marche del val de Runers.

Viviers war in der Tat nicht nur eine Grafschaft, vielmehr im besonderen auch eine Mark, war Grenzland einst Frankreichs (Longnon, Texte 83), dann Deutschlands—Burgunds; unsere Verse 2208 f. sind den andern 1891 f. an die Seite zu stellen, wo auch eine historisch greifbare Herrschaft, Burgund mit Dijon und Beaune, dem Bevon zuerteilt wird. Daß Reinier 2208 als *duc* bezeichnet wird, spricht nicht gegen unsere Annahme; die Titulaturen werden vom Rolandsdichter wie überhaupt in jener Zeit nicht konsequent gebraucht.

¹³⁾ Diese Zs. XXXVII¹, S. 124 oben steht *Riviers* versehentlich statt *Runers*.

Noch mehr wird unsere These, daß *Riviers* für *Viviers* steht, durch ein frappantes Analogon in ‚La mort de Garin le Loherain‘ (publ. par Édélestand du Méril, Paris 1846) gestützt. Dort wird ein Kriegszug das Saône-Rhône-Tal herunter geschildert. Über Lyon geht es nach Valence. Dann heißt es weiter V. 4108 f.:

A Pierrelate li bers Gautiers en-vint

Et vers Rivierz li bers Guichars ganchist.

Zu V. 4109 bemerkt Wilke 49: „Das Rivierz . . . ist nicht genau zu bestimmen. Ein Ribiers, das vielleicht damit gemeint sein könnte, liegt im südlichsten Zipfel des Departements Hautes-Alpes, östlich von Pierrelatte.“ Dieses Ribiers ist, nach der bündigen Erwähnung in der Grande Encyclopédie zu schließen, ein Ort ohne jede ältere Geschichte, an keiner großen Straße gelegen. Im Zusammenhang unserer Stelle kann nur Viviers gemeint sein, das an der Rhône, dicht bei dem ebenfalls erwähnten Pierrelatte liegt.¹⁴⁾ Auch hier also ist ein richtiges Viviers zu Rivierz verderbt worden. Daß Turoltus Viviers als Hauptort

¹⁴⁾ Derselbe, topographisch so gut bewanderte Dichter kennt ja auch einen Acart de Viviers (Li romans de Garin le Loherain, publ. par P. Paris, Vol. I, 1833, S. 293):

li Borgoins Auberis,

Si vint Acars de Viviers et Gondrins,

De Pierelate Fouqueres li petis

Et d'Auvignon Aleaumes li floris...

Die Zusammenstellung mit dem benachbarten Pierrelatte und mit Avignon ist sicherer Beweis dafür, daß nur Viviers das richtige sein kann. Aber unter den Händen ortsunkundiger Kopisten bzw. Nachdichter ist dann der seltene Name gerade wie im Roland verderbt worden; aus dem Acart de Viviers wird ein Achart de Riviers (Mort Garin 191), Aquart de Niviers (Aye d'Avignon, publ. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, S. 28), Achart von Nevers (Garin le Loherain I 120). Mit Recht vermutet Langlois (Table des noms propres..., Paris 1904, S. 4, Anm. 1): „Achart, de Nevers, Achart de Riviers, Acart de Viviers, semblent désigner dans les *Lorrains* un même personnage.“

Derselbe *Acharz de Vivier* begegnet in ‚Aymeri de Narbonne‘ (publ. par L. Demaison, Tom. II, Paris 1887) 1492. Eine der 5 Hdschr. (A 2) hat auch hier wieder *Rivier*, und diese Lesart, nach Demaison (Tom. II, S. 276), „quoique isolée, est peut-être préférable Le lieu de Rivier, mentionné dans plusieurs chansons de geste, paraît correspondre à une portion de l'ancien diocèse de Cologne.“ Gegen diese Annahme spricht nicht nur das Urteil, das Demaison selbst über den Wert der Handschrift A² fällt (I S. LXIII: „Le ms. A² est l'œuvre d'un copiste qui a eu un bon texte sous les yeux, mais qui trop souvent a fait preuve de distraction et de négligence“), sondern auch der Zusammenhang der Stelle. Es handelt sich um Boten, die Aymeri von N a r b o n n e aus nach Pavia schickt, und da liegt Viviers so nah, und die vage Gegend in Deutschland so fern. — Ausschlaggebend ist eine andere Stelle bei demselben Bertrand de Bar-sur-Aube. Im Girart de Vienne (Le roman de Girard de Viane, Reims 1850, S. 103) wird Oliviers Ankunft geschildert:

Garins li anfès a saisi le destrier.

Li fils Richart de Lual de Vivier.

Ses cosins iert...

einer Mark, im Tal (*le val*), nämlich der Rhône, gelegen, kennt, ist neben anderen ein wichtiges Argument dafür, daß er selbst einmal durch jene Gegend gereist ist. —

Von Viviers südlich liegt, unweit der Rhône, ein berühmter Wallfahrtsort, St.-Gilles. Man weiß, welche Rolle der Rolanddichter dem heiligen Ägidius zuweist. Die Worte *por qui deus fait vertuz* (V. 2096) können wie eine Reiseerinnerung gedeutet werden an die irdische Ruhestätte des Heiligen, an der noch immer Wunder geschehen. „E a S.-Gilles medesimo che i miracoli vogliono collocarsi,“ sagt auch Pio Rajna mit Bezug auf obige Stelle (Archivio storico italiano, Serie 4, Tom. 19, 1887, S. 51, Anm. 2).¹⁵⁾

Wenn wir im vorigen eine Reihe von Orten aufgeführt haben, die sich zu einem Itinerar zusammenfügen, so sei ausdrücklich betont, daß keineswegs die Anwesenheit des Tuoldus an jedem dieser Punkte als sicher hingestellt werden soll. Er kann sehr wohl nur in die Nähe der Orte gekommen sein, die ihm beim Dichten eingefallen sind. Das einzelne als solches ist nicht beweiskräftig, das geben wir zu, aber die Gesamtheit der Indizien spricht dafür, daß Tuoldus wirklich im Süden gewesen ist. Man darf nicht vergessen, daß die Normandie in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts noch ein politisches Eigenleben führte, daß keinerlei Beziehungen zu der Rhône- und Saônegegend bestanden. Gehörten doch die in Betracht kommenden Gebiete von Lyon ab südlich damals gar nicht zu Frankreich. Man wird einwenden, daß Rompilger dem Tuoldus von jenen Orten erzählen konnten. Solche Namen pflegen doch wenig im Gedächtnis des Hörenden zu haften, nicht so stark, als daß sie sich beim Konzipieren einer Dichtung aufdrängten. — Man darf

Hier liegt direkte Abhängigkeit von Roland 2209 *et le val de Viviers* vor; Bertrand ist ja mit diesem Epos durchaus vertraut (Gröber, Grundriß II 1, 1902, S. 558 f.). Danach scheint der *gentil clerc* an unserer Rolandstelle noch Viviers gelesen zu haben, oder aber, er hat eine schon falsche Lesart berichtet. Jedenfalls zeigt die verwandtschaftliche Beziehung zu Olivier deutlich, daß Bertrand die Herkunft Oliviers aus Vivier im Auge hatte.

¹⁵⁾ Ist Tuoldus nach St.-Gilles gekommen, dann wird er den Kirchhof Aliscans bei Arles nicht unbesucht gelassen haben. Es sei beiläufig angemerkt, daß sich unter den Sarkophagen damals einer mit der Aufschrift *Rotlan/dus* befunden hat (Edmond Le Blant: *Étude sur les sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles*, Paris 1878, S. 66). Das könnte für den Übersetzer der Karlamagnussaga zum mittelbaren oder unmittelbaren Anlaß geworden sein, Rolands Grab nach Aliscans zu verlegen. Wenn Tuoldus vor jenem Sarg gestanden hat, so wird auch er zunächst an den Helden Roland und nicht an den längst vergessenen Erzbischof Roland von Arles († 869) gedacht haben, der vielleicht unter dem Stein schlummerte. Erst die Reise nach Spanien hat dann wohl Tuoldus später über die wirkliche Ruhestätte des Rolands informiert, dem er durch seines Liedes Macht zu unsterblichem Ruhm verhelfen sollte.

das Rolandlied nicht mit Epen vergleichen, die um ein Jahrhundert später verfaßt sind; bis dahin haben sich die politischen und die Verkehrsverhältnisse völlig verändert, hat sich eine literarische Tradition für die französische *chanson de geste* herausgebildet. Und endlich darf man das Rolandlied nicht in eine Reihe stellen mit Epen, die im Süden, im Osten Frankreichs ihren Schauplatz haben. Da sind Ortsnamen aus jenen Gegenden nicht weiter befremdlich. Aber man weise ein Werk der doch weitschichtigen (natürlich noch lateinischen) normannischen Literatur aus der Rolandszeit auf, in dem eine Reihe solcher für die Haupthandlung gar nicht nötiger Ortsnamen wie bei Tuoldus begegneten! — Wenn z. B. *Demaison* aus den ausgiebigen und genauen geographischen Angaben im *Aymeri de Narbonne* den Schluß zieht: „Bertrand de Bar-sur-Aube devait avoir beaucoup voyagé. On ne saurait s'expliquer autrement la variété et l'étendue de ses connaissances topographiques“ (I S. CLXII), so muß eine entsprechende Folgerung auch für das Rolandsepos erlaubt sein.

Aber die erwähnten Ortsnamen stehen ja gar nicht allein; noch manches andere außer ihnen weist darauf hin, daß sich der Rolanddichter im Süden aufgehalten hat. Vielleicht vom Provenzalischen beeinflusst ist die Form *Rosne* (Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen, 8. Aufl., Leipzig 1909, S. 79, § 120 A), sind *elme* und *osberc* (Gaston Paris, *Extraits de la Chanson de Roland*, 10 éd., Paris 1909, S. 55), ist *olive*, wenn das Lehnwort nicht biblischer Provenienz (vgl. diese Zs. XXXVI¹, S. 77); dazu kann man *Ebire* für Epirus stellen (diese Zs. XXXVII¹, S. 272). Diese Provinzialismen können einzeln auch ohne Annahme einer Anwesenheit des Dichters im Süden wahrscheinlich gemacht werden, in ihrer Häufung erklären sie sich doch am zwanglosesten, wenn solcher Aufenthalt stattgefunden hat. Denn dafür sprechen nicht zum wenigsten einige Personennamen unseres Liedes. Zunächst *Austorie*, der Herr von Valence. Nicht weniger als vier Troubadours dieses Namens führt Chevalier in seinem *Répertoire des sources hist. du moyen âge*, Bio-Bibliographie, Nouv. éd., I, Paris 1905, Sp. 389 auf; im Norden kommt der Name nicht vor. — Nach dem Süden weist auch *Jozeran*, der demgemäß 3007 *de Provence* zubenannt wird. 3 Männer dieses Namens führt Chevalier (a. a. O. Sp. 1302) auf, einen Abt von Vienne, einen Bischof von Lyon, einen Heiligen von Cruas, das dicht bei dem oben erwähnten Marsanne liegt. Es ist also die Gegend, von der wir so viel gesprochen haben. Jozeran führt nach V. 3067 die Kontingente von Poitou und Auvergne. Er wird in enger Verbindung mit Naimés als Heerordner genannt (3024. 3044 f. 3075). Und auch Naimés ist aus dem Süden. Mit Unrecht wird die Etymologie *n'Aimes* von O. Schulz (Zs. f. rom. Phil. XVIII, 1894, S. 126 ff.) bestritten. Das Wenige, was er

zur Stütze der Etymologie *Namo* beibringt, ist weit hergeholt. Die Namen, die Turolodus seinen Frankenhelden gibt, sind alle gut bezeugt und gangbar. Der Name Haymo ist damals von erdrückender Häufigkeit, Naimos kommt nirgends vor. Die Analogie des katalanischen *Sebre* aus *su Ebru* 2465 kommt dem *n'Aimes* zu Hilfe. Wir dürfen auch in der von Turolodus gewählten Namensform den Einfluß eines Aufenthalts im Süden erkennen.

In Kenntnis des Rolandslieds bringt zuerst die *Historia regum Francorum monasterii Sancti Dionysii* (hrsg. von G. Waitz, *Monumenta Germ., Script.* IX, S. 395—406) den Namen Naimo: „a Naimone duce Wascono et Albuino delicioso bene consulati sunt,“ heißt es von den Franken, S. 400. Wenn Naimos *dux Wasconus* genannt wird, so hat der Verfasser wohl das Südfranzösische des Namens gefühlt und aus der richtigen Etymologie auf die Heimat des Herzogs geschlossen.

Nach Waitz (*Neues Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde* VII, 1882, S. 390) „fehlt jeder Anhalt,“ unser Werk „in eine andere Zeit zu setzen, als auf die der Schluß hindeutet. Es ist nichts in dem Text der *Historia* enthalten, was nicht am Anfang des 12. Jahrhunderts geschrieben sein könnte.“ Die *Historia* reicht aber bis zum Jahre 1108, und da ihr Verfasser den Roland kennt,¹⁶⁾ so kommen wir auch von hier aus zu dem *terminus ante quem* für Abfassung unseres Epos, den wir anderorts aufgestellt haben (vgl. diese *Zs.* XXXVIII¹, S. 272).

Soviel von der Reise nach Italien. Wir behaupten, Ortsnamen entlegenster Art, wie Beaune, Valence, Saint-Antoine (eben erst gegründet!), Marsanne, Viviers, zusammen mit Personennamen wie Austories, *n'Aimes*, mit sonstigen Provinzialismen, mit solch bedeutsamen Details wie den *Guiun de Saint-Antonie* und einem andern noch nicht beachteten — Turolodus findet einen *Oliverus* in seiner Vorlage, dem Carmen, und muß ihm eine Heimat andichten; da wählt er bezeichnenderweise die Gegend, wo im Rhôneetal den Reisenden die ersten Oliven

¹⁶⁾ Das näher auszuführen ist hier nicht der Ort. Es ist von höchstem Reiz, in der *Historia* den Kaiser Karl des Rolandsliedes wiederzufinden, den Zerschmetterling mit dem eigenartigen Nebeneinander von Machtfülle und Hilflosigkeit: „Qui sublimatus super omnes gentes, quas adiutorio et labore Francorum sibi subiecerat, dum moratur Aquisgrani, Albuinum ducem Francorum atque Naimonem primicerium Wasconumque ducem ad se in conclavi evocat“ (a. a. O. S. 400). Die Ratgeber halten dem Kaiser vor, was er den Franken verdanke: „Domine rex, desine hoc a Francis querere, quia illorum auxilio et labore regna vicisti omnia.“ Als Karl von dem Nahen eines feindlichen Heeres hört, „mente consternatus est“ und hilflos gibt er den Ratgebern zu: „Deliqui; date consilium, quid agam?“ — Bezeichnenderweise ist diese „fabelhafte Geschichte“ von Albuinus und Naimo schon in einer wenig späteren Überarbeitung der *Historia* absichtlich ausgelassen worden (Waitz, *Archiv* VII 387).

grüßen! — das alles im Verein, so sagen wir, läßt keine andere Erklärung zu als die: Tuoldus ist im Süden gewesen. Sind nun Erinnerungen an Italien selbst im Rolandsepos erkennbar verblieben?

Tuoldus kennt den *Mons gaudii* (Monte Mario) vor Rom. Gleich wird man sagen, der Name sei durch die zahlreichen Rompilger allgemein bekannt geworden. Das wagen wir zu bezweifeln. Zunächst macht man sich über die Zahl der Romreisenden, soweit die Normandie und der Beginn des 12. Jahrhunderts in Betracht kommt, leicht übertriebene Vorstellungen. Man vergißt, daß das normannisch-englische Reich wie in politischer so auch in kirchlich-religiöser Beziehung lange Jahre hindurch eine Art Sonderleben geführt hatte. Und wenn es natürlich auch während dieser Zeit an Romreisenden nicht völlig gefehlt hat, so ist doch die Wahrscheinlichkeit gering, daß durch sie ein Name wie der unseres Berges zum Gemeingut der Gebildeten geworden und in unser Epos hereingekommen ist. Dann müßte er in der zeitgenössischen lateinischen Literatur, soweit sie in Betracht zu ziehen ist, des öfteren vorkommen, und das ist nicht der Fall.

Man könnte einwenden, *Munjoie* sei doch das Feldgeschrei der Franzosen gewesen und daher dem Rolandsdichter ohne weiteres bekannt. „... le cri antique et traditionnel depuis Charlemagne était *Monjoie!*“, so gibt Gautier (*Chanson de Roland*, 24 éd., Tours 1899, S. 280, Anm. zu V. 3095) Marius Sépet's Ansicht wieder, und noch kürzlich hat Leo Jordan (*Germ.-rom. Monatsschr.* I. 1909, Z. 331) wiederholt: „*Monjoie* war der Kriegeruf der französischen Könige.“

Nur schade, daß wir nirgends sonstwo von solchem Feldgeschrei hören. Im Rolandsepos wird zuerst die Behauptung aufgestellt (V. 1234):

Munjoie escriet, ç o's t l'enseigne Carlun;

vgl. 1973 f.:

*L'enseigne Carle n'i volt mie ublier,
Munjoie escriet ...*

Ç'ost l'enseigne Carlun 1234 sieht wie eine Erklärung aus, die der Dichter seinen Hörern geben zu müssen glaubt, wo er zum erstenmal das Feldgeschrei erwähnt.

Nach dem Rolandsepos und augenscheinlich in Abhängigkeit davon erzählt dann Ordericus Vitalis (*Hist. eccles.* XII 12; ed. Le Prevost, Tom. IV, 1852, S. 341) zum Jahre 1119: *Meum gaudium, quod Francorum signum est, versa vice clamaverunt.*

Ordericus macht sich seine Etymologie nach der Schreibung *Munjoie* im Rld. zurecht; von dem *Mons gaudii* vor Rom ist ihm augenscheinlich nichts bekannt.

Und doch liegt ein *Mons gaudii* dem französischen *Munjoie* zugrunde, das wird ziemlich allgemein zugegeben (z. B.

von Marius Sépet, Nyrop, zuletzt Leo Jordan). Wie kommt aber Tuoldus darauf, gerade einen Bergesnamen zum Feldgeschrei Karls und der Franken zu stempeln? Nyrop hat Recht, wenn er (*Storia dell' epopea francese*, trad. di Eg. Gorra, Torino 1888, Anm. 2 zu S. 95) Munjoie in eine Reihe setzt mit anderen Ortsnamen, die zum Feldgeschrei geworden sind.¹⁷⁾ Er irrt jedoch, wenn er, ohne sicheren Anhalt, den *Mons gaudii* in Frankreich sucht.

Daß Munjoie im Rld. mit Rom und nichts weiterem in Beziehung zu setzen ist, wird durch die V. 3093 ff. außer Zweifel gestellt:

Saint Piere fut, si aveit num Romaine,
so heißt es von Karls Banner. Dasselbe wird dann in eins gesetzt mit dem Feldgeschrei Munjoie, was wie ein nachträglicher, uns Heutigen wenig einleuchtender Erklärungsversuch aussieht. Zum Verständnis sei die oben zitierte Stelle bei Ordericus herangezogen: das Feldgeschrei der Engländer ist *Regale*, was der Herausgeber, Le Prevost, wohl mit Recht als ‚Königsbanner‘ deutet. Wie hier der Name der Standarte Feldgeschrei wird, so ist im Roland das Feldgeschrei nachträglich auf den Namen der Standarte bezogen, zum Namen des Banners geworden:

Mais de Munjoie il oec out pris eschange.

Der Doppelsinn von *enseigne* (V. 707. 1578. 3308 = Banner, 1179. 1793 = Feldgeschrei) schlägt die Brücke; und noch tieferen Doppelsinn bietet die Geschichte.

Munjoie steht als dichterische Metapher für die Stadt, bei der dieser Berg liegt (vgl. Zion für Jerusalem). Die Parole heißt „Rom!“ Das will sagen: Für Christentum, mit dem Segen des Apostelnachfolgers. Tuoldus hat dies Feldgeschrei kraft dichterischer Vollmacht dem großen Karl in den Mund gelegt, es also frei erfunden, allenfalls in Anlehnung an eine bei irgend einer Gelegenheit damals vorübergehend aufgetauchte Parole. Unser Bischof, als ein der Geschichte nicht Unkundiger, faßte in dem einen Wort bedeutsam eine Reihe historischer Fakten zusammen: vom Papst in Rom hatte Karl sein Banner empfangen, unter dem *vexillum Sancti Petri* und mit dem Segen des Papstes war England von den Normannen erobert worden, *ad oes saint Pierre*, mit dem Banner, das ihm der Papst in Rom feierlich überreicht hatte, war Hugo von Vermandois, der Bruder des französischen Königs, auf den Kreuzzug gegangen. — Und nicht nur akademischer Rückblick war die von Tuoldus formulierte Parole, sondern von der größten Aktualität. Als er sein Epos dichtete, war der Papst gefeierter Gast und Freund Frankreichs,

¹⁷⁾ Noch beweiskräftiger als die Beispiele aus den Epen wird eins aus der Geschichte des 1. Kreuzzugs sein: „*acclamata Tolosa, quod erat signum clamoris comiti*“ (Raymund d'Aguilers, *Recueil d. hist. d. crois.*, Hist. occ. III, S. 237).

ein Mahner zugleich zu neuem Kreuzzugseifer; darum die Devise: Rom und Frankreich! Munjoie!

Genug, *Munjoie* = *Mons gaudii* im Rolandslied ist neben anderm ein Indizium dafür, daß der Dichter in Rom war, gerade so wie Suger, der außer Tuoldus noch als einziger im Frankreich des 12. Jahrhunderts den Ortsnamen bietet.

Der Rolanddichter kennt aber, wie den Monte Mario, so die Gegend um Rom, die *Romagna* (V. 2326). Auch dieser Landschaftsname kann damals unter den Gebildeten Frankreichs keineswegs gang und gäbe gewesen sein. In der zeitgenössischen Literatur lassen sich wenigstens keine weiteren Belege beibringen. Der Franzose Tudebod gebraucht z. B. *Romaniam* (*Recueil des historiens des croisades, Hist. occid.*, III, Paris 1866, S. 11) für Kleinasien. Daß in späteren Epen die *Romagna* öfter genannt wird (s. die betr. Stellen bei Langlois, Table 571), besagt wiederum nichts für unsere Zeit. Einmal werden viele dieser Erwähnungen unmittelbar aufs Rolandsepos zurückgehen, und dann wachsen die Beziehungen zu Rom und die Reisen dorthin im Laufe des 12. Jahrhunderts ums Vielfache. Man muß sich hüten, die Verhältnisse von 1200 einfach auf die Zeit um 1100 zu übertragen.

Wenig bedeuten will, bei den Beziehungen der Normannen zu Unteritalien, daß Apulien und Calabrien V. 371 und die *Puillain* 2923 vorkommen. Bemerkenswerter schon ist die Erwähnung von *Palerne* 2923. Denn dort lag des Tuoldus großer Vorgänger auf dem Bischofsstuhl, Odo, *Bajocensis tyrannus* (Ordericus Vitalis, *Hist. eccl.* X 4; Tom. IV, S. 17f.) begraben. Und endlich bleibt noch eine italienische Stadt anzuführen: *Sorence* 3783. 3915 soll doch wohl auf *Sorrento* gehen. Es war seit 1059 Sitz eines Erzbischofs (Chevalier, *Répertoire, Topo-bibl.* II, 1903, Sp. 2990). Auf steilen Felsen liegt es über dem blauen Meer. Ein *castel* wird die Felsen gekrönt haben. Es soll nicht behauptet werden, der Rolanddichter habe auf der Reise das Schloß liegen sehen; daß eine damals so wenig bekannte Stadt wie Sorrent überhaupt in seinen Gesichtskreis getreten ist, erklärt sich zwanglos, wenn Tuoldus in Italien war. Die Endung des Ortsnamens ist natürlich durch die zahlreichen Namen auf *ence* (im Rld. Valence 1583, Provence 2325, 3007, 3916; Maience 3008) beeinflusst worden.

Für ein Epos, das Spanien und Frankreich zum Schauplatz hat, bietet das Rolandslied nicht wenig italienische Namen, die am zwanglosesten als Erinnerungen an eine Italienreise des Dichters ihre Erklärung finden. —

Tuoldus stellt sich dem päpstlichen Gericht. In drei Punkten wird er schuldig befunden: 1. Er muß selbst zugeben, daß ihm die *canonica electio*, in den Augen der Reformer Grundbedingung für Antritt des Bischofams, gefehlt hat; allein der weltlichen

Gewalt verdankt er seine Stellung.¹⁸⁾ 2. Er kann nicht leugnen, daß er vom Neophyten gleich zum Diakon aufgerückt ist, daß er also die dazwischen liegenden *ordines minores* übersprungen und den Rang des Diakons, in Bayeux den höchsten nach dem Bischof, *extra tempora* erhalten hat, auch das entgegen den kirchlichen Verordnungen.¹⁹⁾ 3. Was die Belehnung mit den *temporalia* des Bistums anlangt, so hat Tuoldus während der Zeit, wo Heinrich der Beauclerc Bayeux besetzt hielt (Freeman, *The reign of William Rufus*, II 363. 413), dem englischen König sein Wort gegeben: er werde sein Bistum nicht vom Grafen Robert zu Lehen nehmen.²⁰⁾ Nachdem der letztere seit 1101 auch von Heinrich in seinem normannischen Besitz anerkannt war, fehlte dem Tuoldus der Rechtstitel auf die weltlichen Besitzungen seines Stuhls.

Das Verdikt lautet aus obigen Gründen auf Absetzung.²¹⁾ Laut weinend wirft sich Tuoldus dem Papst zu Füßen und bittet um Aufschub.²²⁾ Paschalis billigt ihm, „aus der Fülle päpstlichen Erbarmens“, eine Frist von einem Jahr zu, *ne tanto confusus obprobrio uir in terra sua potens et nobilis sic in patriam remearet*. Tuoldus konnte während dieser Zeit wenigstens den Versuch machen, sich mit seinem Kapitel auszusöhnen und

¹⁸⁾ se quidem non electum a clero. non expetitur a populo. per secularem potestatem a ecclesiam obtinuisse confessus est (Morin, *Lettre inédite de Pascal II*, in: *Revue d'hist. ecclés.* V, 1904, S. 284).

¹⁹⁾ diaconi etiam officium quod non nisi certis licet temporibus extra eadem tempora accepisse se non negavit. Caeteros etiam minores ordines qui distinctis ordinibus distribui praecipuntur. simul usurpasse asseruit; Cum nuper ex curialibus assumptus officii. a ecclesiam incessisset; Quibus nimirum euentis. patuit eum tunc temporis neophiti quoque [non] caruisse flagitio (Morin 284 f.).

²⁰⁾ pro fide etiam non accipiendi a normannorum comite honoris a ecclesiastici ante conspectum anglici regis data (Morin 285).

²¹⁾ Pro his omnibus ... depositionis in eum erat promenda sententia (Morin 285).

²²⁾ cum flens et eiulans. terrae consternatus indutias flagitavit (Morin 285).

Unsere Szene wirft einiges neue Licht auf die mehrfach erörterte Frage der vielen Tränen des Rolandsepos (vgl. diese Zs. XXXVI¹, S. 83 f.). Tuoldus selbst hat sich der Tränen nicht geschämt, wenn auch der größte Teil der Tränen in seiner Dichtung literarischer Provenienz ist.

„Mich reut die Träne nicht, die mir entfließen
Bei fremdem Schmerze wie bei eigenem Weh,
Wo andre männlicher ihr Herz verschlossen
Und kühler standen auf des Glaubens Höh';
Und ist's noch menschlich, daß der Menschheit Jammer
Mein Aug' mir feuchtet und mein Herze bricht:
Auch Jesus weint' an einer Grabeskammer;
— Es reut mich nicht.“

Diese Verse eines schon oben (XXXVII¹, S. 112) zitierten Gedichts („Es reut mich nicht“, in: Karl Gerok, *Palmblätter*, 14. A., Stuttg., Leipzig 1869, S. 99—101) sind wie aus des Tuoldus Herzen geschrieben.

nachträglich dessen Zustimmung zu seiner Wahl zu erlangen. Und König Heinrich, der unserm Bischof jenes eidliche Versprechen abgenommen hatte, das ihn bei den veränderten politischen Verhältnissen in so schwierige Lage versetzen mußte, König Heinrich würde schwerlich Anstand nehmen, dem Tuoldus sein Wort zurückzugeben.

So ähnlich mögen die Hoffnungen und Erwägungen gewesen sein, aus denen heraus der Urteilsaufschub erbeten und bewilligt wurde. Es wird unserm Bischof nicht an Fürsprache gefehlt haben. Wenn er rechtzeitig in Rom gewesen ist, so mag der milde, heilige Anselm für den Wohltäter seines früheren Klosters Le Bec ein begütigendes Wort eingelegt haben. Und schon vor dem englischen Primas war der Unterhändler des Königs Heinrich, Wilhelm, eingetroffen und hatte nach Kräften und nicht ohne Erfolg für die Sache seines Herrn gewirkt (Eadmerus, *Historia nov.*, S. 152 f.). Auch von daher mag dem Tuoldus moralische Unterstützung zuteil geworden sein.

Genug, unser Bischof erhält eine Rechtfertigungsfrist bis zum 1. Oktober 1104²³⁾ und macht sich wieder auf die Reise.

Die vielerlei wichtigen Ereignisse der nächsten Jahre und wie es zur Abdankung des Tuoldus kam, wollen wir im nächsten Artikel erörtern. Nur auf einen Umstand sei zum Schluß noch hingewiesen als für die Persönlichkeit unseres Bischofs sehr bezeichnend. Der Papstbrief vom 8. Oktober 1104 ist an die Gegner des Tuoldus gerichtet; er wird darin als schuldig befunden und für abgesetzt erklärt. Es liegt also kein Grund vor, den Verurteilten irgendwie zu schonen, im Gegenteil, der Briefschreiber wird alles herangezogen haben, was die Strafe als verdient erscheinen lassen mußte. Und doch ist keine Rede von irgendwelchen Vergehungen oder daß Tuoldus des Bischofsamtes unwürdig wäre; es sind Formalien seiner Ernennung zum Diakon, seiner Wahl zum Bischof, die ihm seine Gegner allein zur Last gelegt haben, dazu kommt als ausschlaggebend für seine Verurteilung das unentschuldigte Ausbleiben am festgesetzten Termin, das wir noch zu erklären haben werden. Das Schweigen des Paschalis bestätigt also, was wir auch sonst über des Tuoldus Charakter erfahren: er war adlig nicht nur von Geburt, sondern vornehm auch von Gesinnung; selbst seine Gegner können ihm nichts Schlechtes, nichts Gemeines nachsagen.

D a r m s t a d t.

WILHELM TAVERNIER.

²³⁾ Iuravit itaque se in proximis kl. octobribus . . . romanae audientiae praesentandum.

Materialien zu einer Syntax des Waatländischen.

Noch immer wird der Erforschung der Mundartensyntax auf romanischem Gebiete nicht die Arbeit zugewendet, die sie verdiente. Das ist in mancherlei Hinsicht zu bedauern. Denn wir begeben uns durch Verzicht auf syntaktische Charakterisierung eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Bestimmung der individuellen Eigenart einer Mundart. Eine Mundart trägt nicht nur in lautlicher, sondern auch in syntaktischer Beziehung ein ganz bestimmt „persönlich“ ausgeprägtes Antlitz. Über die syntaktischen Characteristica der einzelnen Mundarten fehlt es noch ganz an Untersuchungen. Sind zum Beispiel schon die lothringischen und die benachbarten franchecomtéischen Mundarten in der Syntax voneinander merkbar verschieden, so wird der Unterschied enorm, wenn wir zum Beispiel das Waatländische mit dem Lothringischen vergleichen.

Der Aufgabe, zu der im letzten Grunde alle Mundartenforschung hinstrebt, einen Beitrag zu liefern zur seelischen Eigenart einer bestimmten Menschengruppe, wird der auf syntaktischem und stilistischem Gebiete Forschende und der Literaturhistoriker näher treten als der Phonetiker.

Von Untersuchungen, die sich speziell mit französischer Mundartensyntax befassen, können wir, wenn wir von den größeren Gebiete überspannenden bekannten Arbeiten Toblers, Meyer-Lübke's und Ebelings absehen, eigentlich nur auf G. Dobschalls treffliche Dissertation (*Wortfügung im Patois von Bournois*), auf Herzogs *Neufranzösische Dialekttexte* (Einleitung) und desselben Verfassers *Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax* hinweisen. Gerade die letztere Sammlung, die jeder, der sich um das Verständnis neuprovenzalischer Texte bemüht, immer wieder zur Hand nehmen muß, zeigt, wie nötig solche Sammlungen sind. So wird man es vielleicht nicht ganz abweisen, wenn hier ein lokal eng begrenztes Gebiet auf syntaktische Erscheinungen ein wenig abgesucht wird. Ähnliche Sammlungen, wie ich sie hier in ganz bescheidenem Umfange aus Jahrgängen des *Conteur Vaudois* vorlege, scheinen auch nach

neueren Veröffentlichungen Tappoletts im *Bull. du Gloss. d. pat. d. l. Suisse rom.*, im Bureau des Glossaire in Zürich zu liegen. Möchte die Decke über den Schätzen des Glossaire bald gelüftet werden. Einstweilen schadet es nichts, wenn wir uns hier und dort in den Ausführungen begegnen, denn in syntaktischen Fragen und erst recht in stilistischen sehen vier Beobachteraugen oft ganz verschiedene Dinge.

Die Patoisstücke im *Conteur Vaudois* sind nicht alle einheitlich in bezug auf die Sprache; hier und da treffen wir Erzählungen im Patois des Jorat, seltener auch Artikel, die in der Md. der Freiburger Berge oder des Berner Jura abgefaßt sind. Und dann sind auch die Stücke aus dem Waatlande selbst ihrer Sprache nach nicht durchaus gleichförmig; Denéréaz, der seit 1876 Mitarbeiter am C. V. war, schrieb anders als Favrat, und Marc à Louis von heute hat wieder einen anderen Stil als Mérine; bei genauem Hinhören kann man die charakteristischen Töne der einzelnen Verfasser wohl unterscheiden. Im großen und ganzen aber wird man nicht fehlgehen, wenn man die in den Stücken des *Conteur Vaudois* auftretenden syntaktischen Eigentümlichkeiten als spezifisch waatländische ansieht.

Möge der fragmentarische Charakter dieser Materialien nicht zu abschreckend wirken; mögen da, wo gleichartiges in anderem Zusammenhange vielleicht reichlicher belegt und besser erläutert wird, diese Vorbemerkungen nicht ganz unbeachtet bleiben.

1. Wiederholung und Pleonasmus.

In seinen *Problemen der romanischen Syntax* (S. 113 f.) hat Ebeling ausführlich die merkwürdige Ausdrucksweise besprochen, der wir in dem Deutschen ‚regnen regnets heute nicht‘ begegnen und er hat die verschiedenen Arten dieser Erscheinung mit reichlichen Beispielen aus den romanischen Sprachen belegt. Wenn ich hier dieser Erscheinung noch einmal etwas nachgehe, so geschieht es nur, um einige Nuancen zu erwähnen, die im Waatländischen besonders beliebt sind. Gerade die Hervorhebung lokal bevorzugter Formen ist für die Charakterisierung einer Md. wichtig. Nur durch genaue Darlegung und Deutung der Vorzugsformen in der heutigen Md. und durch ihre Vergleichung mit früheren Sprechweisen wird es möglich sein, denen die Wege zu ebnen, die das Kommen und Vergehen der syntaktischen Formen und damit einen Teil des gesamten Entwicklungsganges einer Md. zu zeichnen versuchen.

Wir gehen von der Form aus (der häufigst verwendeten in unserer Md.), die in Meyer-Lübke *Rom. Synt.* § 135 u. Nachtr. und bei Ebeling *a. a. O.* S. 124 in Übersetzung eines neuprov. Ausdrucks erwähnt wird: *pour de beaux perdreaux, ce sont de beaux perdreaux* oder hier: *po on bio moulo c'étai on bio moulo*

(C. V. 1896, 18). *Po dâi tot bons, l'étiont dâi tot bons* (C. V. 1901, 35). Hier gleicht das wiederholte Glied äußerlich völlig dem vorangehenden und nur der stärkere Ton des zweiten Gliedes hebt dieses über jenes hinaus.

Aus diesem Wechsel des Tones entspringt das Bedürfnis, das zweite Glied durch äußere Mittel abzuheben, zuerst durch leise Veränderung.¹⁾ *Et po dâi bio bou, c'étâi ma fâi dâo bio bou, quasu tot dâo bou dè fonda, et bin set* C. V. 1890, 4. *Po onna rebuza, n'èin z'u onna rebuza âo tot fin* C. V. 1895, 21. *Kâ po lèz arretâ, vu prâo lè z'arretâ* C. V. 1899, 21. *Ye dio que po on pont, l'est, on tot galé pont* C. V. 1899, 34; *po on crouïe soudzet, Fripouille étâi on tot crouïe soudzet! et mîmameint bin pi* C. V. 1898, 21; oder das zweite Glied wird zur Hervorhebung negiert gegenübergestellt: *mâ po dâo du, n'iavâi rein dè du* C. V. 1898, 23; oder es wird ersetzt: *enfin po dâo choïx y'èin avâi et prâo* C. V. 1902, 29; *po onna bonna leçon, ein étâi iena* C. V. 1908, 4.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß natürlich auch ohne eine Formung mit *pour* solche Wiederaufnahme begegnet; lediglich Tonunterschied: *A ma fai, stu coup, c'est dâo tot bon et dâo tot bon!!!* C. V. 1900, 14; verändert: *mâ noutron corps l'étâi on singulier corps* Mél. Favrat 188; oder Anschluß eines hervorhebenden Attributs mit *et*: *lo monsu V. R., lo père dè noutron conseiller fédérau, .. èin étâi bo et bin ion et on bon* C. V. 1896, 19. *Quand la tsasse sarâ âoverta n'ia pas, y'èin arâ iena [onna lâivra] por vo et onna balla.* C. V. 1893, 36.

Am merkwürdigsten aber erscheint die Wiederaufnahme da, wo ein ganzer Satz oder ein Teil desselben noch einmal wiederholt wird.

Schon *tè dio que tè dio que tè faut lâi restâ* (Mél. Favr. S. 190, 191) ist recht auffällig; es erinnert an ital. *voi abbaiate sempre a cose fatte, ma un dito, che è un dito, no lo sapete muovere* Verga, J Malavoglia S. 111 und auch an folgendes Beispiel: *Quant à no, n'èin tot désarmâ que désarmâ.* C. V. 1898, 53. Es gibt aber Fälle, wo etwas schon Berichtetes noch einmal gleichsam in der Art eines Resumés wieder aufgenommen wird. Der Knabe kommt nach Hause und berichtet seinem Vater, daß der Lehrer ihn mit dem Stock geschlagen hat. Der Vater schlägt erregt auf den Tisch und ruft aus: *Ah! l'est dinsè et l'a ouzâ lo fiaire* („Also so ists: er hat ihn zu schlagen gewagt“). Der zweite Teil dieses Satzes (Anschluß mit „et“) klingt wie ein nachträgliches Gedankenresumé, das angesichts des eben voraufgegangenen Berichtes des Knaben und der Bemerkung: Also so ists! wohl entbehrlich erscheint. Sehr merkwürdig sind nun ein paar ähnliche Fälle, wo zuerst ein

¹⁾ In Paris hörte ich eine alte Frau bei einem Platzregen sagen: *Pour un beau petit temps, c'est un joli petit temps!*

Geschehnis in seinem Resultat als abgeschlossen berichtet wird, dann kommt eine Art Parenthese des Erzählers, die eine Aufzählung der einzelnen Stadien des Vorgangs enthält und dann wird das Resultat noch einmal hinzugefügt. C. V. 1894, 35: *Rebibe qu'étâi charpentier, s'étâi laissi veni avau ein monteint la ramure dè la maison à Bringue. Posâvant la frête, et ne sé pas coumeint cein est z'u; mâ tantiâ que lo pourro Rebibe, qu'étâi âguelhi pè lo fin coutset, s'est laissi tzezi perque bas, iô l'est restâ étai sein remoâ, tot étourlo.* Also R. war abgestürzt, man machte den Giebel und Gott weiß, wie's geschah, jedenfalls passierte es, daß R., als er auf dem höchsten Balken schwebte, abstürzte. Die Parenthese allein tritt hervor in dem folgenden Bericht, der sich über 3 Seiten ausdehnt (Caus. d. Cont. Vaud. II S. 9—11): Der Nachtwächter von Rolle ist in betrunkenem Zustande in einem vor dem Wirtshause stehenden Wagen eingeschlafen. Er wird nach Morges entführt, wacht dort auf und wundert sich, daß ihn dort ein „anderer“ (nämlich der Wächter von Morges) im Stundenausrufen „nachmacht“. Die beiden lassen sich eine Weile nicht stören und rufen gleichzeitig ihre Stunden aus (*boeilâ*). Dann aber gehen sie aufeinander zu, und es gibt einen erregten Wortwechsel. Nach Abschluß dieses Zwiegesprächs heißt es: *Vo laissez peinsâ lo resto; boeilâvon ti dou ein on iadzo; lè gros mots arrevon et le coups dè triqua après etc.* Das gesperrt Gedruckte ist nur eine Wiederholung des längst erwähnten, auch der Wortwechsel war bereits namentlich aufgeführt.

Oder bei der Erzählung der Tellsage wird am Schluß erwähnt, daß Tell dem Landvogt unmittelbar vor dem tödlichen Schusse zuruft: „Du mußt hinab, Geßler! Du hast uns lange genug gepeinigt.“ Darauf folgt (C. C. V. I 75): *Cein n'a pas manquâ: Gesslè passâvè au bas dè la coûta po s'èin allâ à son tsati de Chussenaque, et Guyaume-Tè l'a fotu bas* Das ist, nachdem bereits vorher von der Reise die Rede war (*Gesslè . . . lo fâ menâ dein son naviot à on certain tsati de Chussenaque* a. a. O. S. 74) ebenso wie das *l'a fotu bas* nach *cein n'a pas manquâ* eine mindestens recht überflüssige Ausführung.

Oder zitieren wir eine Stelle, wo die Rede davon ist, daß Unordnung in Äußerlichkeiten auch das hübscheste Mädchen entstellt (C. V. 1887, 35): *mâ se . . . la gaillarda a met dâi charguès qu'ont fauta de ressemellâ et qu'ont dâi talons poeintus d'on pouce et demi dè hiaut, tot use d'on coté, que cein lâi fâ dai solâ tot écouéssi cllia galéza pernetta n'est perein que na roudeusa.* Das Gesperrte ist nur eine zusammenfassende Wiederholung des Vorhergehenden. Bisweilen wird das Resumé durch ein eingefügtes *Bref!* maskiert. Es ist von einem alten Zylinder (*bugne*) die Rede: *cé bugne n'étâi pas nair coumeint cllîâo d'ora, l'avâi*

zu éta blianc deins lo teimps, coumeint on lè portavè le z'auto iadzo; l'étâi don dza vilho et su su que Maucoué l'avâi dza du dévânt la demechon dâi menistres; brêfe! cé bugne n'étâi perein bon que po on gosse que vâo sè masquâ âo bounan (C. V. 1902, 13).

Anders liegen die Dinge in folgenden Beispielen, wo der Erzähler, im Bestreben recht deutlich zu sein, eine überflüssige Wiederholung bringt, deren Anführung den Eindruck einer gewissen Umständlichkeit und Unbeholfenheit macht: *l'étâi arrevâ à la serra né dein on petit veladzo . . . ; coumeint plliovessâi à rollie, . . . sè decidâ dè l'âi cutsi, kâ n'iaivâi pas mécha d'allâ pe lien avoué 'na plliodze et dâi z'einludzo coumeint fasâi clliâ né quie* (C. V. 1898, 36). Auch das folgende Beispiel dürfte hierher gehören: *Quatro musicârès, quatro gaillâ que ne peinsâvont qu'à fèrè dâi farcès . . . ont l'idée* (C. V. 1886, 46). *Mâ la né que dévessâi ètrè bouna po eimpliyi lo remido clliâ o qu'ont éta motsets l'est po sâ clliâ o qu'aviont atsetâ la drougua* (C. V. 1899, 47) „aber in der Nacht, wo die Salbe angewendet werden sollte, da sind die, die erstaunt waren, gewiß die gewesen, die das Medikament gekauft hatten“.

In diesem Zusammenhange seien noch zwei Beispiele erwähnt, wo eine derartige Wiederholung fast einem Pleonasmus gleichkommt: *âo grand conteintèmeint dâo pécheur qu'irè tot conteint* (C. V. 1899, 13); *on pourro novieint que ne l'âi voyâi gottâ, mâ qu'étâi tot parâi dié coumeint on tienson, quand bin l'étâi avâolhio du tot petit, étâi achetâ on dzo su lo pliot à eintsapliâ dévânt tsi son vesin* (C. V. 1888, 4) und *portant ne su pas on sordiau et n'ouïo pas du* (C. V. 1885, 14).

Bei Erwähnung pleonastischer Eigentümlichkeiten sei es erlaubt, einige Erscheinungen anzuknüpfen, die im Waatländischen besonders auffallen. Merkwürdig sind Verbindungen wie folgende: *on part dè dozannès dè chapitres dinse* C. V. 1899, 24; *on groupe d'on part de ceint francs* C. V. 1898, 34. Etwas anders liegt der Fall bei *â djwè d'adjdô* (au jour d'aujourd'hui) s. A. Rossat's Sammlungen in der Basler Festschr. S. 429 und in affektischen Ausdrücken wie: *Quin diabllio dè tsemin dâo tonaire è-yo prai* C. V. 1902, 3 und *'na tsaravouta d'émateloze dè tsin* C. V. 1883, 13.

Im ersten der genannten Beispiele scheint ein besonderer Nachdruck auf das Ungefähre, Fakultative in der Zahlenangabe der Kapitel gelegt zu sein; und solch ein Bestreben ist auch dem deutschen Sprachgebrauche nicht fremd: „vielleicht so etwa ungefähr hundert Mark.“ Dagegen wird man zweifelhaft sein, ob es eine ursprüngliche Betonung des Tagestermins gewesen sei, die zu der Zusammensetzung *au jour d'aujourd'hui* verleitet hat (ein Ausdruck, der so zu erklären sein wird, ist das schwed. *till den dag som i dag är*); es scheint jene Formel vielmehr dadurch entstanden zu sein, daß *adjdô* seinem etymologischen Ursprunge nach nicht mehr kenntlich war, als einheitlicher Begriff aufgefaßt

wurde und dann eine nochmalige Hinzusetzung eines analogen Begriffes zuließ; auch wir gestatten eine Verbindung wie „der heurige Jahrgang“.

Gewiß liegt in dem energischen Zusammenfassen einer mehrgliedrigen Verbindung zu einem Begriff der Grund für weiteres Anwachsen bei affektischen Ausdrücken wie den zuletzt erwähnten. Ein „*tsemin dâo tonaire*“ ist für den waatländischen Weinbauer ein einheitlicher geläufiger Begriff („ein Aas von einem Teufelsweg“ ginge auch im Deutschen) ebensogut wie ein „Vagabundenhund“²⁾ Aus der größeren oder geringeren Fähigkeit zu derartig affektischen Compositionen wird dann allerdings ein Schluß auf die Psyche erlaubt sein.

Ein Gefühl, daß etwas Überflüssiges, mindestens Selbstverständliches in dem Zusatz am Ende des folgenden Passus vorliegt, wird man nicht los: *y'avâi atant dè mondo qu'à 'na faire dè Tolotsena, po lè vairè* (soviel Leute waren da, wie bei einer Kirchweih in T., wenn man sie so sah) C. V. 1886, 40. Gewiß, nur, wenn man sie sah, hatte man das Vergleichsbild. Im Waatl. tritt ein ähnlicher Zusatz nicht selten auf. So z. B. *à t'ourè, seimbiè bin que t'as réson* C. V. 1891, 10 (wenn man Dich so hört, hat es ganz den Anschein, daß Du recht hast); *bragâve tant . . sè pilulès qu'à l'ourè lè tapa-seillons et lè z'apotiquièrès n'aviont què dè la „barba-djan“ à coté dè li* C. V. 1887, 39 (er pries seine Pillen dermaßen an, daß man, wenn man ihn so hörte, glauben konnte, die Kesselflicker und Apotheker hätten nur Schund [?]); *à l'ourè, l'arai tot fréza* C. V. 1887, 47; (les commis-voyageurs) *sè bragâvont d'être destrà cognu, et à lè z'ourè, on conseillicher fédérau âo bin on empereu ne lo sont pas mé* C. V. 1889, 8.

In den drei zuletzt genannten Beispielen gibt der Zusatz *à l'(les)entendre* der Aussage eine gewisse subjektive Note, und da nur der Inhalt der durch das Anhören vermittelten Anschauung wie ein Resultat etwas unvermittelt hinzugefügt wird, so ist die erwähnte Formel schwer zu entbehren: sie machten so viel Wesens von ihrer eigenen Berühmtheit, daß der allgemeine Eindruck entstand: ein Bundesrat oder ein Kaiser sind auch nicht bekannter. Am festesten ist das *à t'ourè* in dem vorhergehenden Beispiele verankert. Dagegen ist diese Art subjektiver Formel im ersten aller Beispiele fast ganz entbehrlich geworden; *po lè vairè* ist ein Zusatz, der in derselben nachdruckslosen Weise hinzugefügt wird wie etwa ein „*pour ainsi dire*“.

Ein ähnliches Freiwerden einer Formel scheint mir in anderen Fällen vorzuliegen, wo die Schriftsprache Parallelen bietet. Wir würden in einem Satze wie: „in vielen Fällen, die es gibt, ist ein solches Vorgehen unmöglich“, den Relativsatz entbehrlich

²⁾ *ématelozè* (= heimatlos) nach Louise Odins Gloss. d. Pat. de Blonay S. 145 „des gens qui . . n'avaient aucun papier de légitimation et ne connaissaient pas même leur origine.“

finden. Im Waatländischen finden wir ähnliche Beispiele genug: *la faire, po bin dâi gaillâ, que y'a, est on abâyi, iô on trinquette* C. V. 1896, 17; *mî què bin dâi ministrès que lâi ia* C. V. 1905, 9; *po bin dâi z'affères que y'a* C. V. 1902, 5 etc.

Wir sehen also, daß ein solches *qu'il y a* vornehmlich dann verwendet wird, wenn eine Mengebezeichnung vorausgeht, aus der einschränkend mit *qu'il y a* eine gedachte Anzahl ausgesondert wird. Diese Aussonderung ist aber für den Sinn des Satzes in den vorausgehenden Beispielen etwas ganz Belangloses. Ich glaube, daß es sich einfach um eine freigewordene Formel handelt, die aus andern Fällen übertragen worden ist, die selbst aus einer Attraktion zu erklären sind. Im folgenden Satz: (Durchwachen müssen ist nicht angenehm; einmal im Jahr, in der Silvesternacht, mags noch gehen) *mâ, quand faut, coumeint bin dâi dzeins que ia, passâ totès lè nés blliantsès et s'escormantsi à travailli . . .* (ist das schlimm) C. V. 1899, 29 liegt gewiß ursprünglich diese Fügung vor: *mais quand il faut comme il y a bien des gens* (nämlich *qui doivent le faire*) *passer toutes les nuits blanches* etc. Durch Attraktion wurde aus *comme il y a bien des gens* ein *comme bien des gens qu'il y a*, und dieses *qu'il y a* wurde dann auf andere Fälle übertragen, wo das *il y a* nicht mit irgend einer Konjunktion ursprünglich verbunden war. *Quand on vai dâi retsâ que ia que n'ont pas fatta de battre on coup . . .* (*Quand on voit des riches qu'il y a qui n'ont pas besoin de faire un coup de main . . .*) C. V. 1902, 13 *on volliâve fère certains z'ovradzo que y'a dâi z'ovradzo que vouâtivont la coumouna* C. V. 1888, 19. In beiden Sätzen wird das *que ia* durchaus als überflüssig empfunden.

2. On dirait un fou.

Angesichts der Erklärung, die Ebeling (*Jahresber.* V, I, 165) von dieser Erscheinung gegeben hat: man sollte meinen „ein Narr“ „von einem Narren“, mag hier etwas bei dem anakolutischen Charakter dieser Redeweise verweilt werden. Es wird asyndetisch ein prädikativer Ausdruck als Vergleich beigefügt und weil ein Vergleich vorliegt, der vielleicht bisweilen unverhofft kommt, wird der Ausdruck durch einen Relativsatz oder andere erklärende Zusätze erläutert: (es ist von einem Bart die Rede, der wie ein Kranz um die untere Gesichtshälfte liegt) *dâi z'autro ne gardont què n'espèce dè collerette que fâ lo tor dè la potta, qu'on djurèrai dè clliâo sindzo qu'on vai dein lè ménadzèri* (C. V. 1899, 30); (von einem struppigen Bart) *qu'on arâi de duè conolhies dè reta appondiès pé lo gros bet* (zwei Flachsrocken aufgehängt am dicken Ende) (Caus. d. Cont. Vaud. I² 63); *sè chûtè su clliâo bio bancs tot gris qu'on arâi de 'na cutre, tant cein étai dâo* (C. V. 1898, 23). Es bleibt nun aber auch vereinzelt der vergleichende Ausdruck weg und nur der Relativsatz bleibt

übrig: *c'était de la colère . . . comprimée et qu'on aurait dit qui étouffait* (Goncourt Chérie 40); so wird man sich zu fragen haben, ob in einem Beispiel wie dem nachstehenden nicht ein solcher Relativsatz ohne vorausgehendes Beziehungswort vorliegt: (von mageren Pferden ist die Rede) *on arâi djurâ que l'avant avalâ on bosset et que lè coûteasant cerclio* C. V. 1908, 10.

Da *qui* und *que* im Waatl. lautlich zusammenfallen, so würde an und für sich nichts hindern, in dem ersten *que* ein *qui* zu sehen; allerdings deutet der zweite Satz mit *que* wohl darauf, daß in beiden Fällen von *que* die Konjunktion vorliegt.

Im Charakter eines Vergleiches liegt es, daß er oft nicht logisch klar und zwingend zum Ausdruck gebracht wird. So entstehen auch in der hier behandelten Ausdrucksweise oft lose Beziehungen: (von den verschiedenen bunten Uniformen der alten Zeit ist die Rede) *n'étâi pas coumeint ora, que sont ti parâi et qu'on derâi on moué dè matsourâ (à présent, qu'ils sont tous pareils et qu'on dirait une masse de charbonniers)* C. V. 1896, 47. *Lè sommélié vo vouâitait coumeint s'on avâi dâi cornè, avoué lau z'abits nâi qu'on derâi dâi menistre* Mél. Fav. 247.

Bei solch loser Verknüpfung darf es nicht wundernehmen, daß *qu'on derâi* fast als Vergleichspartikel benutzt wird. Schon in den erwähnten Beispielen tritt *qu'on derâi* fast in die Funktion eines „quasi, geradezu“; deutlich z. B. in folgendem Passus: (vom Schlachtfest im Hause ist die Rede) *cein fâ adé plliési dè lo vaire sabrà lè jambons . . . trantsi lè z'orolhiès et la quiua, que tot cein vo fâ sondzi à la compoûta et âi truffès boulâtès qu'on derâi qu'on s'ein relètsè lè pottès* (C. V. 1897, 23), „so daß einen das an den Wurstkessel (?) und an Bratkartoffeln erinnert, daß man sich geradezu die Finger leckt.“

3. A u t r e.

Wenn man im C. V. 1898, 27 liest: *N'y a qu'à dévezâ avoué clliâo vilho dâi campagnès dè Bâlâ, dè quarante-sa et tant d'autro*, man muß nur mit den alten Kämpfern der Feldzüge von Basel, von 1847 und so vieler anderer (näml. Feldzüge) reden'... so ist man versucht in dem *autro* (anstatt des zu erwartenden *autres* scil. *campagnès*) ein *alterum* zu sehen.³⁾ Diez R. G. III 84, 85 (vgl. Meyer-Lübke R. G. III § 209 Ende) spricht ausführlich über einen romanischen Gebrauch von *alter*, der auch in den Mdd. nachzuweisen ist; geht auch auf analoge Erscheinungen im Griechischen und Mittelhochdeutschen ein. Es liegt bei einem Beispiel wie: *en bois estes com autre serve* (du bist im Walde wie eine Sklavin, sagt die Königin zu sich selbst) in *autre* nicht Pleonasmus vor, sondern der Gedanke ist offenbar: Du bist im Walde etwas anderes, nämlich eine Sklavin.

³⁾ *autro* für *autra* steht CV 1899, 10: *s'on a trai vatsès . . . s'on veind iena et qu'on autro vignè à crevâ, cllia que restè à l'étrabllia s'einnouye.*

Dieses *alterum* wird nun leicht durch Attraktion in den Mdd. verwischt: (es ist von einem alten Gauner die Rede) *se poivè accrotsi on part dè pices dè 5 francs ein mique-maqueint onna vilhie héga á n'on bobet, cein lái reimpliacivè la concheince, kâ n'ein n'avâi min d'autra* (C. V. 1889, 6) „das ersetzte ihm sein Gewissen, denn er hatte nichts anderes“, d. h. da, wo sein Gewissen, nämlich bei einem betrügerischen Handel, sich hätte regen sollen, da versagte es, denn er besaß eben keines.

Auch an einen Plural wird dies *alterum* attrahiert: *Lâi a dein stu mondo dâi z'égoïsto et dâi z'autro* (C. V. 1891, 14). „Es gibt Egoisten und Leute, die anders sind.“ *S'appelâve Signeulon quemet lâi ein a que sè diant Testuz, Fresi et bin dâi z'autro* (nicht „andere“ sondern „auf andere Weise benannte“). Bisweilen wird dies anders geartete Sein so stark empfunden, daß ein entsprechender Zusatz gemacht wird: *bragâve que l'avâi ou dein dâi grantès velès dâi z'autro z'affèrès què cein* (C. V. 1895, 27).

Zur Form des *autres* sei bemerkt, daß im Waatländischen der Gebrauch mit Artikel der landläufige ist: *le fu...commeincive à preindre à dâi z'autrè grandzes* C. V. 1899, 7; *tsansons dâi z'autro iadzo* C. V. 1896, 1; *lè z'ons, dâi z'autro, dâi troisièmo* C. V. 1895, 13 (wo der Wechsel des Artikels beachtenswert ist).

Im Gegensatze dazu wird jeder Zusatz weggelassen, wenn *autre* verblaßt ist zu der Bedeutung: „andere Exemplare derselben Gattung, weitere“, wo man an Verbindungen erinnert wird wie *d'heure à autre, de temps à autre: dâi lâo et autrès bêtès* C. V. 1896, 2. *qu'on sâi catholiquo, inguenôt, mômier, capucin, libériaü, jésuïstre, derbistre et autrès religions (sic) ein -istre... s'on est brâvo, on est brâvo* C. V. 1892, 16. *Monsieur S. et autrès principautâ de la capitâla* C. V. 1894, 7; *on veind dâi pessons, dâi lâivrès, dâi z'ouïès et auto z'eimplioumâ* C. V. 1889, 47.

Allmählich sinkt *autre* zum Pronomen herab; während in dem Beispiele: *on dzo que dévezâvont de clliâo z'affèrès... Trombineau fe âi z'autro* C. V. 1899, 17 die Zweiteiligkeit noch fühlbar aufrecht erhalten wird, ist in einem Beispiele wie: *allâ ti lè criâ et lè z'autro vegniront* (er rief sie alle und sie kamen) C. V. 1885, 34 *auto* nur noch Ersatzstück für *tous* oder *ils*.

4. Unlogisches.

Der Anschluß von *sans compter* in der Bedeutung „ohne zu rechnen“ „abgesehen von“ hat in folgenden Beispielen nichts auffälliges: *l'estermindâ onna lâivra, dou pédri, onna croubeliounâ dè bécassès, sein comptâ onna raclliâie dè moineaux* (er tötete einen Hasen etc. ohne dabei zu rechnen einen Haufen Sperlinge) C. V. 1887, 41 *quand bin lâi a zu prâo fein et prâo recoo, que lè ceresi... et auto z'abro dè verdzi, sein comptâ lè mâorons et lè gratta-tiu, ont bin reindu, lâi a z'u tot parâi prâo misère* (obgleich es genug Heu

und Grumt gab, obgleich die Kirschen und andere Gartenbäume, ohne zu rechnen die Maulbeeren und die Hagebutten, gut getragen haben, hats doch genug Elend gegeben) C. V. 1888, 52; *la granta tsemenâ à lou venô (?) iô on pouâve chetsi lê jambon, lê sâocessons, la sâocesse âo fêdzo, la sâocesse à grelhî, lê z'aïette et lê bourrion d'aô mête dou caïons, sein comptâ lê duve petublie*, C. V. 1904, 47.

Es wird in diesen Fällen an eine Reihe von aufgezählten Dingen ein Endglied angeschlossen, ohne daß dabei eine besonders steigernde Hervorhebung oder gar der Ausdruck eines Gegensatzes beabsichtigt wäre. Es heißt einfach: „wir zählen das auf und das und das und dabei ist noch nicht mit gezählt (muß also noch hinzugefügt werden) dieses“. Daß eine Zählung vorliegt, ist aus den vorhergehenden Gliedern ersichtlich, und die negative Wendung wird dann auch nicht am unrichten Platze empfunden, wenn wirklich eine Aufzählung vorausgeht. Nun wird aber der eigentlich negative Charakter dieser Wendung vergessen; sie wird gleichgesetzt einem: „mit Hinzufügung von“ „und obendrein“ eine Bedeutung, die ja auch in die angeführten Beispiele durchaus hineinpaßt. Da finden wir nun andere Beispiele, wo die Verbindung unklar wird: (Man sitzt auf der Eisenbahn mit wildfremden Menschen zusammen und möchte gern eine Unterhaltung anknüpfen, aber) *vo n'ouzâ pas l'âi dêmandâ du iô vint et iô va, kê cein sarâi gros maulhonêto, sein comptâ que l'autro porrâi onco vo z'einvouyi vo grattâ* (man wagt ihn nicht zu fragen woher und wohin, denn das wäre sehr unpassend, ohne damit zu rechnen, daß einen der andere zum Teufel schicken könnte) C. V. 1902, 16. Der Gedankeninhalt wäre hier offenbar genau wiedergegeben dieser: das wäre sehr unpassend, aber auch damit gerechnet (nämlich, daß das sehr unpassend wäre) wäre noch damit zu rechnen, daß jener einen zum Teufel schicken könnte. Vollends unlogisch und unklar wird die Verbindung mit *sans compter*, sobald sie nicht folgt, sondern sobald sie vorangestellt wird, wie im folgenden Beispiel: (zu Beginn des neuen Jahres hat man Geld nötig) *faut lo bosson garni; kê sein comptâ la marmaille que n'a jamé prâo; la fenna, que vâo son drâi; lê pourro que vignont râocanâ pè la porta, ne faut pas lo porta-mounia vouâdisu s'on vâo s'accordâ cauquiès quartettès* C. V. 1896, 1. (denn ohne zu zählen die Kinder, die Frau, die Armen, die zu bedenken sind, darf man das Portemonnaie nicht leer haben, wenn man sich einen Trunk gönnen will). Die rechte logische Verbindung würde hier so lauten müssen: „denn ohne zu rechnen die Ausgaben mit den Kindern etc. muß man noch damit rechnen, daß man das Portemonnaie nicht leer haben darf“ etc.

Denn ein „ohne daß man rechnet mit“ setzt ein „man rechnet mit“ im Hauptsatze voraus, und wenn dieses letztere nicht erscheint, wird das ganze Gefüge des Satzes unklar und der Sinn

unverständlich. Das trifft freilich nur dann zu, wenn *sans compter* wirklich noch in seiner wörtlichen Bedeutung verstanden wird und nicht schon zu einem präpositionalem Ausdruck (wie *excepté, outre*) herabgesunken ist.

5. Vergleiche.

Bei einem Satz wie: *il est malin comme un diable* wird man ebenso wenig etwas auffallendes finden wie bei: *il ronfle comme tous les diantres*. Das letztere Wort wird gern als Verdrehung von *ventre* angesehen mit Anlehnung an *diable*. Ob das auch für das Waatländische zutrifft, wo das Wort *on dianstre* lautet, ist fraglich; vielleicht wäre hier vielmehr an Vermischung von *diable* und *monstre* (das in den Mdd. der Schweiz durchaus lebendig ist) zu denken. Über die Verwendung dieses und ähnlicher Ausdrücke seien nur einige Bemerkungen gestattet. Wir lesen C. V. 1900, 35: *lè dou vilho teniont qu'on dianstre à la mounia* (sie klammerten sich wie ein Teufel ans Geld), wobei der Singular nicht weiter auffällt, denn es wird einfach der Begriff als solcher vorgestellt und deshalb die Einzahl gesetzt, vgl. (von einer ganzen Gesellschaft ist die Rede) *l'ètiont asse firès qu'on caporat* C. V. 1891, 31; *les sordà dévessont se preseintâ bin revous et proûpro coumeint on ougnon* C. V. 1894, 45. Merkwürdig ist in solchem Falle der bestimmte Artikel, der unserem Empfinden widerstrebt: *il grulâve coumeint la folhie* C. V. 1895, 43 (ebenso auch lothr. *l'aivule et lo moinnou devèiint des nérèles grousses comme lo pogné*, der Blinde und sein Junge öffneten Augen so groß wie die Faust, Ermonet loûrain de Chan Heurlin 1876 S. 36), aber auch der Plural erscheint bei vorausgehendem Beziehungswort im Singular: *Bocanet... revegne cève pourro coumeint lèr rattès* Caus. d. Cont. Vaud. I² 63.

Um nun aber zum teuflischen Wesen zurückzukehren, so sei darauf hingewiesen, daß der Zusatz *qu'un diable, qu'un tonnerre* auch zur Verstärkung bei Adjektiven, die zu Substantiven gehören, gebraucht wird: *âo cabaret, la demeindze né, l'étâi bataillâ qu'on tonnerre et ne lâi tsaillessâi pas avoué quiet tapâ*; (in der Kneipe, Sonntag abend, war er kriegerisch wie ein Donnerwetter, und es kam ihm nicht darauf an, mit was er sich prügelte, Flaschen, Tischbeine, alles war ihm gut genug). C. V. 1897, 27. *Cé vilho étâi Jui qu'on dianstro* C. V. 1898, 45.

Loser wird die Beziehung da, wo dieses *dianstre, diable* sich nicht auf eine Person bezieht, sondern entweder auf ein allgemeineres Subject oder auf eine ganz unpersönliche Angabe: *Que lo blliâ étâi mào on l'ai troupenâve qu'on dianstre pertot* (als das Getreide reif war, trampelte man wie verrückt überall darauf herum). *La musica turlututâvè qu'on diablo* C. V. 1896, 47; *fasâi tsaud qu'on dianstre* C. V. 1899, 4. Hier zeigt sich, daß die Verbindung *qu'on dianstre* völlig erstarrt ist, daß sie nichts

weiter als eine Verstärkung des Verbuns bedeutet, und daher kann man vermuten, daß sie auch als Zusatz zu Adjektiven nicht mehr in wörtlichem Sinne verstanden wird.

6. Pronomen und unbestimmtes Subjekt.

Wenn das Subjekt von *on* mit einem Possessiv-Pronomen wiederholt werden soll (wir setzen im Deutschen das Pronomen der dritten Person „wenn man sein Geld verloren hat“) schwankt der Waatländer. Gewöhnlich wird — das ist der entsprechende Gebrauch in der Schriftsprache — *votre, vous* gesetzt: *quand o n foradze dinse permi clliâo bou ... o n pâo se fère on eintoose, se fère pequâ pè 'n crouie bitè, v o u t r o n fusi pâo vo z'épeclliâ* C. V. 1899, 46; *quand o n est 'na pecheinta beinda po medzi à la mêma trâblia ... on sè sai sè-nîmo, se la terrina est drâi dévant v o; mâ se le se trâovè à l'autro bet dè la trâblia ... on l'ai dît* (à son voisin) *de v o passâ la terrina.* C. V. 1899, 14.

Aber auch die erste Person des Plurals, die ja ebenso wie die zweite nicht eine bestimmte Person herausgreift, wird in diesem Falle angewendet: *on va se chêtâ su clliâo bancs âo fin fond dè la boutequa, ein atteindeint què n o u t r o n tor arrevè.* C. V. 1899, 5; *la pourra fenna sè trovâvè coumeint ion dè z'autro quand o n va pè lo théâtre et que l'âi a drâi dévant n o n'a dama, avoué dè clliâo grands tsapés ...* C. V. 1898, 4; *l'est quie iô on sè dressivè que ti lè z'autro no vouâtivon* C. V. 1896, 47. Nicht anders liegen die Dinge da, wo ein unbestimmtes Subjekt unter einem unpersönlichen Verbalbegriff verborgen ist: *po lo momeint, faut se conteintâ, d'èin estermînâ n o - mîmo lo mé qu'on pâo* (man muß sich begnügen, selbst so viel als möglich von den Maikäfern zu töten) C. V. 1902, 19.

Daß nun auch das Possessivpronomen der dritten Person gebraucht wird, darf nicht auffallen; es ist dies die Form, die im Deutschen gebräuchlich ist: *Dis-mè vai, io va-t-on après sa mort?* C. V. 1902, 43. Auffälliger ist die Sache schon, wenn an Stelle eines Subjekts wie *on fait*, ein *vous faites* gesetzt wird und dann nicht ein *votre* darauf bezogen wird, sondern ein *son*: *la pe grant 'eimpartia dâo teimps, quand v o fêdè s o n binocle avoué on ami, se traovè adé de clliâo gaillâ ...* meist, wenn man sein Spielchen im Wirtshause mit einem Freunde macht, gibt es immer solche Kerls, die meinen, besser spielen zu können und einen stören, C. V. 1898, 24.

Daß *son* auf eine Mehrheit von Personen, die man als Einheit auffaßt, bezogen wird, kommt auch sonst wohl (aber gewiß selten) vor: *Lâi a dâi dzeins que ne sè cozont pa pi adrâi lâo viâ quand faut payi s o n medzi et son bâirè et que, quand vont dein lo defrou, se repessont avoué on crotson dè pan set* C. V. 1892, 25.

H a m b u r g.

H. URTEL.

Wilhelm Gronau, Verlagsbuchhandlung

CHEMNITZ * LEIPZIG

Lehrbücher der französischen Sprache

von

Direktor **Dr. Wilhelm Ricken**, Hagen i. W.

Wo ein Wechsel beabsichtigt wird, bittet die Verlagshandlung ergebenst, die bewährten Lehrbücher Rickens mit auf die Liste der zu prüfenden Werke zu setzen. Alle Buchhandlungen liefern jeden gewünschten Teil des Unterrichtswerkes zur Ansicht; die Verlagshandlung ist hierzu auch jederzeit bereit.

I. Für alle Schularten.

1. **La France, les pays et son peuple** (Lesebuch mit Gedichtsammlung und anderen wertvollen Anhängen) 12. Aufl. Mk. 3.00
- 1a. **Lexique** dazu (zugleich vollständiger Kommentar), 5. Aufl. Mk. 2.00
2. **Le Tour de la France en cinq mois** (Klassenlektüre für IV bis O III), 12. Aufl. Mk. 0.80
3. **Kleines franz. Lesebuch** nebst Wörterverzeichnis, Gedichtsammlung und anderen für den Unterricht bis U II (einschließlich) wertvollen Anhängen, 5. Aufl. Mk. 2.60
4. **Grammatik der franz. Sprache**, 5. Aufl. Mk. 1.50
5. **Kleine franz. Schulgrammatik**, 3. Aufl. Mk. 1.00
6. **Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische** für die mittlere und obere Stufe, mit 5 franz. Stücken zur Veranschaulichung des Syntaktischen, 7. Aufl. Mk. 1.40

II. Für Lateinschulen (Gymnasien, Realgymnasien etc.)

1. **Französisches Gymnasialbuch**, auf Grund der Lehrpläne von 1901, für den gesamten Unterricht bis zum Abschluss der Untersekunda, 2. Aufl. Mk. 2.80

Sein Vorgänger das „Neue Elementarbuch der franz. Sprache“ (7. Aufl. Mk. 2.00) kann von denjenigen, die es einst eingeführt und noch nicht überall durch das „Gymnasialbuch“ ersetzt haben, weiter bezogen werden.

Für O II bis O I kommen vor allem „La France“ und das „Übungsbuch“, für Ergänzung und Wiederholung des grammatischen Stoffes auch die „Grammatik“ in Betracht.

III. Für lateinlose Knabenschulen und Reformanstalten.

1. **Lehrgang der franz. Sprache**, 1. Jahr, 12. Aufl. Mk. 1.00
 2. „ „ „ „ 2. und 3. Jahr, 8. Aufl. Mk. 1.80
- Vom 4. Jahrgange an: eins der beiden Lesebücher, eins der beiden Grammatiken und das Übungsbuch (I, 1 od. 3; I, 4 od. 5; I, 6).

IV. Für Mädchenschulen.

1. **Lehrgang der franz. Sprache**, 1. Jahr, (siehe III, 1) Mk. 1.00
2. „ „ „ „ 2. u. 3. Jahr, Ausg. für Mädchensch., 5. Aufl. Mk. 1.80
3. **Franz. Schulgrammatik für höhere Mädchenschulen** (Oberstufe, d. h. Fortsetzung des Lehrganges, 1. bis 3. Jahr), 4. Aufl. Mk. 2.60

V. Für Präparandenschulen und Seminare

wird in erster Linie empfohlen:

entweder Französisches Gymnasialbuch (II, 1) oder III, 1/2 (Lehrgang) und IV, 3 (von dem Ausg. für diese Anstalten vorliegt).

Die Preise gelten sämtlich für gut und dauerhaft gebundene Exemplare.

Beschreibung der Hölzel'schen Jahreszeitenbilder

(für die Hand der Schüler), 3. Aufl. geh. Mk. 0.30

**Wilhelm Gronau, Verlagsbuchhandlung
Chemnitz und Leipzig.**

In meinem Verlage erschien ferner und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite Auflage.

**Einige Perlen französischer Poesie
von Corneille bis Coppée.**

Mit einigen Zutaten für Unterrichtszwecke herausgegeben von

Dr. Wilhelm Ricken.

Zur Prüfung behufs eventueller Einführung bitte
===== Probeexemplare zu verlangen. =====

Den Verlag von

Schulbüchern

jeder Art und Richtung übernimmt

zu den günstigsten Bedingungen

Wilhelm Gronau

Verlagsbuchhandlung

CHEMNITZ und LEIPZIG.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
W. Foerster. Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlaß einer neuen Veröffentlichung	149
W. Schulz. Der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung	196
K. Jaberg. Sprachgeographisches. <i>Soif</i> und die sprachliche Expansion in Nordfrankreich. Mit 2 Karten	231

MISZELLEN.

W. Mangold. Friedrichs des Großen erste französische Reim- versuche	273
L. Spitzer. Fr. <i>là</i>	275
J. Vising. fr. <i>tuer</i>	278
E. Lorenz u. A. L. Stiefel. Die Chastelaine de Vergy bei Margarete von Navarra und bei Matteo Bandello. Ent- gegnung und Antwort	278

Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlaß einer neuen Veröffentlichung.¹⁾

—

Die hier in Angriff genommene Frage ist schon öfter behandelt worden, zuerst aber eingehend von Karl O t h m e r in der Bonner Dissertation vom Jahre 1889 und zuletzt von mir auf neuer und breiter, allgemeiner Grundlage in der Einleitung zu meiner Ausgabe des Karrenromans (1899) und zwar im 2. Zusatz: „Die Wiege der Artusdichtung und die sogenannten anglonormännische Hypothese“ S. XCIX—CLII, wo ich auf 54 enggedruckten Großoktavseiten alle einschlägigen Fragen eingehend behandle. Das dritte Hauptstück dieser Monographie: „C. Die sogenannte Mabinogionfrage“ S. CXXVII—CL (= 24 Seiten) nimmt alle bis dahin erschienenen Arbeiten kritisch vor und schließt mit folgendem Satz: „Es folgt also mit zwingender Notwendigkeit, daß die

¹⁾ Erec - Geraint. *Der Chrétien'sche Versroman und das wälsche Mabinogi*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität R o s t o c k vorgelegt von Richard E d e n s aus Hamburg. Von der hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock gekrönte Preisschrift. Rostock 1910. 140 S. 8°. — Es sei hier noch auf eine kurze, aber die Hauptpunkte behandelnde Anzeige hingewiesen, die ich im Literarischen Zentralblatt vom 26. August 1911, Sp. 1120—1124 veröffentlicht habe.

Daß dieser mein Aufsatz einen etwas zerfahrenen Eindruck macht, was sich von selbst daraus erklärt, daß er der Dissertation Schritt für Schritt folgt, hätte vermieden werden können, wenn ich ihn, wie vor 13 Jahren in der Karreneinleitung, als selbständige Abhandlung abgefaßt hätte. Aber dann lag die Gefahr nahe, daß ihr dasselbe Schicksal hätte blühen können, nämlich wieder nach der von Herrn Edens beliebten Vogelstraußmethode ignoriert zu werden, während jetzt die Punkt für Punkt die Dissertation erledigende Besprechung nicht übersehen werden kann. — Es empfiehlt sich vielleicht, vor dem Lesen der folgenden Abhandlung meine oben erwähnte Monographie vorher nachzulesen. Jedenfalls sollte dies niemand unterlassen, bevor er sich an die Dissertation selbst macht.

drei M (Mabinogion²) auf K(ristian) und zwar nur auf K zurückgehen. M hat einerseits seine französische K-Handschrift stark gekürzt und kymrisiert, andererseits war die letztere, wie eine eingehende Vergleichung von M mit H(artmann von Aue) und U(ordische Erexsaga) lehrt [stellenweise] besser und vollständiger als unser erreichbares O' (die Handschrift, auf welche die uns erhaltenen Hss. des französischen Erec sich zurückführen lassen.)“

Während nämlich seit Villemarqué (1842) wälsche Prosaerzählungen die Quelle K's sein sollten, hat Othmer durch eine Vergleichung von W und K nachzuweisen versucht, daß umgekehrt W auf K zurückgeht und dies besonders durch den Nachweis der genauen Übereinstimmung eines beträchtlichen Teils beider bis in die kleinsten Einzelheiten nicht nur von Einzelheiten der Erzählung, nein, sondern auch oft des Ausdruckes, des Gesprächs: Rede und Widerrede, Reihenfolge der Sprechenden, die gerade an denselben Stellen dasselbe tun und sagen u. s. f. gestützt, da bei der Annahme, K habe dies alles aus W, der größte Ependichter des franz. Mittelalters zum sklavischen Nachahmer einer fremden Vorlage herabgesetzt wäre. Dieser Beweis hat allgemein durchgeschlagen: die besten Kenner der einschlägigen Literatur stimmten ohne weiteres zu, so W. Goltz in dieser Zeitschrift XII² 126—131, M. Wilmotte, und vor allem der gründlichste Kenner der keltischen und französischen Artusdichtung, Heinrich Zimmer,³) in den Göttinger

²) Man ist, durch H. Zimmer genau belehrt, allgemein einig, diesen für die drei welschen Artuserzählungen des Roten Buchs von Hergest gebrauchten Ausdruck als ganz unpassend zu verwerfen, da er eine ganz verschiedene Art keltischer Erzählungen bezeichnet. Ich werde daher im folgenden diesen Ausdruck vermeiden und diese bisher so genannten Erzählungen mit W(älsche Erzählung) bezeichnen. Da ich im folgenden sehr oft Stellen aus der Dissertation des Herrn Edens zitiere, der sich noch der herkömmlichen Bezeichnung, die zwar auch er verwirft, bedient, so sei hier gleich bemerkt, daß das dort vorkommende M unserem W entspricht.

³) (*In memoriam!*) **Heinrich Zimmer**, der große Keltologe und Sanskritist, Sprachvergleicher, der bedeutendste Kultur- und Literaturhistoriker des keltischen Altertums, ist leider in der Vollkraft des Schaffens dahingerafft und der Wissenschaft, die so einen in Wahrheit unersetzlichen Verlust erleidet, entrissen worden: er starb plötzlich am 29. Juli 1910. Dieser gewaltige Gelehrte hat die Forschung der Artussage zuerst auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage gebracht und durch Heranziehung aller Elemente — er war auch noch hervorragender Germanist und hatte sämtliche ältern Artusromane im Original (er beherrschte wie so viele tote und lebende Sprachen auch Altfranzösisch) gelesen und ausgezogen — die Grundlinien gezogen, während wir alle vorher im Finstern herumtappten. Mit seinem weiten, offenen und ebenso tiefen Blick sammelte und durchforschte er kritisch die (auch entferntesten) Quellen und zog

Gelehrten Anzeigen 1890 und in dieser Zeitschrift XIII u. a. Selbst G. Paris (dem J. Loth folgte)⁴⁾, der vorher eine gemeinsame Quelle für *W* und *K* angenommen hatte, einen anglonormännischen Artusroman, stimmte insofern zu, daß er nunmehr, durch Othmer überzeugt, *K* als Vorlage für *W* gleichfalls annahm, nur mit dem Vorbehalt, *W* habe noch eine

bei allen Fragen auch alle Momente aus der Sprach-, Literatur-, Sagen-, Kultur-, Altertums- und Staats-Geschichte heran, die er dann in der glücklichsten Weise verwertete. Er wies nach, daß es eine britannische und eine bretonische Artussage gibt, die genauer zu scheiden sind, verfolgte ihre Verzweigungen nach den Inseln und dem Kontinent und lieferte eine gerechte Kenntnis und Würdigung des lateinischen Buches Galfrids von Monmouth, dessen einzelne Elemente in dieser Geschichtskompilation, die romanhaft aufgeputzt ist, zerlegt werden. Diese Arbeiten, auf denen unsere ganze bisherige Kenntnis der Artussage beruht, hat er zuletzt in der Gestalt zweier Anzeigen, die aber eigentlich große Monographien sind, veröffentlicht in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1890, 487—528. 785—832 und in zwei Arbeiten, die in dieser Zeitschrift erschienen sind: XII (1890), 231—256 und XIII (1891), i—117, deren Abdruck in einem Band, wozu einige Abhandlungen aus der Zeitschrift für deutsches Altertum und den Sitzungsberichten der Berliner Akademie kämen, überaus erwünscht wäre. Mir hat der Verblichene ganz besonders als Berater jahrelang hilfreich zur Seite gestanden und war stets auf jede Anfrage, mochte er noch so sehr von seinen augenblicklichen, großartigen Arbeiten und seinem Amt in Anspruch genommen sein, ohne Zögern mit seinem Wissen zur Stelle, wie denn von ihm bekannt ist, daß er jahrelang seine beste Zeit den nach Greifswald pilgernden Schülern, Landsleuten wie besonders Ausländern, geopfert hat. Ich darf es mir wohl als kleines Verdienst anrechnen, in den achtziger Jahren ihn durch meine Fragen auf unser Gebiet gelenkt zu haben, auf dem er dann so Bedeutendes geleistet. Unter anderem war es, als ich die anglonormännische Hypothese von G. Paris bekämpfte, mein Einfall, die Unmöglichkeit, daß der französische Artusroman von Wales über die Engländer nach dem Festland gekommen sei, die sich mir aus so vielen unwiderlegbaren Beweisen ergab, auch noch durch die dialektische Lautform der Haupthelden des Artusromans zu widerlegen. Indem ich darauf hinwies, wie wir Romanisten bei vielen Personennamen aus der Lautform sie ihrer Herkunft nach als provenzalisch, gascognisch, nordfranzösisch, pikardisch u. ä. bestimmen könnten, frug ich an, ob nicht ebenso die Herkunft keltischer Namen aus dem Bretonischen (Armorika) — gegen das Kymrische (Wales) — sich nachweisen ließe. Wie bekannt, hat dann Zimmer diese meine Vermutung glänzend durch seine Forschungen bestätigt; vergleiche großen Erec, S. XXXII—XXXVII. Noch wichtiger war mir aber seine Mitarbeit bei meiner Veröffentlichung über den Ursprung der Artusdichtung (Karre, Einleitung S. XCIX—CXXIII), wo der ganze auf dem Keltischen beruhende Anteil sein Eigentum ist.

⁴⁾ Ob J. Loth hier der eigenen durch Vergleichung der beiden Texte gewonnenen Überzeugung oder nur der Autorität des G. Paris folgt, ist nicht sicher zu entscheiden. Seine Übersetzung der Mabinogion zeigt, daß er z. B. den Erec nicht gelesen, sondern bloß die Inhaltsangabe der Hist. Lit. XV benutzt hat und, was er S. 156, Anm. 1, über *Gujures* (*paraît une faute de scribe*) neben *Guivret* sagt, läßt allerlei erschließen.

zweite, von *K* unabhängige Quelle, über die er sich nicht näher äußert, die aber nach der Lage der Dinge eine von den keltischen Conteors herrührende kurze, wohl mündliche Erzählung gewesen sein mußte, neben *K* benutzt.

Inzwischen aber hatten die Germanisten (zuerst K. Bartsch) und der Anglist E. Kölbing die Frage von einer neuen Seite her angegriffen, indem sie den Hartmannschen Erec und Iwein (*Ĥ*) sowie die nordische Erex- und Ivenssaga (*Ų*), beide nachweislich und sicher Übersetzungen oder getreue Bearbeitungen von *K*, mit diesem im einzelnen verglichen und darin kleine Verschiedenheiten fanden, die sich durch die *Varia Lectio* der französischen auf uns überkommenen Handschriften nicht erklären ließen. Hier blieb nichts anderes übrig, als eigenmächtige Änderungen dieser Bearbeiter anzunehmen oder aber zur Annahme einer zweiten daneben benutzten Quelle zu greifen. Gegen diese letztere Annahme (schon von vornherein kann man sich Hartmann oder gar den Norweger nicht vorstellen, der eine französische von ihm zu übersetzende *K*-Handschrift vor sich liegen hat und, damit nicht zufrieden, eine zweite französische Handschrift desselben Textes sucht und, was noch merkwürdiger ist, auch findet, und darnach die erste ändert) wandte ich mich schon im großen Erec S. XLIII—LIII (vgl. auch S. XVII—XXVII), wo ich die von E. Kölbing angezogenen Stellen selbst behandelte, gleichzeitig aber die Inangriffnahme einer Arbeit, die *Ĥ*, *Ų*, *W* vornehmen und unter diesem Gesichtspunkte die einzelnen Stellen untersuchen sollte, veranlaßte, s. großen Erec S. XLIII. Leider ist diese Arbeit, wie so manche andere, zwar angefangen und auch ziemlich gefördert worden, dann aber liegen geblieben. Nun aber verfolgten die Germanisten diese neue Spur ihrerseits angelegentlich, so außer P. Hagen in einem kleinen Aufsatz *Zeitschr. f. d. Ph.* (1895) 27, 463—474 besonders K. Dreyer (Progr. Königsberg 1893), dieses eine sehr ausführliche, gewissenhafte und vortreffliche Arbeit, die nicht nur *Ĥ* und *Ų*, sondern ebenso *W* mit *K* eingehend vergleicht und zu dem Schluß kommt, daß *W* ebenso wie *Ĥ* *Ų* auf *K* zurückgehen, „für die beiden ersteren Texte aber in einer anderen Redaktion, als die vorhandenen Handschriften von *E* (= *K*) sie aufweisen; dagegen hat *Ų* *K* auch vorgelegen, aber unter Benutzung von *Ĥ*, an den der Sagschreiber, wenn es ihm konvenierte, sich anschloß“. Darnach nahm noch F. Piquet 1898 in einer ganz unselbständigen Arbeit mit verfehlter Methode (s. darüber meine Kritik in *Karre* S. CXXX f.) die Frage nochmals auf, und wiewohl er auf Dreyer, den er dabei nebenbei und von oben herab behandelt, basiert, kommt er zu dem Schluß, daß *W* und *K* auf *X* zurückgehn, was ich in einem eigenen Exkurse, wo ich seine sechzehn Punkte vornehme, kritisch prüfe (S. CXLV—CXLVIII) und widerlege. Gleichzeitig hatte

E. Kölbing in seiner Ivens-Saga (1898) $\mathfrak{N}$ nicht nur mit $\mathfrak{H}$ verglichen, sondern auch mit der aus $\mathfrak{N}$ stammenden $\mathfrak{S}$ (schwedischen Übersetzung), und kam gleichfalls zum Schluß, daß $\mathfrak{S}$ nicht nur $\mathfrak{N}$, sondern auch eine französische Handschrift von K benutzt habe. Auch hier ist eine sorgfältige Nachprüfung der einzelnen Punkte nötig, die voraussichtlich ein anderes Ergebnis liefern dürfte. Nur ein Beispiel: $\mathfrak{N}$ XI, 9 (= K 4090 ff.) hat ein Plus: „und eine Peitsche in der Hand“, das sich auch in $\mathfrak{S}$ findet (3047 ff.) — also, wird geschlossen, anderer französischer Text! Aber in unserem K steht 4090 *li jaianz vint batant*, *Qui les chevaliers amenoit*, und ich meine, daß hier $\mathfrak{N}$ das Französische einfach mißverstanden hat und aus *batant*, dessen Bedeutung an dieser Stelle („eiligst, schnell“) er nicht kannte, ein „Schlagen“ erschloß, wozu der Riese natürlich eine Peitsche haben mußte, da er ja mit dem Pfahl (*pel* 4092) sie nicht schlagen, sondern nur stoßen (*boter*) konnte, was $\mathfrak{N}$ richtig mit „er trieb sie vor sich her“ wiedergibt.

Ich schloß dann daraus, daß bis jetzt von dieser einen Seite für alle verglichenen so mannigfaltigen und verschiedenen Fassungen stets eine zweite Quelle außer dem sicheren K angenommen wurde, so von G. Paris für W , von Hagen für $\mathfrak{H}$, von Dreyer für $\mathfrak{N}$, von Kölbing für $\mathfrak{S}$ (ich füge hinzu, daß der auf $\mathfrak{S}$ beruhende $\mathfrak{D}$ (änische Löwenritter) Abweichungen hat, die nach derselben Methode ebenso zu einer zweiten Quelle führen müßten), daß diese zweite Quelle, die sich stets wie der Schatten an den Gegenstand heftet, schon bei ruhiger Überlegung sich als unmöglich herausstellt: wo soll stets der Bearbeiter der verschiedensten Länder gleich eine solche zweite Quelle gefunden und was eig. noch merkwürdiger ist, auch eine solche gesucht haben? — wozu denn? er ist doch kein Philologe, der einen Text kritisch wiederherstellen will. Diese zweite Quelle ist also, damit schloß ich, nichts anderes als die Summe der eigenmächtigen Änderungen, welche der jeweilige Bearbeiter an seiner Vorlage vorgenommen hat.

Diese ganze Untersuchung muß mit besonderer Vorsicht und Umsicht geführt werden und zwar kann es sich doch nur um eine Vergleichung von W mit K einer- und $\mathfrak{H}\mathfrak{N}$ ($\mathfrak{S}$)⁵⁾ andererseits handeln. Hier ist in jedem einzelnen Fall zu untersuchen, wo zwingend ein ursprüngliches Plus klar vorliegt und zu scheiden von dem, worauf mehrere Bearbeiter aus eigenen Stücken von selbst fallen konnten. Ich hatte hierfür drei Beispiele gewählt, die mir typisch erschienen: Erec K 2474 ff. *avint une matinee La ou il jurent an un lit, Ou eü orent maint delit. Boche a boche*

⁵⁾ Deshalb, weil $\mathfrak{S}$ einen vollständigeren, älteren norwegischen Text vor sich haben konnte, als der uns jetzt erhaltene.

antre braz gisoient. . . Cil (Erec) dormi, et ele (Enide) vella. H hat hier 3012 ff. *umb' einen mitten tac an ir arme gelac. Nu gezam des wol der sunnenschin. . . wande er den geliebten zwein durch ein vensterglas schein und het die kemenaten liehtes wol beraten.* Und verwundert lesen wir in W 142: *Un matin d'été, ils étaient au lit, sur le bord, Enid éveillée, dans la chambre vitrée. Le soleil envoyait ses rayons sur le lit.* Dieser kleine hübsche Zug, daß die Morgensonne durch das Fenster auf ihr Bett fällt, fehlt also in K und es wäre wohl mehr als auffällig, daß hier sowohl W als H beide unabhängig denselben Einfall gehabt hätten. Ich nahm also in diesem Fall den Ausfall von einem oder zwei Verspaaren in unseren Handschriften von K an. Die V. L. meiner Kristiantexte gibt ja hunderte von entsprechenden Beispielen für solche Stellen, kurze und lange, wo in einzelnen Handschriften solche Verse fehlen, die sich in andern finden, wie denn auch einzelne Handschriften z. B. Erec, Karre auch größere Interpolationen aufweisen. — Aber etwas anders steht es schon mit K 372 = H 249, W 119. Erec kommt auf der Suche nach dem Zwerg und seinem Ritter nach einer Ortschaft und trifft dort den verarmten und herabgekommenen Junker — H fügt hinzu, daß er in einem *altem gemiure* wohnte und ebenso W *une vieille cour tombant en ruines*. Hier konnte doch jeder von selbst darauf kommen, daß ein so armer Schlucker auch in einer alten Baracke wohnen müsse. Zweifelhaft bleibt dann auch das dritte von mir ausgesuchte Beispiel K 612 ff. = H 590 ff. W 122. Erec braucht zum Zweikampf eine Rüstung, die ihm der arme Junker leiht: in K ist sie, und darüber kann man sich ja nachträglich wundern, ‚gut und schön‘, die Beinschienen ‚gut, glänzend und schön‘ und der Schild ‚frisch und neu‘. Gerade am letzteren könnte man Anstoß nehmen und so hat denn H zwar noch ein ‚schönes und gutes‘ Eisengewand, aber entsprechender einen ‚alten, schweren‘ Schild, und ebenso M: *armes lourdes, rouillées, sans valeur*. N hat nichts entsprechendes. Ich zeigte, daß mit einer leichten Änderung sich K zwar ohne weiteres beim Schild in solchem Sinne korrigieren ließ, während für ‚gut und schön‘ ohnedies keine Änderung nötig war, da hier H und K übereinstimmen, also das *sans valeur* von W sicher sein eigener Zusatz ist. Dann aber wird auch der Rest fraglich: mußte nicht jeder sich über die ‚schöne‘ Rüstung wundern? Bei K konnte sie nicht anstoßen; die Episode ist ja ein Märchen und in einem Märchen ist das Wunderbare selbstverständlich, so daß hier K wohl ursprüngliches bietet.⁶⁾ (Auf Märchenhaftes im Erec komme

⁶⁾ Um Zusammengehörendes nicht zu trennen, behandle ich hier gleich die Art, wie sich der Verfasser in seiner Dissertation, Seite 81 f. mit dieser Stelle Erecs 613 ff. und 713 ff. auseinandersetzt: „F. meint

ich im folgenden noch öfter zurück, vergl. S. 156. 158. 165.) Ich habe dann sämtliche von den Germanisten vorgebrachten Stellen von diesem Gesichtspunkt aus untersucht und gefunden, daß für diese sehr seltenen Fälle, wo $W + \mathfrak{H}$ oder $\mathfrak{N}$ ein kleines Plus sichern, eine Handschriftenfamilie des K anzunehmen ist, die dann W und den andern vorlag, aber in unserer V. L. nicht vertreten ist. Endlich habe ich die ganze Frage sowohl von allgemeinen Gesichtspunkten im Zusammenhang mit dem Ursprung und der Entwicklung der Artussage aus behandelt, sie so auf eine sichere Basis gestellt, alle bisher vorgebrachten Einwände untersucht und geprüft in meiner oben schon erwähnten Monographie. Für Leser, die diese meine Monographie über die sogenannte Mabinogionfrage nicht kennen oder nicht gegenwärtig haben, bemerke ich, daß alle die Gründe, die ich im folgenden bespreche resp. gegen den Verfasser und seine These vorbringe, bereits in einer für

buenes, teles et cleres (die Rüstung des Junkers) könnte man noch zugeben, da er die Waffen „offenbar aus langer Weile stets gefegt und geputzt“ habe. Diese Erklärung brauchen wir nicht ernst zu nehmen. [Ich doch, wenn auch in zweiter und dritter Linie; ich führe doch — man lese des weiteren in dieser Fußnote nach — noch andere Gründe an. Daß viele invalide Krieger ebenso wie Jäger ihre alten Waffen sorgfältig instand halten, darf ich wohl als allgemein bekannt voraussetzen.] Bei *cleres et teles et legieres* denkt jeder unwillkürlich an neue Waffen (!) und die wird der Dichter auch sicher (!) mit diesem Ausdruck gemeint haben. Er stellte sich in seiner Phantasie seinen Helden in glänzenden Waffen vor, und seine Leser wären wohl nicht damit zufrieden gewesen, ihn mit alten verrosteten Waffen zum Turniere [so übersetzt der Verfasser unrichtig sein W ; Erec geht bekanntlich zum Zweikampf] gehen zu sehen. Auf die kleine sich dabei ergebende Inkonsequenz kommt es darin weder dem Dichter noch seinen Lesern an. Daß diese Inkonsequenz nicht, wie F. annehmen möchte, auf Konto eines Abschreibers zu setzen ist, geht aus mehreren anderen Stellen hervor. V. 713: *Hauberc li cest de buene maille* und V. 766: *Mais mout li siet li hiaumes bruns*. So sprechen die Leute in der Stadt, als Erec zum Turnier [s. o.] reitet; es hätte ihnen doch auffallen müssen, oder vielmehr der Dichter hätte doch ihr Erstaunen zum Ausdruck bringen müssen (!), wenn Erec alte rostige Waffen getragen hätte. Also eine „größere Änderung oder Interpolation, wie Foerster (Erec 1909, S. XXIX) vorschlägt, ist nicht angängig“. — Ich habe die ganze Stelle wörtlich hergesetzt um die breitspurige und originelle Art, wie der Verfasser den Dichter kritisiert und wie er ihn sich vorstellt, daß er hätte dichten müssen, zu zeigen. Sie ist zugleich charakteristisch für die Methode seiner Beweisführung: aus dem oben zitierten schließt er dann (und so in allen folgenden Fällen) stets ohne weiteres auf die Ursprünglichkeit von W . — Zur Sache zunächst, daß V. 713 gar nichts beweist, da auch alte Waffen eine *buene maille* haben können, und schon gar V. 766, als wenn ein alter Helm nicht gut sitzen könnte. Da hier aber einzig und allein mit W und $\mathfrak{H} + \mathfrak{N}$ zu operieren ist, so folgt aus der V. L. folgendes: W hat *armes lourdes, rouillées, sans valeur*. $\mathfrak{H}$: *vil schænez isengewant, leidiu behende unde guot . . . schilt unde sper* (ohne Beiwort) . . . *sin schilt was alt swære breit*. $\mathfrak{N}$: gute Waffen.

jeden Verständigen genügenden Knappheit dort niedergelegt sind, und ich sie hier bloß weiter ausführe und ergänze. Der Verfasser hat sich also in unglaublicher Weise um sie nicht gekümmert. S. 6 führt er sie zwar an mit den Worten: „F. hat dann noch einmal zusammenfassend von allgemeinen Gesichtspunkten aus in der Einleitung zu seiner Lanc.-Ausgabe 1899 die M.-Frage erörtert.“ — Das habe ich dort auch getan, außerdem aber sämtliche einschlägige Fragen im Einzelnen durchgenommen. Er zitiert dann auf S. 58 noch gelegentlich für einen Punkt die Einl. (s. w. u. S. 171 f). Er hat sie also wohl kaum ganz gelesen. Das zuletzt angeführte Zitat wird ihm geliefert worden sein, da sonst seine Ignorierung meiner Monographie, durch die seine Arbeit bereits bei ihrem Erscheinen gegenstandslos war, einfach unerklärlich und unverantwortlich wäre.

K: *armes buenes et beles . . chaues ai mout buenes et chieres, cleres et beles et legieres et li escuz fres et noviaus*. Also stimmt *h* mit *K*, nur daß der Schild alt und schwer ist (bei *K* frisch und neu), *u* stimmt mit *K*, wobei er alles hinter *armes* in *K* stehende ausließ — seiner Art gemäß. Wie man sieht, stimmen also *K* und *u* ganz, *h* wenigstens für die Rüstung. Dagegen bei *W* stimmt gar nichts — alles ist alt und wertlos. Nun beachte man, daß *h* und *u* sicher auf *K* zurückgehen, und zwar jeder auf eine andere Handschrift, so daß ebenso sicher ist, daß *h* die Bemerkung über den Schild aus eigenem beigelegt hat. Der Grund ist derselbe, der *W* zu seiner Änderung bewog. Aber *W* hat diesen Begriff des Alten überall in diese Episode eingeschmuggelt, so 119 *une vieille cour tombant en ruines et percée de trous*, 120 der Junker *aux vêtements vieillis et usés*, seine Frau *portant de vieux habits de paille usés*; alles das fehlt in *K*, *h* und *u*, ist also sicher Zutat von *W*, der systematisch der Lage des Junkers entsprechend, alles ärmlich und verbraucht darstellt. Die Veranlassung dazu gab ihm *K* selbst, der bei der Beschreibung der Kleider Enidens, die zwar sehr fein und standesgemäß sind, aber 407 (506) *li chainses viez que as cotes estoit perciez* (vgl. 513). (Aber auch diesen Punkt schiebt *K* hier bloß deshalb ein, um später (V. 1347, 1360, 1569) den märchenhaften Zug, daß die Braut in ihrem verschlissenen Anzug sich Artus am Hof vorstellen soll, anbringen zu können.) Die Übereinstimmung von *h* und *u* mit *K* für die *armes* sichert die Ursprünglichkeit von *K*. Da der Junker (s. *K* V. 516) einst ein reicher, mächtiger Herr gewesen, der bloß durch Kriessunglück alles verloren, so hat er vordem sicher eine reiche, schöne Rüstung gehabt, die er sich aus jener besseren Zeit gerettet hat. Das hat der Verfasser nicht begriffen, vielmehr (s. seine Anm. 1, S. 82) gefunden, daß die Übereinstimmung von *u* mit *K* gegen meine Annahme (daß für V. 620 dem *h* eine andere Lesart von *K* in diesem Verse vorgelegen haben könnte), spricht! Er sieht also nicht, daß *u* einfach kürzt — er hätte eben *u* ganz, und nicht für zwei bis drei Stellen, mit *K* und *W* vergleichen sollen. Wie oben aus meiner Ausführung zu ersehen ist, nehme ich jetzt auch für Vers 620 keine andere Lesart in *K* an, sondern sehe darin eine bloße Änderung des *h*, der demselben Triebe folgte, der *W* alles alt und verkommen schildern hieß.

⁷⁾ Weiter unten, S. 174 f., behandle ich in derselben Episode noch einen zweiten Zug (die Hirschhatz), wo *K* Wunderbares und Zaubenhaftes bietet, während *W* rationalistisch geändert hat.

Nach mir kam dann noch H. Z i m m e r mit seinen bereits oben gewürdigten Arbeiten in G. G. A. 1890 und in dieser Zeitschr. XII, XIII, der auf Grund der genauesten und eingehendsten Vergleichung von *W* mit *K* sich meiner Ansicht, daß die drei *W* allein auf *K* beruhen, und bloß für die wälschen Landsleute des Kymren wälsch aufgeputzt sind, anschloß.⁸⁾ Aus der reichen Fülle seiner kostbaren Mitteilungen führe ich dann im letzten Teil dieser meiner Arbeit noch mehrerer neue schlagende Beweise für meine These an. S. weiter unten S. 186 ff.

Dies war der Stand der Frage, wie er seit 1891 unverändert bestand und der hier kurz dargestellt werden mußte, um die richtige Grundlage zu einer gerechten Beurteilung der vorliegenden Dissertation zu gewinnen. Wie sich aus dem Gesagten von selbst ergibt, konnte die Frage nochmals von Neuem nur auf Grund meines Kapitels „die sogenannte Mabinogionfrage“ wieder aufgenommen werden: dabei mußte die Einzelvergleichung von *W* mit *ſ* *ſ* einerseits und *K* andererseits die Hauptsache bilden. Nur so konnte ein eventuelles Plus gegen *K* erschlossen werden, wenn *W* + *ſ* (oder *ſ*) einen Zug enthielten, der von allen drei nicht spontan erfunden werden konnte — freilich eine sehr heikle und auch so noch immer meist subjektive Untersuchung. So sichere Fälle wie der Sonnenstrahl im Fenster wird es nur sehr wenige geben. Und nur auf dieser Grundlage konnten dann irgend welche neue oder abweichende Schlußfolgerungen gemacht werden. Dies gilt natürlich nur für den Fall, daß nicht etwa neues Material inzwischen gefunden wäre, das zu anderen Schlüssen zwänge oder neue Gesichtspunkte entdeckt worden wären, die zu neuer Prüfung und einem abweichenden Urteil führen könnten, was aber nicht der Fall ist.

Ein rascher Blick in die neue Arbeit des H. E d e n s lehrt sofort, daß von all dem darin keine Spur sich findet, sondern seine Dissertation nichts anderes ist als ein bloßer A n t i - O t h - m e r, den er in dessen 2. und 3. Kapitel (*K* ist besser als *W*, das minderwertig ist) einzeln vornimmt und siegreich zu widerlegen meint, wozu dann am Schluß noch einige andere Bemerkungen oder Betrachtungen kommen, die sich, wie wir sehen werden, ebenso als unhaltbar erweisen. Und wenn er dann am Schluß mit Gervinus (1853) auftritt, oder gar mit Rauch (einer heute ganz wertlosen alten Dissertation von 1869) schließt, so entspricht dies dem Charakter seiner Arbeit, die schon bei ihrem Erscheinen antiquiert war.

O t h m e r s Dissertation zerfällt, wie ich im großen Erec XXVI ff. ausführe, in vier Teile: 1. Der Roman hat das fran-

⁸⁾ In seinem ersten Aufsatz der G. G. A. a. a. O. S. 514 hatte er die Frage noch offen gelassen.

zösische Rittertum und seine Ehre zur Grundlage, die beide nur französisch und nicht keltisch sind; 2. 3. wird auf Grund einer Vergleichung der einzelnen Züge des Romans in *W* und *K* geschlossen, daß *W* die Vorlage öfter ungenau und schlechter wiedergibt, und daß selbst seine Abweichungen erkennen lassen, daß ihnen *K* zugrunde gelegen hat; 4. daß *K* die Vorlage von *W* sein müsse, sucht er ferner zu beweisen aus der Übereinstimmung in der Erzählung der Fabel, die sich bis in die kleinsten Züge und Einzelheiten erstreckt und eine ganze Reihe von wörtlichen Anklängen enthält, die sich in beiden Werken finden. Es folgen endlich in einem 5. Teil noch eine Anzahl von verschiedenen Beobachtungen, die die These Othmers stützen sollen.

Wie jedermann sieht, sind die einzelnen Beweisgründe nicht alle von gleichem Wert; besonders der 2. und 3. Teil zeigen einen sehr subjektiven Charakter, da, wie es in der Natur der Sache liegt, die Darstellung der einzelnen Punkte oder Motive je nach dem Standpunkte des Prüfers verschieden ausfallen wird. So haben denn Rezensionen wie die von G. Paris (Rom. XIX, 157, XII, 148 ff.) und Wilmotte (Moyen Age IV [1891] 126 ff.) für manche Stellen *W* gegen *K* den Vorzug gegeben, besonders für den letzten Teil, den Freudenhof, während wieder z. B. E. Philipot (Rom. XXV [1896]) grad bei dieser *K*'s Darstellung in mancher Hinsicht den Vorzug gibt, was um so mehr wiegt, als er seine Vergleichung nicht auf *W* und *K*, wie die beiden genannten, beschränkt, sondern auf den Boden des allgemeinen Stoffes dieses Märchens, wie sie andere, rein kontinentale, nicht keltische Texte bieten, stellt. (Daß ich dieses Märchen, das die Grundlage des Ivain bildet, in meinem Ivain² (1902) eingehend behandelt und als kontinentales Märchen entdeckt und festgestellt habe, konnte Philipot noch nicht wissen.) W. Golther hat dann in dieser Zeitschrift mit Recht darauf verwiesen, daß die Frage, ob *W* oder *K* besser Motiviertes bieten, für die Frage der Ursprünglichkeit gleichgültig sei, da ein Bearbeiter natürlich bestrebt sein wird, die wirklichen oder vermeintlichen Mängel und Schwächen seiner Vorlage zu bessern.

Und so ergibt sich denn aus den drei ersten Teilen von O.s Dissertation, daß sie zwar eine französische, dem *K* ganz ähnliche Vorlage für *W* sichern, daß aber dabei ebensogut die Möglichkeit besteht, daß auf diese Vorlage sowohl *K* als *W* zurückgehen. Selbst der 4. Teil, der die genaue, an vielen Stellen selbst „wörtliche Übereinstimmung“ feststellt, ließe noch immer diese Möglichkeit offen, wenn es sich nicht um Kristian von Troyes, den berühmtesten Dichter des XII. Jahrhunderts, handelte, daher O. mit Recht betont, daß in diesem Fall Kristian nichts anderes als ein slavischer Nachahmer wäre, der eine fremde Vorlage sehr oft wörtlich abschreibt und daß dies bei

einem so bedeutenden Dichter gänzlich ausgeschlossen ist. Das Entscheidende dabei ist, worauf schon G. Paris hingewiesen hat, daß diese wörtliche Übereinstimmung sich auch an ganz nebensächlichen und gleichgültigen Stellen vorfindet, wobei es unerklärlich ist, daß ein Kristian solche Quisquilien wörtlich abgeschrieben haben sollte, während es bei *W* selbstverständlich ist. Dann spricht aber auch 1. für *K*, während 2., 3. — die bessere oder schlechtere Darstellung und Motivierung des Romans in *W* gegen *K* für die Frage vollständig gleichgültig ist.

Dieser Argumentation haben sich dann, wie schon oben bemerkt, die Kritiker gefügt, die einen, wie Wilmotte, Golther, Varnhagen, H. Zimmer ganz und gar, G. Paris, J. Loth dagegen nur teilweise, indem sie zwar die Vorlage *K* für *W* ohne weiteres zugeben, immerhin aber für die Abweichungen eine zweite Quelle annehmen. (Über die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit einer solchen zweiten Quelle s. o. S. 153 w. u. S. 166.) Aber, abgesehen von dieser kleinen Variante, gaben sämtliche fachmännischen Kritiker ohne Ausnahme, sowohl Romanisten als Keltisten, die Benutzung des *K* durch *W* ohne weiteres zu. Und zwar wird diese Abhängigkeit des *W* von *K* nicht nur für den Erec, sondern für alle drei *IV* zugegeben, sei es implicite, sei es ausdrücklich, s. w. u. S. 162.

Wir nehmen, nachdem die Leser über den Stand der Frage vor Herrn Edens unterrichtet sind, seine Dissertation zur Hand und unterziehen sie im folgenden einer eingehenden Prüfung:

S. VII—IX steht ein „Literaturverzeichnis“, das mancherlei Lücken aufweist und etwas einseitig gehalten ist, auch manche Schrift aufweist, von der es dunkel ist, was sie hier zu tun hat, z. B. R. Zenkers Boeve-Amlethus u. a.; so fehlt unter Foerster, Ausgaben von Kristian der kleine Erec¹, 1896, wo ich mich mit F. Lot, den der Verfasser S. VIII zitiert, auseinandersetze (S. XXII—XXV), was hier auch nicht zu lesen ist. Bei W. Golther fehlt sowohl die Rezension von Othmer in dieser Zeitschrift XII², 126—131, als auch die meines großen Erec, ebendahier XIII², 1—8. (Sie fehlen auch bei den ebengenannten Werken.) Es fehlt E. Wechsler's Gralbüchlein (1898), wo S. 139 „die sog. Mabionogion“, „Übersetzungen von Crestiens Werken“ genannt werden. Unter Weston Gawain vermisste ich meine Anzeige in dieser Zeitschrift XX², 95—103. Überhaupt verstehe ich nicht, warum diese ganz wertlose Arbeit des Fräulein J. Weston hier angeführt wird, die unserm Gegenstand gänzlich fern steht. Es ist auch verwunderlich, daß er sie im Jahre 1899 in zwei Bänden erscheinen läßt, während sie 1897

in einem einzigen Band erschienen ist. Dagegen soll derselben Verfasserin Sir Perceval im Jahre 1898 in einem Band erschienen sein — es ist in zwei Bänden, 1906 und 1909 gedruckt und hat mit unserm Thema auch nichts zu tun. Wohl zitiert der Verf. den ersten Band zweimal (S. 33 und 69) für allgemeine Fragen, hat aber die einzige Stelle, die sich auf den Erec bezieht, nicht gefunden, wiewohl sie durch den Index sofort zu finden war (s. w. u. S. 174), so daß man fragen kann, ob er selbst den Band überhaupt in der Hand gehabt hat. Das schlimmste ist, daß sämtliche einschlägige Arbeiten H. Zimmers fehlen, besonders die zwei Monographien in den Gött. Gel. Anz. 1890, S. 487—528 und 785—832, sowie die anderen zwei ebenso wichtigen in dieser Zeitschrift erschienenen XII (1890), 231—256; XIII (1891), 1—117. Wie wir am Schluß sehen werden, ist diese Unkenntnis geradezu verhängnisvoll für den Ausfall der vorliegenden Dissertation. Ich komme auf einzelnes aus dieser Literaturübersicht zurück in der Besprechung des nun folgenden ersten Hauptstücks „Einleitung“, das einen historischen Überblick der ganzen Frage geben will.⁹⁾ S. 3 wird G. Paris zitiert, der neben *K* für *W* eine zweite Quelle anführt; es hätte hier auch die Stelle Rom. ebenda S. 152 zitiert werden sollen: „*Othmer met hors de doute l'utilisation de l'Erec fç. pour Gérard: il y a des coïncidences textuelles qui ne tiennent pas au fond du récit (!)*“ (diesen entscheidenden Gesichtspunkt, der G. Paris allein am Ende überzeugt hat, hat der Verf. ignoriert), *qui ne sauraient être fortuites*.“ Es folgen dann noch J. Loth, den Othmer gleichfalls in diesem Hauptpunkt überzeugt hat, und M. Wilmotte, den er, wie die beiden genannten, für *W* außer *K* noch eine zweite fremde Quelle annehmen läßt (Moyen Age IV [1891] S. 127). Dies ist ein grobes Mißverständnis und mindestens, wenn nicht schlimmeres, eine arge Flüchtigkeit, da Wilmotte sich ganz für Othmer erklärt S. 126: *Aujourd'hui tout le monde est à peu près d'accord pour affirmer la postériorité* [wie der Zusammenhang lehrt, ist, Abhängigkeit gemeint] *de ces derniers* [der drei *W*], ganz wie G. Paris Rom. XIX, 257: „*personne ne songe aujourd'hui à soutenir une pareille thèse*“ — d. h. eine *provenance galloise*, die These des Herrn Edens). Dazu eine Fußnote: *Je réserve naturellement l'hypothèse d'une seconde source de ces M, indépendante de Chr.*, was natürlich heißt: *tout le monde* ist in diesem Punkt nicht einverstanden, also *réserve* = „abgesehen von“. Dies erhellt mit voller Bestimmtheit aus dem Folgenden: *Reste à savoir si la démonstration de Mr. Othmer est convaincante de tous points* und er führt G. Paris an, der bei der Ver-

⁹⁾ S. 2, Anm. 4, wird Holland zitiert mit: „*Chrétien von Troyes*“ — so was konnte schon damals H. nicht schreiben: der Titel lautet bei ihm richtig: *Crestien von Troies*.

gleichung von *W* mit *K* mehrmals der Fassung von *W* den Vorzug gibt, was dann Wilmotte seinerseits ebenfalls tut; aber (wie konnte das Herr Edens übersehen?) *nos conclusions* (die von Othmer und Wilmotte) *restent identiques dans ce qu'elles ont d'essentiel*, d. h. daß *W* auf *K* allein beruht. Noch schlimmer ist, daß er W. Golthers, des in Rostock lehrenden Literaturforschers, Anzeige Othmers (diese Zeitschrift XII², 126—131) unterdrückt, die eine ganz besondere Beachtung verdiente. Freilich tritt Golther ganz für Othmer ein. Dasselbe tut Varnhagen, D. L.-Z. 1891, 301 ff., der gleichfalls nicht erwähnt wird. S. 4 folgt dann die Erwähnung der germanistischen Arbeiten von Hagen,¹⁰⁾ Dreyer und Piquet, die ich bereits oben S. 152 besprochen habe. Daß ich alle von diesen drei Germanisten vorgebrachten Stellen einzeln vorgenommen und eingehend geprüft habe (Karre, Einleitung S. LXLV—CL), hat der Verf. zu sagen vergessen. Weiter erwähnt der Verf. eine Stelle aus meinem kleinen Erec², wo ich drei Stellen aus *K* mit *W* und *HN* vergleiche und daraus schließe, daß eine andere französische *K*-Redaktion, die ein oder zwei Verspaare gelegentlich mehr gab, alle diese Fälle erklärt. Er faßt dies in die Worte: „Es folgen dann einige Beispiele, durch die Foerster seine Theorie zu erhärten sucht.“ Es ist dies der sicherste Beweis, daß er meine schon mehrfach zitierte Monographie in der Karre nie gelesen hat; denn dort habe ich ja nicht einige Stellen, sondern alle bisher von anderen angeführten Stellen behandelt und, was das schönste ist, an der vom Verfasser zitierten Stelle in Erec² S. XVIII sage ich ja ausdrücklich: „Zum besseren Verständnis lasse ich hier ein paar kleine Exkurse über recht bezeichnende Textstellen des Erec folgen, die ich in der Einleitung des Karrenromans veröffentlicht habe“. Dies hätte er doch nachschlagen müssen.

Er schließt dann S. 7: „Obgleich F. mit großer Bestimmtheit seine Überzeugung als bewiesen hinstellt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß an den in seinem Sinne gewonnenen Ergebnissen sehr wohl Zweifel möglich sind und daß die Beweisführung durchaus nicht überzeugend ist.“ Das sind Redensarten und leere Worte. Er mußte meine systematische Behandlung dieser Frage in der Einl. der Karre (die er, wie wir sahen, gar nicht gelesen oder nicht verstanden hat) durch eine genaue, ins einzelne gehende Prüfung und neue kritische Untersuchung widerlegen, woran er in seiner Dissertation nicht einmal gedacht hat.

Es folgt dann S. 8 noch: „Da beim Geraint die Übereinstimmung mit *K* am größten ist, so liegt hier die Vermutung

¹⁰⁾ Derselbe schrieb auch eine Studie „Der Gral“ (Straßburg 1900), die unter den ähnlichen Schriften durch die Menge der gewagtesten und unwahrscheinlichsten Hypothesen auffällt.

direkter Abhängigkeit am nächsten; ergibt unsere Untersuchung daher für Geraint Unabhängigkeit von *K*, so ist dasselbe Verhältnis für die andern *W* von vornherein (*argumentum a majori*!) sehr wahrscheinlich“. Damit will sich der Verfasser vielleicht der von mir aufgestellten Forderung, die ganze Frage nicht für ein *W*, sondern für alle drei zusammen zu prüfen, was schon M. Wilmotte a. a. O. verlangt und zu tun versprochen hatte, entziehen. H. Zimmer (in dieser Zeitschr. XII, 232) nimmt *K* für alle drei *W* an, dasselbe tun alle andern, entweder ausdrücklich oder implicite (s. o. S. 159). Vor allem sei hier der begeisterte Keltophile A. Nutt genannt, der Othmer im „Folklore“ bereits vorgeworfen hatte, er renne mit seinem Beweis offene Türen ein und der ganz besonders auch für den Peredur, der sich am weitesten von *K* entfernt,¹¹⁾ diese Abhängigkeit annimmt in seinen *Studies on the legend of the holy Grail* (1888) S. 144. 226, also ganz wie Golther,¹²⁾ der es ja in seiner bekannten Monographie (1890) eingehend bewiesen hatte. Derselben Ansicht tritt bei der so vorsichtige Germanist R. Heine (1893). Wie die einfache Lektüre der drei *W* lehrt, ist *K* darin ganz ungleich wiedergegeben (s. Karre S. CXXXIII). Während wir Romanisten die genaue Vergleichung von *W* mit *K* selbst besorgen können, müssen aber andererseits die Keltisten diese drei Stücke vornehmen und philologisch-kritisch untersuchen, um uns mitzuteilen, ob sie von einem Bearbeiter herrühren oder

¹¹⁾ Der wälsche Bearbeiter des Peredur hat, wie bekannt, den ganzen Gral gestrichen, offenbar weil er ihm, dem Kelten, als keltischer Stoff unbekannt war.

¹²⁾ Ich weiß nicht, was ich eigentlich dazu sagen soll, wenn Hr. Edens gegen das Gewicht Golthers, der seine These eingehend begründet hat, S. 7 (Anm. 1) einfach die entgegengesetzte Ansicht einer Anfängerin, eines Fräulein Mary Rh. Williams (1909), vorbringt! Freilich ist ihre Arbeit in diesem Kapitel ebenso verfehlt angelegt, wie die Edens'sche, ignoriert die schwerwiegenden und einleuchtenden Beweisgründe von A. Birch-Hirschfeld (Die Sage vom Gral, 1877, S. 204 ff.) und von W. Golther (1890) und kommt so zum Schluß, daß der Peredur von *K* unabhängig sei. Daß dies ganz hinfällig, hat kein Geringerer als R. Thurneysen selbst für jedermann verständlich und überzeugend nachgewiesen in Zeitschr. für kelt. Philologie 1910, S. 185—189. Ebenso unverständlich ist, daß der Verfasser S. 6 meine Ansicht über den Peredur jener von Golther entgegengesetzen will. Dieser hatte nachgewiesen, daß der mit *K* sich deckende Teil auch richtig auf *K* zurückgeht. Wenn ich gr. Iv. S. XXVIII sage, daß im Peredur außer *K* noch fremde Stücke (z. B. die Hexen!) sich befinden (es sind dies die rein keltischen Interpolationen des Bearbeiters), so widerspreche ich doch nicht Golther, dem ja auch seinerseits, was der Verfasser zu insinuieren scheint, nie einfallen konnte, das dem *K* fremde im Peredur auf *K* zurückzuführen! Unverständlich ist es auch, daß Verfasser A. Nutts oben von mir ausgeführte Ansicht nicht anführt, wo doch einer der überzeugtesten und begeistertsten Keltophilen *K* für Peredur zuläßt. Und unverständlich ist es auch, daß der Verfasser uns vorenthält, was Golther zu Nutt seinerseits äußerte in dieser Zeitschrift XII², 127 und 130 f.

jedes *W* von einem andern.¹³⁾ Dazu kommt ferner die Beobachtung, daß in derselben großen Sammelhandschrift, die unsere drei *W* erhalten hat, sich noch ein Dutzend (und noch mehr) anderer Texte befindet, darunter eine wälsche Bearbeitung des Dares; des Galfrid von Monmouth, des Pseudoturpin, der Karlsreise usf., welche alle einen gleichartigen Eindruck machen, so daß zu einer genauen Entscheidung der Frage auch bestimmt werden sollte, wie diese Texte bearbeitet worden sind und was sich daraus für die Art der Bearbeitung der drei mit *K* stimmenden Stücke (*W*) ergibt.

Den Übergang zum 2. Hauptstück bildet der Satz S. 8: „Unsere Aufgabe wird demnächst sein, Othmers Dissertation einer eingehenden Kritik zu unterziehen, und dann unsere Auffassung [nämlich daß *W* nicht auf *K*, sondern beide auf *X* zurückgehen], näher zu begründen.“ Dieses Hauptstück ist überschrieben: „Kritik der Othmerschen Dissertation,“ S. 9 ff.

Hatte Othmer in seiner Arbeit sich bemüht, nachzuweisen, daß die Erzählung in *W*, im Vergleich zu *K*, m i n d e r w e r t i g ist, schlechter motiviert, Kompositionsfehler aufweist u. ä., so bemüht sich jetzt seinerseits der Verfasser, dasselbe, was Othmer zugunsten von *K* getan, jetzt für *W* zu tun, und so den Vorzug des *W* gegen *K* nachzuweisen.

Er übersieht dabei nur, daß diese ganze Frage, welche Erzählung besser angelegt und durchgeführt sei, ob *W* oder *K*, bei ihrer großen Verwandtschaft für die letzte Entscheidung gleichgültig ist, wie bereits von anderen hervorgehoben worden und wie es in der Natur der Sache liegt. Denn wenn *W* besser motiviert, so erklärt sich leicht, daß er *K* unter die Lupe nahm und überall, wo ihm *K* nicht gefiel, dessen Erzählung verbesserte. motivierte, wo *K* gar nicht oder nur ungenügend motiviert hatte; es ist genau dasselbe, wenn z. B. *Ĥ* seinen *K* systematisch gründlich nach einem bestimmten Plan überarbeitet. Eine solche systematische Umarbeitung einer Vorlage kann also über die U r s p r ü n g l i c h k e i t nicht entscheiden. Dazu kommt ferner das s u b j e k t i v e Element in einer solchen Untersuchung: dem einen gefällt die Darstellung in *K* besser, einem andern die in *W*. So, um ein recht typisches Beispiel zu wählen, ist der Schluß des Erec, der F r e u d e n h o f, in der *K*-Fassung am schlimmsten hergenommen worden, z. B. von G. Paris, auch von Golther (diese Zeitschrift XIII², 5); es folgt dann Philipot

¹³⁾ Schon W. Golther in dieser Zeitschrift XII², 129 hatte bemerkt: „Von größtem Vorteil aber wäre es, wenn einmal ein Kenner der kymrischen Sprache die Vergleiche zwischen *K* und den *W* vornehmen wollte; gewiß würde er manche Stellen finden, an denen aus sprachlichen Gründen die Abhängigkeit von den französischen Gedichten nachweisbar ist, die aber demjenigen, welcher nur Übersetzungen, und seien es auch die besten, benützen kann, entgehen müssen.“

(Rom. XXV, 293),¹⁴⁾ der, obendrein auf breiterer, sicherer Basis, wiederum *K* verteidigt gegen *W*! Wie soll ein so unsicheres Kriterium eine derartige Frage entscheiden können?

Schon Wilmotte S. 5 spricht von den *procédés du conte gallois*, daß die Erzählung in *W* *plutôt traditionnel et de veine populaire que courtois et de bel art* ist. Und zur Klarheit der ganzen Frage hätte es vielleicht auch genützt, wenn der Verf. das, was Golther über den Freudenhof (in dieser Zeitschrift XIII², 5) sagt, und was ich im kleinen Erec² XXVII ausgeführt habe, hier zitiert hätte: „Es ist unzweifelhaft diese Version (*W*) besser und logischer; aber muß sie darum auch älter sein als Kristian? Hat der kymrische Verf., dem, wie auch dem *W* und *Ź*, *K*'s Bericht hier unvollkommen schien, dessen Quelle nachgeschlagen? G. Paris behauptet dies; aber ich meine, es liegt näher, dem hier stark kürzenden und vereinfachenden kymrischen Bearbeiter eigene Erfindung zuzuschreiben. Schwer war es doch wahrhaftig nicht, auf diesen Einfall zu kommen, zumal bei einem Manne wie der kymrische Erzähler, der sehr häufig auch im Peredur in den Märchenton verfällt und also in der poetischen Technik der Volkssage sich auskannte. Ist es denn gar so unerhört, daß ein in einen Prosaroman verwandeltes Gedicht in Nebendingen einige folkloristische Züge aufnimmt? Muß es da gleich älter sein als das Original?“ Vgl. noch was er in dieser Zeitschrift XIII², 28 dazu sagt. — Dazu kommt aber nun noch etwas neues. Ich habe nachgewiesen, daß der Freudenhof dasselbe Motiv ist, das *K* in seinem Ivain verarbeitet, nämlich das weitverbreitete, wohlbekannte kontinentale Märchen (kl. Ivain 1902) von der Befreiung einer Jungfrau aus der Gefangenschaft eines Riesen, der sie meist in einen Zaubergarten hütet. Es wird dadurch die Benutzung einer insular keltischen Quelle für den Freudenhof um so unwahrscheinlicher. Dazu kommt, daß der Freudenhof im Erec in keiner Verbindung zum Romane selbst steht, sondern nur ein ganz fremdes, schlecht oder gar nicht verbundenes, schon äußerlich als solches bemerkbares Anhängsel ist, daher kaum in *X*, dem nach Ansicht des Verfassers schon einheitlichen, ins einzelne durchgeführten Roman, wie ihn schon *K* bietet,¹⁵⁾ gestanden haben wird, während es in *K* als Schluß-Paradefeuwerk in den Plan seines Romans gut paßt. Ein solches rein äußerliche Anhängsel widerstrebt ganz und gar der realistischen, stets motivierenden Anlage von *W*, paßt aber zu *K*'s Vorgehen, wie wir es aus seinen sonstigen

¹⁴⁾ Es muß auch Rom. XXVI, 290—301, was der Verf. nicht erwähnt, herangezogen werden. Der Verfasser behandelt auch seinerseits ausführlich den Freudenhof S. 114 ff. — es ist wie wir sehen, ohne Belang für die schwebende Frage.

¹⁵⁾ Der Verfasser behauptet dies S. 56; ich komme darauf s. S. 166 ff. 184. 190 zurück.

Werken kennen. Da der Freudenhof aber sich ebenso in *W* findet, so muß er, mit all dem übrigen, was ich und andere für *K*'s Ursprünglichkeit vorgebracht haben, mit dafür sprechen, daß hier *W* auf *K* beruht. Ich füge hier eine neue Beobachtung hinzu, die noch nicht gemacht worden ist. *K* hat mehrfach eine schlechte oder eigentlich doch gar keine Motivierung bei besonders auffälligen Dingen, so auch in diesem Freudenhof, ferner in der Jagd auf den weißen Hirsch u. a., wo der Kymre stets motiviert. Sollte *K* diese Motivierung, die ja nach dem Verf. in der Quelle *K*'s gestanden haben soll, unterdrückt haben? Warum sollte er so absichtlich seine Erzählung dunkel und unverständlich gemacht haben? Kann man Derartiges dem größten und genialsten Dichter des XII. Jahrhunderts zumuten? Die Sache bekommt ein anderes Gesicht, wenn wir uns erinnern, daß es sich hier um Märchen handelt. Nun ist aber das eigentliche Kennzeichen eines Märchens, das es eben von anderen Erzählungsarten scharf scheidet, daß es einen Zauber enthält und dabei jeden Versuch einer Motivierung, sowohl einer sachlichen als auch einer moralischen, fernhält. Wenn also *K* in den märchenhaften Teilen seines Romans, gerade wo das Zauberelement sich befindet, eine schlechte oder gar keine Motivierung hat, so ist er eben darin seiner Quelle, die ja in ihrem letzten Ursprung reines Märchen gewesen, um so viel näher und — daher auch ursprünglicher!

Nun meinerseits *W* und *K* zu vergleichen, welches von beiden und wo der eine „vollkommener“ oder „minderwertiger“ ist, liegt mir ganz fern, da es für die Frage, wie schon gesagt, gleichgültig ist. Im einzelnen freilich wäre es leicht, die einzelnen Ausführungen des Verfassers zu kritisieren. Ein paar Beispiele von sehr auffälligen Entscheidungen des Verfassers, die wohl kaum irgendwo Zustimmung finden werden, gebe ich bei Besprechung des 3. Teils, der, unabhängig von Othmer, nun seinerseits *W* mit *K* vergleicht, stets und fast immer der Fassung von *W* den Vorzug gibt und daraus stets auf Ursprünglichkeit des *W* schließt. Man begreift überhaupt nicht, warum der Verf. diese zweimalige Vergleichung des *W* mit *K* (einmal polemisch gegen Othmer, das anderemal selbständig) nicht in eins zusammengezogen hat. Freilich am Resultat der Untersuchung wäre auch nichts geändert, so daß auch diese Art der Behandlung der Frage gleichgültig ist.

Das entscheidende Hauptkapitel in Othmer ist sein ausführlicher und eingehender Beweis der vielen „wörtlichen Übereinstimmungen“, von den „zahlreichen wörtlichen Anklängen“ in *W* mit *K* (S. 45—60). Zwar auch sein erstes, der Nachweis, daß *W* ganz wie *K* auf den Anschauungen des ausgebildeten französischen Ritterwesens und der Ritterschule beruht, ist nicht zu übersehen; aber bei der Annahme, daß dies bereits in dem gemeinsamen, *W* und *K*

zugrundeliegenden (offenbar französischen¹⁶⁾ Prosaroman gestanden, braucht man dem kein weiteres Gewicht beizulegen. Anders aber steht es mit dieser „genauen, wörtlichen Übereinstimmung“, welches Argument Othmers bisher jedermann überzeugt hatte, daß *W* auf *K* zurückgehe, bis auf G. Paris und J. Loth, die außer *K* noch eine zweite Quelle annahmen.

Ich behandle hier ganz kurz gleich als Einschub diese Frage einer zweiten Quelle, wiewohl sie streng genommen nicht in eine Besprechung der vorliegenden Dissertation gehört, da der Verf. ja keine zweite Quelle annimmt, sich überhaupt durch Othmers Argument, das alle anderen gewonnen hat, nicht hat imponieren lassen. Da aber im letzten Grunde die zweite Quelle auf dasselbe hinausläuft, wie die gemeinsame Quelle von *W* und *K*, und beider Unmöglichkeit sich durch dieselbe Beweisführung von selbst ergibt, so lasse ich sie hier folgen (vgl. S. 153).

Da die Verteidiger einer zweiten Quelle die Abhängigkeit des *W* von *K* zugeben, und gerade die „wörtliche Übereinstimmung“, so entsteht die Frage, was eigentlich diese zweite Quelle überhaupt gewesen sein kann. Sie muß, dies folgt mit Notwendigkeit für beide Annahmen (und der Verf. sagt es ja ausdrücklich S. 38. 55 und vor allem S. 145!), bereits den ganzen, bis ins einzelne ausgearbeiteten Erecroman mit allen Episoden und dem Schlußfeuerwerk des ‚Freudenhofes‘ (wie wir sehen fremden) enthalten haben. Sie muß im einzelnen auch dieselben Reden und Antworten usf. bereits wörtlich enthalten haben. Etwas derartiges konnte natürlich einem Kenner wie G. Paris nicht einfallen, der nur von einzelnen *contes* wiederholt spricht, einmal von *une des variantes françaises de ce conte d'Erec dont, à l'époque où Chr. rimait, il existait tant de versions*, am deutlichsten a. a. O. S. 166 *une autre forme française de ce même conte, meilleure en quelques endroits, moins bonne en d'autres*. Nach Herrn Edens aber hätte *K* „die Handlung seines Romans in ihren wesentlichen Zügen (d. h. = *W* + *K*) schon in seiner Quelle vorgefunden“, wie der Verf. S. 145 mit dünnen Worten und gesperrtem Druck behauptet, also einen fremden Prosaroman einfach getreu in Reime gebracht. Und so hat denn ebenso P. Hagen, Germ. 37, S. 134 zugegeben, „daß sich des Dichters Tätigkeit . . . im wesentlichen auf Versbau und Reimbildung beschränkt haben mag“ . . . aber es sei „doch noch Raum genug für eine selbständige Darstellung und eigenartige Ausschmückung des überlieferten Stoffes, zumal in einer Zeit, in welcher

¹⁶⁾ Wie hätte Kristian sonst das vermeintliche *X* verstehen und bearbeiten können?

die meisten Dichter nur nachahmen, nicht erfinden.“ Diese den Germanisten eigentümliche Anschauung geht uns Romanisten nichts an; die französischen Dichter erfinden tatsächlich, wie sich oft nachweisen läßt, oder bearbeiten einen rohen, kleinen Stoff in einer so genialen Weise, daß sie einer Neuschöpfung gleichkommt. All das behandle ich, wie überhaupt alles, was sich auf die „französische Mabinogionsage“ bezieht, eingehend in meiner Einleitung zur Karre S. CXXXVIII ff.

Bevor ich weitergehe, mache ich darauf aufmerksam, daß ich in dieser so oft und doch nie genug zitierten Einl. der Karre diese Frage der zweiten Quelle noch ausführlich von einem anderen Gesichtspunkte behandle, S. CXXXVIII—CXXXI. Ich zeige, daß so oft für irgend eine der Umarbeitungen die Quelle in Frage kommt, sich stets diese merkwürdige zweite Quelle einstellt, so nach G. Paris für $W = K + X$, so nach P. Hagen für $\mathfrak{H}$, der also K , was er ja selbst sagt, vor sich gehabt und, damit nicht zufrieden (warum?), sich noch eine zweite Bearbeitung desselben Textes zu verschaffen gewußt hat, also $\mathfrak{H} = K + Y$; so Dreyer für $\mathfrak{N} = K + \mathfrak{H}$! — ich füge hinzu, daß später ebenso Kölbing für die Ivenssaga eine zweite Quelle verlangt hat, und ebenso für die schwedische Übersetzung eine solche verlangt werden kann und es ist fast eine Notwendigkeit, daß der künftige Prüfer der Dänischen, aus dem Schwedischen gemachten Übersetzung ebenso $\mathfrak{D} = \mathfrak{S} + Z$ aufstellen wird.

Ist das nicht auffällig, daß so oft irgend jemand einen Roman von K bearbeitet, er sich nie mit einer Handschrift begnügt, sondern stets noch eine zweite Handschrift desselben Textes nötig zu haben glaubt (wozu?) und sie nun sucht. Und das Merkwürdigste ist, daß er sie immer auch findet, der Kymre in Wales eine zweite französische Prosa-Handschrift, der Deutsche eine zweite unabhängige K -Handschrift, der Skandinavier außer K sich unseren Landsmann $\mathfrak{H}$ zu verschaffen gewußt hat usw. Wie müssen damals im Ausland, in Wales (hier sogar der bloß erschlossene, hypothetische Prosaroman — ich komme auf seine Unmöglichkeit im folgenden noch zurück), in Deutschland und Skandinavien die K -Handschriften häufig und leicht zu beschaffen gewesen sein?!

Othmer hatte also gezeigt, wie alle die Abenteuer nicht nur in derselben Reihenfolge, ferner auch mit denselben Einzelheiten erzählt werden, sondern auch daß „die Übereinstimmung so weit geht, daß sie sich oftmals sogar bis in die Reden einzelner und in die Gespräche zweier Personen miteinander — Frage, Antwort, Aufeinanderfolge von Fragen und Antworten — erstreckt“ (S. 47) und schließt deshalb mit vollem Recht (S. 60): „diese zahlreichen wörtlichen Anklänge der beiden Werke beweisen mit unzweifelhafter Sicherheit, daß W eine Übersetzung des K 'schen Werkes ist. Ja,

wenn sie das einzige Beweismaterial bildeten, so wäre schon kein Zweifel über das Verhältnis der beiden Werke zueinander mehr möglich. Denn welche Rolle wollte man bei so sklavischer Abhängigkeit dem französischen Dichter zuerkennen? Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben?“ Auf dieses entscheidende Argument begnügt sich der Verfasser S. 53 zu bemerken: „die Übereinstimmungen in Einzelheiten können sehr wohl von einer gemeinsamen Quelle herrühren. Die sogenannten (so!) wörtlichen Übereinstimmungen machen (nach O.s Zusammenstellung) nur vier Prozent des K'schen Werkes aus.“ Dem ist zu entgegnen, daß die Prozentzahl für die Entscheidung der Abhängigkeit ganz gleichgültig ist; würden sie etwa alle in einer einzigen Partie beisammen stehen, so müßte man für solch eine auffällige Erscheinung irgend eine Erklärung suchen; dies ist aber nicht der Fall. Diese vier Prozente verteilen sich auf das ganze Gedicht und zu diesen vier Prozent kommt noch die schon mehrmals hervorgehobene, fast ganz W umfassende genaue Übereinstimmung der Erzählung bis in die geringsten Einzelheiten, wodurch wir von den 4 Prozent auf mehr als 70 oder 80 Prozent, wenn nicht noch mehr, kommen.¹⁷⁾ Dies beweist, daß überall also K oder X von W abgeschrieben worden ist. Was von diesen beiden Möglichkeiten eigentlich der Fall ist, behandle ich gleich bei der Besprechung des folgenden III. Hauptstückes der Dissertation.

Hier muß ich noch mit der Besprechung des II. fertig werden:

Othmer hatte dann S. 66 unter VIII mit seinem letzten Beweise geschlossen: „Die durch F. bereits bewiesene, ebenso beschaffene Abhängigkeit des Owein vom K'schen Ivain;“ wobei er sich auf meine Ausführungen im großen Ivain XXV ff. stützt, wo ich sogar die von W benutzte K-Hschr., die Familie β , angeben konnte. Ich sage dort: „Die Übereinstimmung geht soweit, daß ganze Seiten von W hindurch die Aufeinanderfolge der kleinsten Begebenheiten, sogar der Sprechenden in beiden Texten identisch ist, und daß dieselben Personen an derselben Stelle immer inhaltlich dasselbe (in W stets gekürzt) sagen. Welche Rolle will man da dem französischen Dichter zuerkennen? Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben? ... Sollte K in I, dem

¹⁷⁾ Der Verfasser spricht wiederholt von „den bedeutenden Verschiedenheiten zwischen beiden Versionen“. — Die Absicht ist klar; es soll die ins einzelne nachgewiesene „Übereinstimmung in Einzelheiten und in Worten“ so abgewiesen werden. Er übersieht oder will es nicht sehen, daß diese Verschiedenheiten nie die Hauptpunkte der Erzählung und ihrer einzelnen Episoden betreffen, sondern ausschließlich die nebensächlichen Dinge, die in den Kram des W nicht paßten. Vgl. noch S. 171. 179 u. die Anm. S. 179 u. 183.

vollendetsten seiner Werke, noch sklavischer Übersetzer gewesen sein?“

Dazu bemerkt der Verfasser ganz einfach: „Dieser Beweis ist meines Erachtens nicht erbracht“ — kein Wort mehr oder weniger. Das ist ja bequemer als eine Widerlegung, allein man würde ihm hierin dies eine Mal Unrecht tun; denn es folgt die folgende Fußnote zu diesem lapidaren Satz S. 54: „Herr Professor Zenker wird, wie er mitteilt, demnächst eine Untersuchung über *K*'s Ivain veröffentlichen, in welcher er den Nachweis erbringt, daß auch das Mabinogi von Owein nicht auf dem *K*'schen Versromane beruht, sondern mit ihm aus der gleichen Quelle entsprungen ist: wie das *M.* von Geraint gegenüber dem Erec, so bietet das *W.* von Owein gegenüber dem Ivain auf Schritt und Tritt das Ursprünglichere.“ Wenn, wie aus diesen Worten hervorgeht, Zenkers Arbeit genau so angelegt, wie die vorliegende Dissertation, und daher ebenso verfehlt ist, so sei diese zukünftige Totgeburt auch hier bereits angekündigt und damit erledigt.

Das III. Hauptstück, überschrieben „Grundlage und Methode“, steht S. 55—128.

Der Verfasser stellt nun in der Gestalt einer streng logischen Folgerung sein System auf: „Wir haben (S. 56) deshalb [1. weil *K* in den Anfangsversen von den *conteors* erzählt, die die *estoire* zu *depecier* pflegen, also selbst eine fremde von ihm benutzte Quelle eingesteht, 2. weil es „für einen mittelalterlichen Dichter schon *a priori* in hohem Grade wahrscheinlich ist, daß er seinen Stoff nicht rein aus der Phantasie geschöpft, sondern daß ihm dazu eine Quelle vorgelegen hat“] an der Annahme einer Quelle für den Erec, die mindestens die Grundzüge des Romans enthielt, solange festzuhalten, bis uns das Gegenteil bewiesen wird. Daraus folgt nun (!), daß es schon vor *K*'s Erec die Erecfabel gegeben haben muß;¹⁸⁾ und damit ist die Möglichkeit vorhanden, daß Versionen dieser Fabel auf uns gekommen sein können, die ihre Existenz nicht dem *K*'schen Werke verdanken. Stoßen wir also auf eine Version der Erecfabel [wie unser *W.*], so bieten sich folgende drei Möglichkeiten“: 1. *W.* und *K.* gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, 2. *W.* geht auf *K.* zurück und 3. *K.* geht auf *W.* zurück, welche letztere Annahme gleich zurückgewiesen wird.

Wie man sieht, leidet dieser ganze, so logisch errichtete Aufbau an gänzlichem Mangel jeder Logik. 1. Die Stelle über die *conteors* läßt sich anders erklären: der typische aus den Chan-

¹⁸⁾ Alles ist von mir unterstrichen und hervorgehoben.

sons de Geste, denen der *K*'sche Erec noch in manchem nahe steht (s. großer Erec S. VIII u. passim), wohlbekannte Ausfall gegen die Konkurrenten. 2. Es ist ganz willkürlich und durch nichts zu erweisen, daß die von *K* benutzte Quelle ein einheitlicher, die ganze Fabel unseres Erec enthaltender Roman gewesen ist. Durch diese Behauptung stützt der Verfasser seine These mit seiner eigenen Hypothese! Es ist im Gegenteil „*a priori*“, um ebenso wie der Verfasser zu operieren, natürlicher und der Entwicklung der Märchen und Romane entsprechender, anzunehmen (und damit treffen wir die Vorgangsweise, wie sie sich für so manche mittelalterliche Texte ergibt), daß der Dichter einzelne Episoden, die ursprünglich gar nicht zusammengehören, vorgefunden, vereinigt und auf einen Träger übertragen hat, den er so zum Helden des Romans macht — man denke an Tristan! (soll ich auf W. Wundt's lichtvolle Behandlung dieser Fragen in seiner Völkerpsychologie besonders hinweisen?) und dazu alles übrige, vor allem die Grundidee, aus dem Seinigen geliefert hat. Dieses schon *a priori* viel wahrscheinlichere Verhältnis wird sich im folgenden auch als das einzig mögliche erweisen, wenn es sich herausstellen wird, daß vor *K* kein eigentlicher Artusroman überhaupt anzusetzen ist, sondern bloß kleine, einzelne Episoden umfassende *contes* der keltischen und anderen *conteur*. Der Verf. fährt dann fort (S. 57): „Es liegt auf der Hand, daß *K*'s Vorlage, falls *W* nicht aus ihm stammt, die beiden Werken gemeinsamen Züge enthalten haben muß.“

Diesmal haben wir endlich den ersten zwingenden Schluß vor uns; er kann und muß, was ich jetzt tue, verschärft werden: es müssen auch all die Stellen, wo „wörtliche Übereinstimmung“ in beiden nachzuweisen ist, bereits in *X* (so nenne ich im folgenden diese gemeinsame Quelle), bestanden haben. Er erkennt dann im folgenden endlich auch den Schwerpunkt der Othmerschen Arbeit, nämlich, daß der Nachweis der „wörtlichen Übereinstimmungen“ in Foerstern (und daher auch Othmers) Beweise „die wichtigste Rolle spielte.... Da dieses Argument bei Foerster immer wiederkehrt [nicht nur in meinen vom Verfasser benutzten Werken, sondern ebenso ganz besonders in der vom Verfasser, man weiß nicht warum, beiseite gelassenen Karreneinleitung (S. CXXXVIII ff.)], so verdient es, auf seine Stichhaltigkeit näher untersucht zu werden. Wir werden die Schwächen von *F*'s Beweisführung am besten aufdecken können, wenn wir sie *more geometrico* formulieren (so!)¹⁹⁾: A. Voraussetzung: Stammt *W* nicht aus *K*, so hätten wir für *K* eine Vorlage anzusetzen, die alles *W* und *K* gemeinsame enthalten haben müßte; *K* müßte seine

¹⁹⁾ Von mir unterstrichen!

Vorlage also sklavisch abgeschrieben haben. (S. Lanc. Einleitung S. LXXXIII) [es ist die einzige Stelle, wo er die Karreeinleitung heranzieht]. B. Behauptung: Dies ist ein Widersinn. [So wörtlich!] C. Beweis: 1. Die Berühmtheit *K*'s gestattet nicht, anzunehmen, daß der französische Dichter sich so eng an eine Vorlage angelehnt haben könne. (S. p. CXXXVIII: „Der von seinen Zeitgenossen ebenso wie von der Nachwelt hochgefeierte *K*“). 2. Im Cligés ist *K* ganz „selbständig vorgegangen“, wie „Niemand ableugnen kann“ (p. CXXXVIII), 3. „dieser ganz selbständige Cligés zeigt dieselbe Eigenschaft, dieselben Vorzüge, wie Erec, Ivain und Perceval (p. CXXXVIII)“. Schon diese Voraussetzung müssen wir ablehnen.“ ad 1a) Ich hätte diese „Übereinstimmung“ maßlos übertrieben — es seien bloß 4 0/0. (daß dieses Argument belanglos s. o. S. 168). ad. b) S. 59: „Daß eine Anlehnung [! wie wird hier das tatsächliche Verhältnis bei der von Othmer auf vierzehn eng gedruckten Oktavseiten nachgewiesenen „wörtlichen Übereinstimmung“, sei es auch nur in 4 0/0, durch diesen vorsichtig gewählten Ausdruck abgeschwächt!] ²⁰⁾ an die Quellen, wie wir sie bei *K* im Erec anzunehmen hätten, keineswegs mit der Berühmtheit eines Schriftstellers unvereinbar ist, beweisen Beispiele, wie Shakespeare, Molière (Amphitryon, Avare), Corneille (Cid, Menteur), die in der wörtlichen Wiedergabe ihrer Quellen zum Teil noch weiter (!) gegangen sind als unser Dichter, ohne daß das ihren Dichterruhm weder in den Augen ihrer Zeitgenossen noch in den unsern beeinträchtigt hätte. Vor allem aber sei auf *K*'s Landsmann Lafontaine hingewiesen, der bekanntlich die Stoffe seiner Fabeln fast ausnahmslos entlehnt hat, der sich inhaltlich [aber nie wörtlich] an seine Quellen sehr eng (!) anschließt, der da, wo er ändert, in der Regel wenig glücklich ist (sic!), und dessen Verdienst einzig und allein im Vortrag, in der Form liegt, in die er die alten Stoffe gekleidet hat.“ Dieses speziöse Argument ist nicht auf des Verfassers Feld gewachsen (ich glaube dies zu seiner Entschuldigung anführen zu müssen), sondern ist geistiges Eigentum seines Lehrers und Referenten, des Prof. Zenker. Es konnte, was seine Sachlichkeit betrifft, nicht unglücklicher gewählt werden — ich zeige dies weiter u. S. 193, wo der Verfasser es noch einmal in anderem Zusammenhang wiederholt. Hier mache ich nur auf die ganz falsche auf unsern höhern Schulen einst sporadisch wohl üblich gewesene Beurteilung des „Landsmanns“ Kristians, nämlich Lafontaine's aufmerksam, die völlig von jener, die ihm seine Landsleute, die Franzosen, und alle andern unvoreingenommenen Literarhistoriker angedeihen lassen, abweicht und

²⁰⁾ Vergl. oben S. 168 Anm. 17.

von seiner „Abhängigkeit“ von den von ihm benutzten Quellen ein ebenso verfehltes Bild entwirft.

ad 2) Daß *K* im *Cligés* „selbständig“ gewesen, wie ich „behaupte“, sei nicht erwiesen. Eine solche Behauptung zeigt bloß mit voller Sicherheit, daß der Verfasser den *Cligés* nicht gelesen hat, denn sonst wüßte er, daß der Roman aus zwei ganz verschiedenen, selbständigen Teilen besteht. Zum Verständnis bemerke ich bloß (denn auch diese Frage ist, wie sich aus dem folgenden ergeben wird, für unsere Hauptfrage, ob *X* oder *K*, ganz gleichgültig): a) daß *K* im ersten Teil des *Cligés* „ganz selbständig“ ist, hat noch niemand geleugnet und wird auch nie jemand überhaupt leugnen wollen. Dieser erste von *K* rein erfundene Teil steht ganz auf der Höhe des 2. Teiles und ist vielen Partien seiner übrigen Romane noch überlegen, allen aber sicher gleichwertig. Diese sichere Tatsache spricht für *K*'s Selbständigkeit sehr entscheidend auch bei den anderen Romanen. b) Ob nun der 2. Teil auf eine Quelle, die nicht mehr bot als das bekannte Kapitel im *Marque de Rome* zurückgeht oder nicht, ist ebenso gleichgültig. Sicher ist nur, daß ich mit meinem Beweise (s. *Cligés* ^{2.3.} S. XXXIII ff.) Fachleute überzeugt habe. Es hat keiner widersprochen — bis auf den Verf., der bei meiner Beweisführung „die nötige Vorsicht“ vermißt (S. 60).

Das stärkste ist wohl, was der Verfasser daraus, daß der *Cligés* Kristians nach seiner Ansicht nicht selbständig erfunden sein soll (was, wie wir eben sahen, falsch ist), schließt (S. 60): „Wenn nun die Gültigkeit dieses Rezepts [Selbständigkeit der Komposition] für den *Cligés* rein hypothetisch ist, so müssen wir es für die übrigen Werke *K*'s selbstverständlich (so!) rundweg ablehnen.“ Also, weil der Verfasser nicht begreift, daß der *Cligés* selbständig komponiert ist, kann *K* auch keinen andern Roman selbständig komponiert haben! Und die Karre?! Und gar der Gral?! Sieh was ich darüber im folg. S. 192 Anm. 40 feststelle und ausführlicher in Karre S. CXL. Und das schreibt jemand, der, wie sein Opus lehrt, außer dem Erec von Kristians Werken kaum etwas gelesen haben dürfte.

Der Verfasser fährt dann fort S. 60 „das einzige Werk *K*'s, dessen Quelle uns noch vorliegt, und das uns deshalb als Maßstab dafür dienen kann, bis zu welchem Grade wir *K* Anlehnung an eine Vorlage zutrauen dürfen, ist die . . . Philomena“. Da der Verfasser ohne eigenes Urteil in der Frage der Philomena ist, so verweise ich ihn bloß auf *Cligés* ³ S. VII ff.) und besonders noch Zeitschrift für rom. Philologie XXXV, 479—481, wonach die Verfasserschaft *K*'s mehr als zweifelhaft ist, und füge hinzu, daß selbst nach des Herausgebers Darstellung, die der Verfasser

selbst zitiert, die „Selbständigkeit“ ihres Verfassers dem Ovid gegenüber noch immer hundertmal größer wäre als beim Erec, wenn er von dem famosen *X* abstammte. Daß übrigens für den Fall, daß irgend ein Dichter in seinem jugendlichen Erstlingswerke sich wenig selbständig erwiesen hätte, daraus kein Schluß auf seine weitere Entwicklung in seinen späteren Werken geschlossen werden kann, sei nur nebenbei kurz angemerkt. Dann schließt er: „Damit dürfte dem Hauptargumente *F.*'s der Boden entzogen sein.“ Der Leser wird aus dem bisher Vorgebrachten selbst leicht ersehen, daß es schon nach dem bisher Gesagten in ungeschwächter Gültigkeit voll bestehen bleibt.

Ich habe absichtlich diesen Teil so ausführlich, größtenteils in wörtlicher Wiedergabe, behandelt, um den eigentümlichen, überlegen sein sollenden, zuversichtlichen und überzeugungsvollen Ton, der sich so durch die ganze Dissertation hinzieht und der offenbar den mit der Frage nicht vertrauten Lesern imponieren soll, meinen Lesern zum Bewußtsein zu bringen. Diese Art ist bezeichnend für die ganze Arbeit: die entgegenstehenden Ansichten, Bemerkungen und Beweise werden so leichthin, ohne auf den Grund der Sache jemals einzugehen, abgetan, und alles, was er selbst vorbringt, ohne irgend einen ernstlichen Beweis sofort als sicher hingestellt. Es scheint dem Verfasser gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, welchen Mangel an Verständnis und an Urteilsfähigkeit er hierdurch offenbart und auch seinen Lesern zumutet. — Vgl. S. 56. 60. 62. 81 u. s. f.

Er schließt dann S. 64 mit der Aufstellung der von ihm in der weiteren Arbeit befolgten Grundsätze, deren Ausführung ich sofort im folgenden eingehend prüfe.

Es folgt das IV. Hauptstück: Das Mabinogi von Geraint und *K's Erec* S. 65—128.

Dieses Kapitel ist der eigentliche Anti-Othmer und offenbar nach der Ausführung und Ansicht des Verfassers das Hauptstück seiner Arbeit. Er versucht, gerade im Gegensatz zu Othmer, an zahlreichen Fällen die Vorzüge von *W* gegen *K* ins hellste Licht zu setzen und schließt daraus stets auf die Ursprünglichkeit des *W*. (Man begreift nicht recht, warum dieses vierte Kapitel, das den gleichartigen Inhalt des zweiten hat, mit diesem nicht in eins zusammengezogen worden ist.) Dieser Schluß ist niemals zwingend und, objektiv betrachtet, auch niemals überzeugend — er kann im günstigsten Fall nur seine Wahrscheinlichkeit dartun. Wenn nach alle dem, was andere und ich (ich sehr ausführlich) über diesen Gegenstand gesagt und vorgebracht haben, der Verf. dies nicht begreift, so ist ihm überhaupt nicht zu helfen. Aber die Streitfrage, ob *K* Quelle von *W* ist oder *X* Quelle von beiden, kann so nie gelöst werden

und hätten wir keine anderen Kriterien, als die Superiorität oder Inferiorität einer Erzählung, so bliebe sie unlösbar. Zum Glück haben wir solche, die von mir und Othmer bereits vorgebracht, die ich am Schluß, bei der Betrachtung des letzten Hauptstückes der Dissertation, dem Verfasser entgegenhalte und davon einiges diesmal noch stärker stütze und reicher und neu begründe.

Trotzdem also diese ganze Untersuchung belanglos ist, da sie unfruchtbar enden muß, führe ich aus ihr gleichwohl ein paar Fälle auf, um das Subjektive und zugleich das Unhaltbare einer solchen Beweisführung an ihnen zu demonstrieren.

I. S. 65 f. bespricht er die Jagd auf „den“ weißen Hirsch, die Artus am Osterfest als *costume* behandelt. „Offenbar handelt es sich doch um das einmalige Erscheinen eines besonderen, wunderbaren Hirsches, den es Artus zu jagen gelüstet. Da kann doch unmöglich von einer ‚Sitte‘ die Rede sein. „Der“ weiße Hirsch kann doch nur einmal gejagt werden“, und so gehts ein paar volle Seiten weiter und am End will er gar *K*'s Ostern und *costume* durch ein ganz fremdes Motiv ersetzen: den zu Pfingsten vor dem Essensantritt auf ein Abenteuer wartenden Artus! *K* soll dies mißverstanden haben!! [„Auf diese Art läßt sich alles beweisen, wenn man“, wie H. Zimmer einst so schön jemand anderem einmal vorgehalten hat, „die Texte nicht auslegt, sondern ihnen, was man will, unterlegt.“] Hier hätte also bereits *X* ein Ur-*X* verschlechtert!

Der Verfasser begreift also nicht, was für ein Hauptargument er durch diese Annahme gegen sich selbst geschmiedet hat. Denn, ist, wie er behauptet, dieses Motiv der Essenszeit das Ursprüngliche, so hat sowohl *W* als *K*, jeder selbständig, die Urvorlage geändert und, was ganz unbegreiflich ist, jeder in derselben Weise, daß er die Essenszeit durch ein ganz fremdes, und zwar bei *W* und *K* gleiches Motiv ersetzte. Da dies selbstverständlich ausgeschlossen ist, so müßte dann unbedingt *K* auf *W* oder umgekehrt *W* auf *K* zurückgehen, also auf jeden Fall des Verfassers These fallen. Nun hat er den Fall: *K* aus *W*, selbst (S. 56 Mitte) ausgeschlossen — also bleibt nur meine Feststellung: *W* aus *K*, notwendig übrig. — Was bei solchen Schlüssen aus folkloristischen Motiven herauskommt (wovor schon H. Zimmer gegen A. Nutt in G. G. A. a. a. O. nachdrücklich gewarnt hat und was gegen alle solche Versuche der Nutt, Weston und Genossen nicht genug wiederholt werden kann), zeigt hier anschaulich bei demselben Motiv an derselben Erec-Stelle die von S. Singer (bei J. Weston, Sir Perceval I, S. 113 f.) aufgestellte Behauptung, daß dies Hirschmotiv nichts anderes ist als das bekannte Märchenmotiv der in ein Tier verwandelten und durch einen Kuß (also = *K*!) erlösten Schönen, so daß im Gegensatz zu Herrn Edens

grade der K u ß das Ursprüngliche und der Hirsch nichts anderes als die verwandelte, zu erlösende Schöne wäre!²¹⁾

Die natürliche Erklärung ist so naheliegend, daß sie wohl jedermann einfällt: Die gewöhnlichste Zeit der großen Hoffeste ist (schon des Wetters wegen) Pfingsten, sowohl in den Artusromanen als auch ebenso in den Chansons de Geste, daher *W* die O s t e r n der Vorlage (*K*) eigenmächtig in P f i n g s t e n geändert hat. Warum aber sollte denn *K*, wenn in seinem vermeintlichen *X* das ganz gewöhnliche und allgemein übliche Pfingstfest gestanden hätte, dies seinerseits in das seltene und ungewöhnliche Ostern geändert haben? — Der Verfasser übersieht ferner, daß es sich um ein Märchen, das hier verwendet ist, handelt, wie er dann selbst von einem ‚wunderbaren‘ Hirsch spricht. Im Märchen, wo jede Motivierung und Wirklichkeitsmöglichkeit wegfällt, kommt eben dieser weiße Hirsch jedesmal vor, als ein Wunder²²⁾, und daher hat *W*, der immer motivieren und der Vorlage am Zeug flicken will, diesen Punkt geändert. Daß wir hier und auch noch in der damit verbundenen Sperberepisode mitten im Märchen sind, brauche ich wohl nicht auszuführen. Ich führe dafür nur noch den bekannten Zug an, daß Enide mit ihrem ärmlichen Gewand, wie Erec sie angetroffen, zu Hofe gehen muß. — Es folgt S. 79 f. das ‚alte Gemäuer‘ in *W*, die verrostete, wertlose Rüstung, Dinge, die ich bereits oben S. 155 f. behandelt habe.

²¹⁾ Unterhaltend, wie immer, ist J. West on, wenn sie, hier im Anschluß an diese Mitteilung S. Singers, unsern Kristian kritisiert: *This solution seems to me both natural and probable. Chr. was certainly, in more than one instance, dealing with matter the real character of which he did not understand.* Auch für ihr Percevalbuch wie für alle ihre vorausgehenden Schriften gilt noch immer mein in dieser Ztschr. XX², 95—103 über ihren Gawain gegebenes Urteil. In einem Punkt freilich ist ein immer größerer Fortschritt zu verzeichnen. Während sie früher nur aus zweiter Hand arbeitete, hat sie später immer reichlicher und gründlicher die Texte, zuletzt sogar (und zwar viele umfangreiche) Handschriften eingesehen, verglichen und durchgearbeitet und so grade beim Perceval ein großes, wichtiges Material zutage gefördert, was wir mit großer Dankbarkeit annehmen und voll würdigen. Ich bin überzeugt, daß die weiteren Studien der unermüdlichen Verfasserin sie auch noch auf den richtigen Weg und auf die richtige Methode bringen werden, wo sie nicht mehr wie jetzt die Quellen, alte, neue, direkte, indirekte, bunt durcheinander benutzt und darauf hin lustig los konstruiert, sondern auf kritisch gesichtetem Boden vorsichtig sichere oder doch wahrscheinliche Schlüsse aufbaut. Wenn ihre jetzigen luftigen Hypothesen samt ihrem Adonis auch nicht so schlimm sind, wie beispielsweise J. Pokorny's Arthur = Kuckuck (! s. Mitt. der Anthropol. Gesellschaft in Wien, Band 39, 1909 — dies müsste eig. jeder Fachmann lesen), so möchte man doch lieber besseres bei ihr finden.

²²⁾ Ich könnte aber auch auf Grund von vielen sichern jagdlichen Nachrichten auch das tatsächliche, regelmäßige Auftreten von weißen (ebenso schwarzen) Hirschen und Rehen in gewissen Revieren, d. h. die Kfassung, verteidigen. *W* hatte keine besonderen jagdlichen Kenntnisse. Dies nur nebenbei.

2. S. 90 ff. bemängelt er an *K*, daß die Abenteuerfahrt, zu der Erec Enide mitzugehen zwingt, nicht motiviert ist, während *W* „richtig“ die Eifersucht als Motiv hat. *K* läßt die Sache, getreu dem Erzählerton des Märchen, unbestimmt. Aber jeder kann es so deuten, wie es *W* getan hat. Wenn der Verfasser dagegen V. 3304 *Erec ne fu mie jalos* zitiert, um *K*'s Mangel an Verständnis damit zu demonstrieren, so übersieht er, daß *K* hier ausschließlich von diesem einen Fall spricht, wo er dem Grafen die Erlaubnis gibt, sich neben Enide zu setzen. — Hier möchte ich eine allgemeinere Beobachtung einschieben, die zur richtigen Auffassung dieser und anderer Einzelheiten die Richtschnur gibt, nämlich die Eigenart *K*'s, seine Romane spannend zu machen und die Leser in der Erwartung und vorerst im Dunkeln zu lassen; s. Karre S. CXXXVI. Hierher gehört das von mir schon öfter erwähnte Versteckenspielen mit den Namen, sowie die öfter offen gelassene, zurückgehaltene Lösung und Erklärung von einzelnen Abenteuern und Zügen (bes. in der Karre und Gral und zwar nach unserem Gefühl übertrieben angewendet), die erst spät im Laufe der Erzählung folgt. So hat denn *K*, der seine feingebildeten, höfischen Leser kennt, auch hier irgend ein Motiv nicht ausgesprochen, sondern es dem Leser überlassen, sich eines zu bilden, abgesehen davon, daß er bei der märchenhaften Art der Erzählung von Haus aus schon überhaupt zu keiner Motivierung verpflichtet war. Dazu kommt noch ein anderer, für den Kristiankenner einleuchtender Gesichtspunkt. Diese von *W* erschlossene und eingeschobene Motivierung, die Eifersucht, ist ein so plummes, und im vorliegenden Fall so unpassendes Mittel, daß man sich füglich wundern muß, wie der Verfasser dies selbst nicht gefühlt hat. Warum sollte Erec auf Enide eifersüchtig sein? Sie leben beide in den Flitterwochen Tag für Tag, Nacht für Nacht, stets beisammen (2449 *Mout petit de li s'esloignoît*), von den Hofleuten abgetrennt und leben nur ihrer Liebe. Dann hört Erec auf einmal die Klage Enidens über sein ‚Verliegen‘. Nicht Eifersucht, sondern das im Innersten und Tiefsten schwer verletzte Selbstgefühl Erecs mußte sich da in ihm regen! Wie, das Weib, das er aus dem Nichts gehoben, zu seiner Gattin gemacht, mit Außerachtlassung des damals noch viel stärkeren Standesunterschiedes, er, der Königssohn und bewährte Held, die arme Tochter eines herabgekommenen Krautjunkers (dies hatte ich schon früher einmal ausgeführt) wagt es, an seinem Heldentum zu zweifeln! War sie nicht selbst Zeuge des Sperberkampfes? Also so faßt sie seine Hingebung auf? Er mußte auf das Empfindlichste verletzt sein. Nicht Eifersucht, sondern Empörung über das unverständige und gefühlsarme Weib ist es, die ihn zur Ausfahrt bewegt. Und von diesem Standpunkt aus ist die für das moderne

Gefühl etwas brutale Behandlung auch für uns noch verständlich und berechtigt. Man vergesse nicht, daß im ganzen Erec von der späteren Auffassung der Minne keine Spur vorhanden ist, und der Liebende hier noch der Herr und Gebieter, das Weib seine Dienerin ist. Daraus ergibt sich, daß *W*'s Eifersucht seine plumpe Erfindung ist.

3. Fast läppisch aber ist des Verfassers Ansicht, daß *W* das richtige und ursprüngliche (!) hat, weil er eigens motiviert, warum der verhaute und verwundete Erec nicht mit Kei und Gauvain zu Artus ziehen will (V. 3990 ff.). S. 106 „*K* motiviert seine Weigerung nicht, wohl aber *W*, wo er „dem Gwalchmei ausdrücklich erklärt, warum er ihn nicht zu Artus begleiten will: „*je ne suis pas dans un état à me présenter devant qui que ce soit*“ — dazu bemerkt der Verfasser: „eine vollkommen befriedigende Erklärung.“ Es ist also eine Hofetikettfrage, Erec getraut sich nicht, in seiner zerhauenen Rüstung sich Artus und seinen Damen zu zeigen. Er hätte sich früher wohl umziehen müssen!²³⁾ Andre werden vielmehr glauben, daß der verwundete Held, der an Rüstung und Schild noch die Spuren harter Kämpfe trägt, gerade die richtige «dress» trägt, in der er sich am vorteilhaftigsten an Artus Hof sehen läßt.²⁴⁾

4. und letztens. S. 108 f. wird scharf gerügt, daß Gauvain, der den Erec nicht kennt, heimlich durch einen Diener dem Artus sagen läßt, was er tun soll, wenn er „den besten Ritter kennen lernen und beherbergen will“ (V. 4114 ff.): „Wie kann G. wissen, daß der fremde Ritter, den er nicht kennt, der beste Ritter ist?“ In *W* dagegen, sagt der Verfasser triumphierend, ist es „sonnenklar“, da hier Gwalchmei den Geraint erkannt hat, und so schließt der Verfasser: „Dies dürfte eins der schlagendsten Beispiele für die größere Ursprünglichkeit des *W* sein“ (!). — Dieser ganze Einfall ist Prof. Zeners Eigentum, wie das hier (wie so oft) beigesetzte (Z.) lehrt. Darauf ist einfach zu erwidern, daß hier *W* seine Vorlage geändert hat, und zwar in seiner steten Sucht, jeden Zug der Erzählung seinen Lesern „sonnenklar“ zu machen. Aber der aufmerksame Leser von *K* hat dies gar nicht nötig; denn er hat ja noch im Gedächtnis, was er einige Dutzend Verse früher gelesen hat: (V. 4075) der jämmerlich aus dem Sattel gehobene Kei zieht mit dem ihm geschenkten Roß Gauvains zu Artus, *Au tre le roi*

²³⁾ Dieselbe Sorge des Umkleidens zeigt *W* auch sonst, so S. 165: *Chacun se débarassa de ses habits de voyage*, was bei *K* fehlt, also nach dem Vf. auch hier wohl „ursprünglich“ sein wird. Auch sonst verwendet *W* stets große Aufmerksamkeit auf die Toilette seiner Helden und Heldinnen, die er stets nach der neuesten französischen Mode ausgestaffiert auftreten läßt.

²⁴⁾ Ich komme noch auf diese Episode, die ganz besonders für *K*'s Ursprünglichkeit und *W*'s Abhängigkeit spricht, im folgenden noch ausführlich zurück. S. w. u. S. 187.

vint, si li conte Le voir que rien ne l'an cela. So erfuhr denn Gauvain bei dieser Gelegenheit, daß der fremde Ritter den Kei bloß mit umgekehrter Lanze elegant aus dem Sattel gehoben und ihm dann, ganz entgegen der steten Sitte, daß das Pferd des Gestürzten dem Sieger gehört, es ihm auf die Kunde, es gehöre dem Gauvain, ohne weiteres geschenkt und überlassen hat. Daraus konnte der erfahrene Gauvain schon den besten Ritter erschließen. — Daß hier im Gegenteil *W* geradezu unverständlich ist (warum überläßt der Sieger dem Kei ohne ein Wort der Erklärung sein Roß?!), hat der Verfasser übersehen. Er tadelt nämlich, daß *K* die Weigerung Erecs (S. 160 = V. 4108 ff.) zu Artus' Hoflager mitzugehen, nicht motiviert, während *W*, wie er annimmt, dies vortrefflich tut. Der Verfasser übersieht nur, daß Erec sich zweimal (schon 4012) geweigert hat, beidemal unmotiviert in *K*, und — man staune! das erstemal ebenso unmotiviert in *W*. Wie kann so was bei dem stets motivierenden *W* vorkommen? Es dürfte so geschehen sein, daß *W* zuerst seinen *K* nur gedankenlos, aber wie immer kürzend und alles nicht insulare ausmerzend, wiedergibt und die erste unmotivierte Weigerung übersieht; wo sich Erec aber das zweitemal (und *K* sagt wieder nicht, warum) weigert, da erfindet er gleich eine Motivierung (er sei nicht präsentabel). Aber schon im vorausgehenden hat er seine Vorlage (*K*) verdorben; *W* 161, Z. 8. *G. le regarda alors avec attention et le reconnut.* Wie kann er den Erec, der in Eisen gehüllt und den Kopf mit dem Helm gesichert hat, erkennen? Es ist dies, ohne Abnahme des Helmes, ganz unmöglich: man vergl. nur den Zweikampf zwischen Gauvain und Ivain der zwei Schwestern wegen! Doch diese ganze, in *W* zu ein paar Zeilen zusammengezogene, bei *K* so schöne und elegante Episode V. 3931—4280 = *W* S. 159—162, also 74 Zeilen gegen 350 Verse in *K*) verrät sich noch von einem andern Standpunkt aus als sichere Verschlechterung, die *W* aus bestimmten und uns offenbaren Gründen an *K* vorgenommen hat; s. weiter unten S. 187 ff. — S. 116 ff. behandelt er die Episode des „Freudenhof“, worüber ich schon oben S. 164 das nötige gesagt habe.²⁵⁾

Es folgt endlich S. 129—146 das V. und letzte Hauptstück: „Ergebnisse und Schlußbetrachtung.“ Es beginnt mit dem Schluß, den er hier wiederholt, daß *K* in seiner Vorlage bereits „die ganze Fabel des Erec“ gehabt hat [oben schon widerlegt als nicht bewiesen und unwahrscheinlich]

²⁵⁾ Diese Beispiele lassen sich nach Belieben vermehren und zeigen alle jedermann, wie es mit dieser Methode, die eine Version besser zu finden als die andere, und aus ihrem Bessersein auf ihre Ursprünglichkeit zu schließen, aussieht. Man überlege dann, daß dies der Hauptbeweis ist, den der Verfasser vorbringt; alle seine andern Versuche sind nur nebensächlich und ebenso unhaltbar, wie dies im einzelnen für jeden Punkt nachgewiesen wird.

und erklärt: „wir haben dann Othmers Versuch, die direkte Abhängigkeit des *W* von *K* nachzuweisen, eingehend in allen Punkten widerlegt.“ (!) — Daß ihm dies nirgends gelungen, hab ich schon gezeigt.

„*W* und *K* gehen beide auf dieselbe Quelle [*X* nenne ich sie stets] zurück, da sich viele Teile des Romans in *K* als Korruptionen einer älteren, besseren Fassung der Erzählung deutlich charakterisieren“. Dies will er beweisen, 1. weil *K* und *W* „von Anfang an bis zu Ende in unzähligen mehr oder minder wesentlichen Punkten differieren. „Die vorhandenen näheren Übereinstimmungen in unwesentlichen Zügen²⁶⁾ widersprechen der Annahme einer gemeinsamen Quelle nicht.“ — Das sieht fast wie eine Fälschung des eigentlichen Tatbestandes aus. S. 130. 2. „Die Annahme, *K* stammt aus *X*, bietet in allen Fällen von Verschiedenheiten weniger Schwierigkeit als die Annahme, *W* stammt aus *K*.“ 3. „Vor allem enthält *W* eine ganze Reihe besserer, logischerer, durch den Zusammenhang geforderter, also offenbar primitiver Züge, wo *K* Widersinnigkeiten, Unlogisches, Unverständliches bietet“ (!). Jetzt wiederholt er die Stellen, wo *W* nach seiner Ansicht Besseres, also Ursprünglicheres bietet.

S. 132. „Sollen wir glauben, daß der naive kymrische Erzähler seine Vorlage mit dem Auge des modernen philologischen Forschers durchgenommen und von Anfang bis zu Ende durchkorrigiert, und zwar in überaus verständnisvoller, ja geradezu divinatorischer (!) Weise durchkorrigiert hat?“ Ja, wenn auch von dem Übertriebenen der von mir unterstrichenen Stellen vieles zu subtrahieren ist. Ich werde es gleich in der richtigen Form anders sagen. Er schließt dann: „Ich meine, für jeden, der sehen kann, ist es klar (!), daß *W* in den angeführten Fällen die ursprüngliche Version hat, die Chr. ungeschickt geändert hat.“ (so!)

Da haben wir's, der „naive“ kymrische Erzähler hat seine ausgezeichnete Vorlage getreu abgeschrieben, dem genialen Dichter aber ist dieses getreue Abschreiben nicht geglückt, er hat vielmehr seine ausgezeichnete Vorlage ungeschickt geändert und „verschlechtert“!

S. 133 kommt er auf die Entscheidung von G. Paris $W = K + y$ zurück (s. o. S. 159) und sucht sie zu widerlegen. Nun

²⁶⁾ Das ist wohl das stärkste an Verdrehung, was die daran schon so reiche Dissertation bietet. Man lese die vierzehn enggedruckten Seiten (47—60) bei Othmer nach, um den richtigen Sachverhalt zu erfassen! Ähnlich verdrehend spricht er S. 59 von einer „Anlehnung“ s. o. S. 168 Anm. und vgl. noch w. u. S. 183 Anm. Gerade die Übereinstimmung auch in unwesentlichen Zügen, s. oben S. 160 das Zitat von G. Paris, hat ja diesen überzeugt.

habe ich dies in meiner Karreneinleitung selbst und zwar eingehend getan: der Verfasser erwähnt daraus nur einzig und allein meine Erklärung, daß dieses y nichts anderes ist, als eine uns verloren gegangene Redaktion einer oder mehrerer K -Handschriften und daß sie sich meistens durch das Ausfallen oder Verändern eines oder mehrerer Verspaare erklären lassen.

Dagegen läßt sich der Verfasser so vernehmen (S. 134): „Solche Fälle spielen aber in unsrer Beweisführung keine Rolle. Die Abweichungen des W , auf die wir unsre Argumentation gestützt haben, sind hauptsächlich solche, die bei K durch eine ganze, bisweilen aber lange Reihe von Versen — siehe das Abenteuer mit Kei²⁷⁾ — eine von der der erhaltenen Handschriften völlig abweichende Darstellung voraussetzen würden: so weit gehende Differenzen zwischen K -Handschriften sind vollkommen ausgeschlossen!“ Die ganze Argumentierung ist, wie ich gleich zeige, verfehlt;²⁸⁾ hier antworte ich nur auf die letzte, sehr merkwürdige Behauptung. Man kann aus ihr nur schließen, daß der Verfasser nie einen Kristianroman nach der V. L., d. h. nach allen Handschriften durchgenommen hat; er hätte dann Dinge gefunden, die das von ihm Geleugnete weit übertreffen! So die zwei großen Interpolationen im E und L , und gar im G !! Da sind die vom Verfasser geleugneten Dinge, damit verglichen, einfach Kinderspiel. Und die großen Lücken in gewissen Handschriften, so in V beim I , und die vielen hunderte von Stellen, wo sich kleinere, selbst ein paar Dutzend Verse umfassende Interpolationen oder Auslassungen finden! Aber darauf kommt es gar nicht an. Der Verfasser hat meine Argumentierung gar nicht wiedergegeben. Ich hatte diese Erklärung ausschließlich für die Fälle angesetzt, wo $\mathfrak{H}$, $\mathfrak{N}$, ($\mathfrak{S}$) und W etwas anderes sichern, als was in unsrem K steht. Für alle andern Fälle gilt die einzig mögliche, im folgenden noch mehr gestützte Erklärung, daß W selbständig geändert hat. (S. o. S. 153.)

Die ganze Sache liegt so einfach, wenn man sich folgende Fragen stellt: Wenn K an einer Stelle etwas Schlechtes, Schwaches, nicht motiviertes gibt, während sie in W in Ordnung ist, gut motiviert, warum hätte K gerade hier seine vorzügliche Vorlage, das imaginäre X , geändert, d. h. verschlechtert? Welches

²⁷⁾ Gerade dieses Abenteuer spricht, wie wir schon S. 177 gesehen haben, am deutlichsten gegen den Vf.; s. noch w. u. meiner ausführlichen Behandlung dieser Episode S. 187 f.

²⁸⁾ Es kann sich, wie ich in der Karren-Einleitung gezeigt, bloß um Fälle handeln, wo, wie beim Morgensonnenstrahl im Fenster, ein sicheres (!) Plus aus $W + \mathfrak{H} +$ (oder) $\mathfrak{N}$ erschlossen wird. Hier wird stets ein oder höchstens zwei Verspaare genügen und es werden überhaupt sehr wenig solcher Fälle sich nachweisen lassen; siehe oben S. 154 f.

Interesse oder welchen Grund konnte er haben, seinen Lesern etwas Schlechtes und Schwaches statt des Guten und Passenden seiner Vorlage zu bieten? War er nicht imstande, auch hier abzusprechen? War er denn ein unfähiger Anfänger oder ein Idiot? Darauf gibt's keine Antwort. Dagegen ist es jedesmal klar, warum *W* den ihm nicht gefallenden *K* ändert: entweder ist die Stelle dem Wälchen und seinen Landsleuten unverständlich, die Sache fremd, die Begebenheit erscheint ihm überhaupt nicht motiviert oder nicht so, wie es *W* paßt; wir begreifen, wenn er Episoden und Gespräche, die seine Leser nicht interessieren, kürzt oder rundweg streicht — wir sind fast jedesmal imstande, den Grund seiner Änderung noch jetzt anzugeben. Es ist bezeichnend für das Verständnis des Verfassers, daß ihm derartige so nahe liegenden Fragen nie eingefallen sind.

Die Vorzüglichkeit des *W* ist also für die Frage der Ursprünglichkeit niemals beweisend für *W* — wohl aber ist es die vom Verfasser angenommene „Verschlechterung“, die *K* vorgenommen haben soll — also ganz das Gegenteil von dem, was der Verfasser annimmt.

Es folgen dann noch ein paar unwesentliche Dinge, dann ist für ihn *W* und *K* aus *X* sichergestellt und er untersucht dann S. 136, welcher Natur dies *X* gewesen sei. Nachdem er noch zwischen *X* und *W* ebenso wie zwischen *X* und *K* „mehrere Zwischenstufen“ angenommen, fragt er, in welcher Sprache dies *X* abgefaßt gewesen, ohne zu einem Schlusse zu kommen, und lehrt uns, daß wir uns „hinter *X* für einzelne Züge und Episoden noch keltische Quellen zu denken haben“.

Und nun behandelt er das Keltische in *W*: Keltisch sei a) „daß Artus nicht früher zu essen beginnt, ehe ihm ein Abenteuer begegnet ist,“ — was (s. o. S. 174) gar nicht in *W*, ebensowenig wie in *K* steht!; b) das ‚Verliegen‘ nach G. Paris — schade nur, daß die Keltisten davon nichts wissen; c) „daß man allgemein die Jagd-, die Sperber- und Freudenhofepisode für keltisch hält, habe ich schon oben gesagt“ — lauter Dinge, die für die Hauptfrage gleichgültig sind, deren Keltizität aber ganz unsicher und jedenfalls bisher unbewiesen ist. Er will damit offenbar die *provenance galloise* des *W*, die nach G. Paris heute niemand mehr behauptet, erweisen. Mit welchem Erfolg, kann jedermann selbst beurteilen.

S. 138 folgen noch eine Reihe von Punkten²⁹⁾, die den keltischen oder wenigstens insularen Ursprung erweisen sollen: „Die

²⁹⁾ Diese keltischen Punkte rühren meist von F. Lot Rom. XXV, 7 ff. her, was aus des Vf.'s „vgl. F. Lot“ nicht ganz klar hervorgeht — sie sind alle für seinen Beweis gleichgültig. F. Lot polemisiert dort gegen ein paar Einzelheiten H. Zimmers (der ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat), ohne daß er die Hauptfragen überhaupt berührte. Hätte der Vf. dies alles bei H. Zimmer nachgelesen, so hätte er wohl seinen ganzen ‚keltischen‘ Exkurs gestrichen.

Handlung der Dichtung spielt ausschließlich in Großbritannien, und zwar vornehmlich in Wales und Cornwall: 1. Artus' Hof befindet sich in Caradigan; 2. Erec schenkt seinem Gastgeber Rotelan (Nordwales); 3. die Ehe Erecs wird vom Erzbischof von Canterbury eingeseget; 4. Turnier zwischen Evroic (York) und Tenebroc — dies sei Edinburg.“ Ich bemerke nur nebenbei, daß Edinburg in *K* nur „Isle as Puceles“ heißt und wiederhole, was schon Brugger in dieser Zeitschrift XX, 131 moniert, daß eine Ortsangabe wie „Turnier zwischen York und Edinburg“, 260 km in Luftlinie, wie H. Ed. selbst berechnet, selbst für einen Insulaner unverständlich wäre. — Der Verfasser natürlich ist vom Gegenteil (wie bei allem!) überzeugt und stützt es mit: „Die Angabe, ein Ort liege zwischen Hamburg und Berlin, würde auch heute noch nichts Auffälliges haben.“ Verständigen wir uns vorerst genauer: ein Ort, z. B. „Perleberg“, gewiß nicht, aber eine Angabe, „ein Concours hippique (und das ist unser Fall!) zwischen Berlin und Hamburg“ wäre heute ebenso widersinnig wie das von dem Verfasser für *K* behauptete. 5. Erec residiert in Tintaguel; 6. sein Vater wohnt in Carnant und ist König von Destregales — dagegen ist zu bemerken, daß Destregales³⁰⁾ schon sprachlich unmöglich ist und daß Carnant 2315 sicher Nantes ist, wie Zimmer feststellt; Loth's gegenteilige Ansicht ist durch Nantes 6555 u. a. in *K* widerlegt, da beide Namen dieselbe Stadt bezeichnen. Es ist aber dies alles ganz gleichgültig, wie auch ein paar andere keltische Ortsnamen, die beim Verfasser noch folgen.

Es ist doch klar — und man staunt über einen derartigen Mangel an Verständnis —, daß der kymrische König Artus doch nur in seinem Reich, also auf der Insel, in ihrem keltischen Teil, residieren wird, und nicht etwa in Paris oder in Rouen! Wie oft habe ich schon ausgeführt, daß Artus durch Galfrid von Monmouth zu einem Gegenstück von Karl dem Großen gemacht ist und dem fränkischen Held als der gleichwertige oder noch überlegene kymrische Held gegenübergestellt ist. Der mußte natürlich kymrisch lokalisiert und kymrisch ausgestattet werden. Dieser ganze Teil also ist für die Beweisführung gleichgültig. Nur das vom Verfasser bei Seite geschobene Nantes = Carnant wird gleich eine große Rolle spielen — gegen den Verfasser.

Die Frage, warum der Franzose, der doch weiß, daß Artus König von Wales ist und auf der Insel lebt und herrscht, trotz-

³⁰⁾ Es ist die einzige Stelle, wo der Verfasser in diesem nur Keltisches behandelnden Teil den Namen H. Zimmer einfließen läßt — offenbar hat er ihn aus F. Lot, also aus zweiter Hand. Denn sonst wäre es wiederum ganz unverständlich, wenn er seine Arbeiten durchgenommen und nicht benutzt hätte. — Was Destregales betrifft, so könnte es nur *de Destregales* lauten, was das Versmaß ausschließt; s. in dieser Zeitschrift XIII¹ S. 40.

dem einen Teil der Handlung in die Bretagne (Armorika) verlegt, wozu für ihn nicht der geringste Anlaß vorhanden war, hat sich der Verfasser auch diesmal, ebensowenig wie sonst in solchen Fällen, nicht gestellt. Welches Interesse hätte er gehabt, die rein kymrischen Lokalitäten zu modifizieren? Ihm war es doch egal, wo Artus, Erec leben, residieren, heiraten! Er hatte keinen Anlaß, seine Vorlage *x* zu ändern, wohl aber der Wälsche, der seinen König auf seine Insel beschränkt.

S. 141 operiert der Verfasser mit dem festländischen Ursprung des Namens Erec (er führt dabei F. Lot, Rom. XXV [1906] an, von dem bereits vorher H. Zimmer (in dieser Zeitschrift XIII [1891], 26 ff.) die wichtige und für unsern Fall besonders entscheidende Tatsache nachgewiesen hat, daß er den insularen Kelten ganz unbekannt ist, wie denn dieser Gelehrte überhaupt alles, was wir jetzt über die Onomastik der Artusromane und ihre Herkunft wissen, festgestellt hat. Aus dem festländischen Ursprung dieses Namens schließt der Verfasser (S. 141): „Der Name des Helden steht bei *K* demnach sowohl geographisch als auch chronologisch mit den aus den Ortsnamen sich ergebenden Tatsachen im Widerspruch“ (vom Verfasser sehr weit gesperrt), während bei Geraint in *W* „der Name des Helden aufs beste stimmt zu den topographischen und chronologischen Daten der Erzählung“ (ebenso vom Verfasser gesperrt). Unter diesen Umständen spricht offenbar (!) alle (!) Wahrscheinlichkeit dafür, daß der ursprüngliche Held der Dichtung Geraint war, daß also, was den Namen des Helden betrifft, *W* das Ursprüngliche hat gegenüber *K*, bei dem der in Frankreich unbekannte (!) inselkeltische Name des Helden durch einen bekannten kontinentalen Namen³¹⁾ ersetzt worden ist. . . . (S. 143). Nehmen wir dagegen an, Erec sei der ursprüngliche Held der Dichtung geworden und diese sei eine Erfindung *K*'s,³²⁾ so bleibt es gänzlich unverständlich, wie letzterer dazu kam, den festländischen Helden in Wales zu lokalisieren und den Schauplatz der ganzen Handlung nach Großbritannien zu verlegen.“ (!)

Jetzt ist's aber genug — zum Glück sind wir auch bald am Ende der Dissertation angelangt. Was noch folgt, führe ich aus purer Gewissenhaftigkeit noch an: 1. S. 143. „Der Name der Heldin ‚Enid‘ ist inselkeltisch (nach F. Lot!), während er dem keltischen

³¹⁾ Den Franzosen, also auch *K*, waren die bretonischen keltischen Namen ebenso gleichgültig, wie die insular-keltischen!

³²⁾ Erfindung *K*'s! — dies hat noch niemand behauptet, ich am allerwenigsten; ich lehrte und lehre, daß *K* eine Anzahl keltischer (und meist armorikanischer) Motive, darunter auch den bretonischen Namen, von den Conteors entlehnt und zu seinem Roman verarbeitet hat. Das ist etwas ganz anderes!

Festland fehle und heiße ‚Waldlerche‘ — Triumph. Es ist mir (und ebenso den Keltisten!) nicht bekannt, daß es derartige Namensbezeichnungen auf den keltischen Inseln oder dem keltischen Festland gegeben habe. 2. S. 147 f. *X* werde wohl eine *Prosaerzählung* gewesen sein, die bereits den ganzen Roman umfaßt haben müsse: alles *K* und *W* Gemeinsame, alles was in *W* besser und ursprünglicher ist und „die wenigen ursprünglichen Züge, die sich in *K* finden“. Und er wiederholt nochmals den Vergleich mit Lafontaine (s. o. S. 171), dem „französischen Homer“ (!), dem man ebensowenig wie dem *K* „den Ruhm eines hervorragend schöpferischen Genies zuerkennen dürfe“; es bleibe aber trotzdem für *K* noch genug Verdienst übrig: S. 146: „woher er auch seinen Stoff nimmt, drückt er ihm den Stempel seiner Persönlichkeit auf.“

Was ich jetzt endlich am Schluß dieser zu langen Ausführungen — schade um die schöne Zeit und die große Mühe, die ich auf einen neuen Gegenstand hätte nutzbringender verwenden können — aber so eingewurzelte Irrtümer müssen endlich ausgerottet werden — vorbringe, ist in manchen einzelnen Zügen schon von andern, so von Golther und besonders von Zimmer, dann von mir zusammenfassend behandelt worden; aber es muß hier nochmals, hoffentlich zum letztenmal, wiederholt werden.

Also der Name und die Topographie in *W* ist ganz insular — alles stimmt: in *K* dagegen ist die Topographie (Artus und sein Hof) auch insular, aber der Held habe einen festländischen Namen und, was ich hinzufüge, mitten in der insularen Topographie taucht Nantes = Carnant, eine Stadt in der Bretagne, auf. — Also grober Widerspruch, *mithin W* *ursprünglich*!!!

Es zeigt die ganze Gedanken- und Urteilslosigkeit des Verfassers, daß er bei diesem Schluß stehen bleiben konnte. Er mußte sich doch gewisse Fragen (s. schon oben S. 180 f.) aufstellen, die jedermann sofort einfallen: Warum hätte der Franzose, für dem doch die ganze Geschichte nur eine märchenhafte Erzählung ist, und dem dabei alle nationalen Gesichtspunkte, ob kymrisch oder bretonisch, ganz fernliegen (dasselbe würde auch für die von *K* „verschlechtert“ abgeschriebene französische oder lateinische Prosaerzählung gelten, die der Verfasser erfindet), die klare, einheitliche Onomastik und Topographie seiner vermeintlichen Vorlage geändert? Er müßte doch einen Anlaß dazu gehabt haben! Warum verändert er so unhistorisch und untopographisch die Vorlage?!! — Darüber belehrt uns der Verfasser folgendermaßen:

„Dem französischen Dichter, welcher den Namen Erec einführte, mag es nun *K* oder, was wahrscheinlicher ist, schon der Verfasser seiner Quelle gewesen sein, waren offenbar die in der

Erzählung genannten Lokalitäten unbekannt — man weiß ja, wie groß die Unwissenheit der mittelalterlichen Spielleute und conteurs in geographischen Dingen ist. Er ließ deshalb die Ortsnamen, welche er in seiner Quelle vorfand, bestehen, ohne sich bewußt zu sein, daß der festländische Namen seines Helden zu der ihm in der Erzählung zugeschobenen Herkunft und dem ganz insularen Schauplatz nicht stimmt?“ Diese Behauptung zeigt wieder so recht deutlich die Unkenntnis ihres Urhebers in den Werken Kristians — denn ihn wenigstens kann sie nicht treffen; ich verweise auf seine genauen geographischen Kenntnisse Englands z. B. in seinem *Wilhelm*; man lese S. XXVII ff. meiner kleinen *Wihelmsausgabe* nach.

Warum soll aber *K* (oder seine französische Vorlage) einen keltischen Namen, der ihm unbekannt war, ersetzt haben? Er wird doch noch Dutzende von anderen keltischen Namen auch nicht gekannt haben, und hat sie nicht angerührt. Einem Franzosen sind eben alle keltischen Namen vollständig gleichgültig und gleich unbekannt — sie sind eben fremde Namen. Es ist unfindbar, warum der Franzose einen solchen keltischen Namen geändert haben sollte. Dagegen ist das Entgegengesetzte, daß der *Kymre*, der alles *kymrisiert*, und alles seinen Lesern zu recht macht, der soviel anderes Fremde (ich komme bald auf einiges recht bezeichnende zurück), jeden Stein des Anstoßes, über den seine Leser stolpern könnten, entfernt, d. h. alles ihnen Auffallende ausmerzt und durch Einheimisches ersetzt, von selbst einleuchtend. *W* also hatte einen sehr triftigen und dringenden Grund, den auf der Insel ganz unbekannten *Erec* durch einen bekannten insularen Helden zu ersetzen. Es war für ihn eine Notwendigkeit. Eine solche Substitution war (dies sagt der Verfasser in entgegengesetztem Zusammenhang selbst S. 142 und merkte nicht einmal, daß dies gegen ihn schrieb) „um so leichter möglich, als in gewissen Fällen *Geraint* auch *Eraint* lauten kann“, wofür er F. Lot, *Rom.* XXV (1906) zitiert, weil er nicht weiß, daß dies Zimmer ein paar Jahre vorher schon gesagt hat. Der Verfasser hatte geschlossen S. 143: „Nehmen wir dagegen an, *Erec* sei der ursprüngliche Held der Dichtung gewesen, diese sei eine Erfindung (! siehe Anm. 26) Kristians, so bleibt es gänzlich unverständlich, wie letzterer (*K*) dazu kam, den festländischen Helden in Wales zu lokalisieren und den Schauplatz der ganzen Handlung nach Großbritannien zu verlegen.“³³⁾

³³⁾ S. 143, Anm. werden sogar die liues *galesches* V. S. 369 als Beweis wälschen Ursprungs angeführt! Soll er denn die Waliser nach französischem Maß messen lassen?! Vgl. Iv. 2959 ff.

Ja (wiederhole ich) wohin soll denn *K* seine Helden, Ritter am Hofe des Königs von Wales und Großbritannien, anders wohin versetzen? Doch nicht nach Frankreich? S. schon H. Zimmer, G. G. A. a. a. O. S. 829.

Und da der Verfasser einmal das keltische Element angebohrt hat (ich habe seine sonstigen sämtlichen Aufstellungen und Schlüsse widerlegt), so kann ich ihm mit weiterem dienen. Zwar einen Punkt hat er auch noch behandelt, und zwar notgedrungen, da Othmer ihn bereits ins Treffen sehr geschickt geführt hat, nämlich das auffällige Erscheinen eines königlichen Hofarztes Morgan Tud an Artus' Hof, der Geraints Wunden heilt, genau an der Stelle, wo bei *K* von einem Pflaster der Fee Morgue die Rede ist, das diese Heilung vornimmt, was Othmer als ein grobes Mißverständnis des Wälschen auffaßt, der die Fee Morgue nicht gekannt hätte. Der Verfasser widmet der Widerlegung dieser einfachen und einleuchtenden Feststellung (S. 40 ff.) mehr als 5 Seiten, und stützt sich da auf ein Fräulein Paton — alles was da steht, läßt sich ja Punkt für Punkt widerlegen, aber schade ums Papier. Es wird dies alles einfach endgültig abgelehnt durch folgende sichere Tatsachen: 1. ein Morgan Tud ist in der ganzen insularen Sage unbekannt³⁴), also hier durch das Mißverständnis des *W* eingeschmuggelt als seine eigene Erfindung. 2. Dies wird jedermann klar, der sich erinnert, daß Morgue, die Fee, und Schwester Artus', in der ganzen insularen Artusdichtung unbekannt ist; daher auch der *W* des Owein die Stelle, wo dort Morgue 2953 vorkommt, einfach ausgelassen hat. Dadurch ist also die Interpolation des *W* vollständig erklärt. Eine königliche Hofärztin, was ja die offenbare Femininform Morgue ja hätte veranlassen können, wagte er doch nicht, einzuführen — daß wäre bei dem gänzlichen Fehlen dieser Hofcharge um so auffälliger gewesen. Auf den Einwurf, *W* hätte aus dem Fem. Nom. Morgue nie eine Morgan erfinden können (dies nur aus dem Obl. Morgain), ist zu erwidern, daß er einfach lächerlich ist: *W*, der französische Romane übersetzt, muß doch soviel altfranzösisch kennen, um Formen wie Evain, Bertain, Morgain neben Eve, Berte, Morgue zu kennen, und da er eine Hofärztin nicht zu erfinden wagte, begnügte er sich mit einem Mann. 3. Woran sollte aber *K*, dem doch Morgue *la sage* ebenso Hekuba ist wie der Arzt Morgan Tud, geändert haben? Er hatte gar keinen Anlaß dazu!

³⁴) J. Loth, Mab. II, 32, Anm. 1, freilich behauptet, *le grand médecin, dans les Mabinogion de Geraint et de Peredur, c'est Morgan Tud* — dies ist falsch; im Peredur werden zwar wiederholt (S. 72 und 81) Ärzte erwähnt, aber kein Morgan Tud. Dieser kommt in der ganzen keltischen Literatur nur ein einziges Mal, eben in unserer Geraintstelle vor.

Noch schlagender wird ein zweiter Umstand, der freilich nur bei Kenntnis der keltischen Verhältnisse, wie sie uns H. Zimmer erschlossen hat, verständlich wird. Es betrifft die hübsche Episode, wo Kei auf Gavains Pferd *Guingalet* (ohne G.s Vorwissen) wegreitet und im Wald den arg zerhauenen Erec antrifft (s. o. S. 177 f.). Erec hebt den frechen Eindringling statt mit der Eisenspitze bloß mit dem hölzernen Lanzengriff aus dem Sattel und schenkt ihm den *Guingalet* auf seine demütige Bitte, es sei nicht sein, des Besiegten Kei, Pferd, sondern es gehöre dem berühmten Gavain. In *W* (159, 160) ist diese Episode sehr kurz abgetan und das merkwürdigste, von Gavains Pferd keine Rede! Hier reitet Kei auf seinem Pferd, daher Geraints Großmut, daß er dem Besiegten sein Pferd ohne jede Erklärung läßt, das doch stets die Beute des Siegers ist, ebenso unterdrückt und rätselhaft ist. Warum vermißt der Verfasser hier in *W* nicht die sonst für *K* stets verlangte Motivierung? Er hat dafür stets nur Augen bei *K*, nicht bei seinem teuern *W*! Und die lächerliche Rolle, die Kei hier bei *K* spielt, ist ganz abgeschwächt, wenn nicht eliminiert. Warum nur? Der Verfasser, dem all die Dinge unbekannt geblieben sind, triumphiert bloß, in *K* sei das Nichtkommen Erecs zu Artus, der im Wald lagert, wohin ihn Kei mit Gewalt bringen wollte, unmotiviert, dagegen bei *W* wohl motiviert: Geraint ist nicht präsentabel, nicht in *full dress*! — Die Dinge liegen etwas anders. Erstens hat *W* diese Motivierung, als er die 1. Weigerung Erecs, (3995 ff.) zu Artus zu ziehen, antraf, auch nicht motiviert, während sie dort ebenso unverständlich ist, wie die analoge zweite. Erst, als Erec nochmals (4108) ablehnt, glaubt er, dies doch nicht durchgehen lassen zu dürfen und erfindet die läppische Erklärung. Warum aber hat er den *Guingalet* und Erecs Großmut ausgelassen, da er doch sonst seinen Helden in ein möglichst helles Licht zu stellen bemüht ist? Antwort: weil in der ganzen insularen Artussage dieses Pferd *Gauvains* völlig unbekannt ist!, also stets derselbe Grund, warum *W* unbekanntes, fremdes entweder wegläßt oder ändert. Noch nicht genug; diese Episode lehrt uns noch etwas weiteres: Kei spielt in *K* eine gradezu jämmerliche Rolle, eine Rolle, die diesem Thersites am Artushof, wie wir sie aus den französischen Artusromanen kennen, genau entspricht. In *W* ist sie so abgeschwächt, daß einzig das aus dem Sattel Gehobenwerden davon übrig geblieben ist. Warum hat *W* eine Szene, die seine Leser doch ergötzt hätte, so eskamotiert³⁵⁾? Weil Kei in der insularen Dichtung,

³⁵⁾ Auch im Owein S. 27 ist das Schimpfliche und Lächerliche bei Kei's Niederlage unterdrückt. Vgl. noch dasselbe Keimotiv im Peredur S. 71, 72 (jedesmal gleich *K*!, aber auch hier ist das Lächerliche eliminiert), hier in Kristians Gral besonders glücklich

was der Verfasser auch nicht weiß, nicht der Thersites der französischen Romane, sondern ein Ritter ohne Fehl und Tadel ist, der nur neben Gwalchmei und ähnliche Helden gestellt wird! Daß aber die ganze Episode in der *K*-gestalt bereits in *X* hätte stehen müssen (stellen wir uns einen Augenblick auf des Verfassers Standpunkt), zeigt sogar noch das, was *W* von ihr übrig gelassen hat. Man vergleiche die Gespräche, die dabei geführt werden, und daher die Ursprünglichkeit des *K* sichern. Also hier ein kleines Meisterstück in *K*, das in *W* zu einer banalen Kleinigkeit zusammengeschrunpft ist — das ist der stets verschlechternde *K*!

Es gibt, wenn wir einmal das keltische Moment heranziehen, noch eine Reihe von Einzelheiten, die auf *W* ein sonderbares Licht werfen. In *K* wird Erec am Schluß 6555 ff. in Nantes gekrönt, was ja gut stimmt, da sein Vater dort König ist = Carnant, d. h. Kaer (keltisch Stadt) Nantes (2315). Dies hat *W* ausgelassen, weil Nantes in der Bretagne liegt, also in seinen insularen Kram nicht paßte. Warum hätte *K* seinen Erec nicht ebensogut auf der Insel krönen lassen können?

Die Eltern Enidens heißen in *K* Liconal und Car-senefide, und zwar kommen sie nach *K*s Versteckenspielerci erst am Schluß vor (6896, 6894). In *W* heißt der Vater comte Ynywl 126, die für ihn nebensächliche Mutter bleibt namenlos — da *W* den Schluß von *K* unter den Tisch fallen ließ, fielen ebenso die dortigen Namen mit; den einen Namen beim ersten Vorkommen hat er erfunden. Wozu sollte Erec den keltischen Namen, falls comte Ynywl in *X* gestanden hat, geändert haben? Warum fehlt ferner in *W* Avalon 1954? H. Zimmer hat uns ja belehrt, daß es „den Wälschen vollständig unbekannt war“ (diese Zs. 12, 247).

Warum sollte *K* in der langen Liste seiner Namen (von denen *W* nur wenige übernimmt) gerade den kymrischen Amir, der in *W* vorkommt, ausgelassen haben, falls er in *X* stand? Wohl wissen wir, warum ihn *W* einschmuggelte: er ist rein insular, konnte deshalb in *K*s kontinentaler Quelle nicht stehen; s. H. Zimmer G. G. A. 1890, 522/3). Ein Amir kommt überhaupt in keinem Artusroman vor!

Ich schließe endlich dieses keltische Kapitel³⁶⁾ mit meinem alten, s. Z. zum erstenmal vorgebrachten und all-

behandelt — gerade dies ein sicherer Beweis, daß dieses Keimotiv, das Kristian dreimal behandelt hat, (das zweite und dritte mal ganz sicher!) sein geistiges Eigentum ist.

³⁶⁾ Im Verlauf der ganzen Dissertation, besonders aber im letzten Viertel betont der Verfasser nachdrücklich stets das keltische Moment, als wenn es ausnahmslos für seine Ansicht spräche, leitet Begründungen ein mit Worten wie S. 116): „Auf jeden, der mit kel-

gemein anerkannten Haupt-Argument: Auch in *W* ist Artus die bloße Paradefigur, die räumlich zum Sammelplatz dient; er, der große Held und Eroberer in der insularen Artussage, in der auch Peredur, Owein, Lunet, Enit fehlen, ist auch im Geraint dieselbe Null, wie in *K*, genau in derselben Weise ausgeführt, so daß schon hierdurch die Abhängigkeit des *W* vom Kontinent, und da es dort zur Zeit keine andre Artusdichtung gibt (s. w. u. S. 190 f.), mithin von *K* gesichert ist. Die war schon durch Othmers (altfranzösisches Rittertum und Ritterschreie) gesichert.

Jetzt kommt noch die Chronologie dran, die auch gegen den Verfasser spricht, da nach ihm dieses vermeintliche *X* spätestens in die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts zu setzen ist: S. 63 Erec ist zwischen 1150—1170 entstanden, *W* nach J. Loth Ende des XII. Jahrhunderts (nach H. Zimmer erst 1. Hälfte XIII.), also „wären die *W* ziemlich gleichzeitig mit *K* entstanden.“ Da nun nach S. 136 zwischen *K* oder *W* und *X* „mehrere Zwischenstufen zu denken sind“, so kommen wir nach seiner Auffassung zu dem oben angesetzten Zeitpunkt. Es müßten also schon damals in Frankreich Artusromane bestanden haben und zwar wären diese, nach dem was der Verfasser sagt, in Prosa geschrieben! Beides ist für jedermann, der die Geschichte der Versromane in Frankreich kennt, unannehmbar — es steht im Widerspruch mit allem, was wir von der damaligen Zeit wissen. Einmal ist von Prosaromanen aus so alter Zeit keine Spur vorhanden und solche sind auch nie von irgend einem Fachmann angenommen worden — die Prosaromane folgen erst im XIII. Jahrhundert auf die Versromane!³⁷⁾

Es sollen sogar nach dem Verfasser vor *K*'s Erec bereits fertig ausgearbeitete, im einzelnen ausgeführte Artusromane bestanden haben und zwar insbesondere ein

tischer Literatur] bekannt ist“, u. ä. Dies schreibt jemand, der von H. Zimmers Arbeiten nichts weiß und, soweit aus der Dissertation zu erschließen ist, außer dem Geraint nichts Keltisches jemals gelesen haben kann.

³⁷⁾ S. 149 steht noch: „daß *W*'s Quelle ein französischer Versroman gewesen sein muß, wie F. (Lanc. Einl. S. 133 — so zitiert er meine Karreneinleitung) zu beweisen sucht, ist durchaus nicht einzusehen.“ Ich weiß nicht, was der Verfasser meint, denn an der angeführten Stelle steht nichts ähnliches. Es ist aber für jeden klar, daß die Quelle des *W* für mich ein Versroman gewesen sein muß, da ihm *K* vorgelegen hat. Warum ihm keine Prosaerzählung vorgelegen haben kann, hab' ich oben schon gezeigt: die Prosaromane setzen erst nach den Versromanen ein, können also in der vom Verfasser für *W* angenommenen Zeit noch nicht bestanden haben. Es kann aber auch sonst kein Artusroman, sei es in Prosa sei es in Versen, gewesen sein,

vorkristianischer Erec³⁸⁾, der alles enthielt, was in *K* steht, und außerdem noch alles, was *W* mehr oder anders und besser hat. Dieser merkwürdige Roman muß sehr bekannt und auch in England und sogar in Wales verbreitet gewesen sein und muß dort am Ende des XII. Jahrhunderts eben vorgelegen haben. Dann hat dieser „naive wälsche Erzähler“ diesen Roman genau abgeschrieben, nachdem derselbe etwas früher schon in die Hände *K*'s gefallen war, der ihn nur unvollkommen und „verschlechtert“ abzuschreiben imstande war!

Es ist nun das merkwürdige, daß von dieser fremden Glanzleistung (und es sollten eigentlich solcher mehrere andere, ja viele gewesen sein, denn so ein neuer anziehender Roman wird doch zur Nachahmung angespornt haben), die vor die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts fallen soll, nicht das Geringste bekannt ist, keine Spur davon zu finden ist, keine Anspielung, rein nichts! Diese großartige „Erfindung“ (hier paßt das Wort) ist also an den Zeitgenossen und den unmittelbaren Nachfolgern spurlos vorübergegangen, hat einen Augenblick wie ein Meteor (aber nur

weil vor *K* überhaupt kein Artusroman (außer der lateinische Prosa-roman des Galfrid von Monmouth, der sich aber für reine Geschichte ausgibt und für solche genommen sein will) bestanden hat; s. meine eingehende Behandlung dieser Frage und der alles auf diese Frage behandelnden und erlangenden Karreneinleitung S. LXXXVIII bis XCVIII, wo ich E. Wechsslers hingeworfene entgegengesetzte Behauptung ausführlich zurückweise.

³⁸⁾ Wenn solche Romane, wie ich in der Karreneinleitung gezeigt, in Frankreich damals nicht bestehen konnten, so sind sie ebenso in der insularen Keltis unmöglich. Über keltische Prosaerzählungen belehrt uns wieder H. Zimmer, daß „sie nicht allzu umfangreich und von wenig künstlerischem Charakter waren. Zu einer einheitlichen Idee waren nur Anläufe vorhanden. Ein Roman wie unser Erec mit Ritterschaft und Verlegen und Suche würde eine Komposition voraussetzen, die wir nach irischen und wälschen Mustern kein Recht haben anzusetzen.“ Eine wälsche Artuserzählung, die wir zum Vergleich heranziehen können, ist Kilhwch-Olwen — sie zeigt uns am besten den Unterschied zwischen dem ganz französisch auf kontinentaler Quelle aufgebauten und bloß äußerlich kymrysierten *W* und dem echten, insularen Artus, seiner Tapferkeit in einem Kreis, wo jegliche Spur einer französischen Zivilisation fehlt. Es liegt ein Abgrund zwischen diesen beiden ganz verschiedenen Welten, der auch dem Unkundigen beim bloßen Lesen sofort offenbar wird. Also geht *W* auf eine kontinentale französische Quelle zurück, und daß es damals keine anderen als *K* gab, haben wir immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen müssen.

beim „naiven Wälschen“) gegläntzt und ist dann in ihr ursprüngliches Nichts wieder zurückgesunken. Diese undankbaren vergeßlichen Zeitgenossen preisen (und erwähnen nicht einmal) unglaublicher Weise nirgends diesen großen unbekannten, genialen Dichter, sondern vielmehr einzig und allein und immer wieder (und dies geht noch im XIII. Jahrhundert so weiter) unseren *K*, der so ungeschickt war, daß er nicht einmal seine vorzügliche Vorlage erträglich abschreiben konnte, sondern sie so arg verhunzt hat!

Und angesichts dieses so gründlich und rätselhaft verschwundenen Unbekannten fallen einem die ebenso unbekannten und ebenso spurlos verschwundenen anglonormännischen Dichter, die dieselben Romane vor und für den *K* geschrieben haben, ein! (s. großen Erec S. XXXII ff. u. kleinen Erec² S. XVI).

Wie ist der Verfasser überhaupt auf diese in jeder Beziehung unhaltbare und unmögliche Annahme eines vorkristianischen, vollständigen, noch reicheren und besseren Erecromans gekommen, zu der nirgends der geringste Anlaß sich bietet und gegen die alle Tatsachen, so wie sie die Entwicklung des französischen Versromans sichert, so deutlich spricht? Er stellt sie einfach, ohne ein Wort zu verlieren, als Tatsache hin — ist sich also in seiner Unkenntnis all der Schwierigkeiten gar nicht bewußt. Es ist dieselbe Methode, die ich schon früher (s. o. S. 170) einmal beleuchtet habe, die darin besteht, daß eine zu beweisende, unmögliche Hypothese in Ermangelung von Beweisen durch eine andere, ebenso unmögliche Hypothese gestützt wird. Da nämlich der Verfasser in seiner Dissertation a priori darauf losgeht, ein gemeinsames *X* für *W* und *K* nachzuweisen, diese Annahme aber unbedingt einen solchen, vollständigen, vorkristianischen Erecroman voraussetzt, so wird dieser ohne weiteres einfach konstruiert und der gewollte Beweis ist fertig. Das ist dann wissenschaftliche Methode!

Wie man sieht, der alten vom Verfasser wieder aus dem Grabesmoder herausgegrabenen „gemeinsamen Quelle“ steht eine Reihe von Rätseln, Unmöglichkeiten und Widersprüchen sowie sichere Tatsachen entgegen; während bei der Annahme, *W* stamme aus *X*, alles restlos aufgeht und nicht die geringste Schwierigkeit mehr übrig bleibt.

Und jetzt komme ich zu dem letzten, schlagenden Argument, der schon von Othmer nach mir aufgestellten und nachgewiesenen „wörtlichen Übereinstimmung“ zwischen *W* und *K*, die unsern *K* bei der Annahme von einem *X* zum „sklavischen Nachahmer“ und Abschreiber macht, was ja ebenso bei dem jetzt geführten Beweis der Fall ist. Dagegen hatte der Verfasser das Zenkersche Argument vorgebracht (s. oben S. 177), dadurch werde *K*'s Verdienst und Ruhm nicht geschmälert, ebensowenig wie der Molières, Corneille's oder Lafontaine's; freilich auf den Ruhm eines „hervorragend schöpferischen Genies“ müsse er verzichten! Bei dieser Geringschätzung würde sich *K*, der schon in seinem Jugendwerk Erec von seinem Roman behaupten konnte, daß er, solange wie die Christenheit bestehen werde (eine bloße Prahlerei hätte den Lesern lächerlich erscheinen müssen, er hatte also schon damals Grund zu einer solchen stolzen Selbsteinschätzung), nachträglich damit trösten, daß (hier gilt wieder das bereits oben von mir gebrauchte Argument) die gesamte Mit- und unmittelbare Nachwelt ihm diesen von den Herren Edens und Zenker im 20. Jahrhundert strittig gemachten Ruhm neidlos und voll- und nachdrücklichst allgemein zugesprochen hat.³⁹⁾ Man bedenke, das waren Fachleute, Artusdichter, also eigentlich Rivalen, die von *K* in Schatten gestellt waren, und die die gleichzeitige Literatur kannten (von der wir nur einen Bruchteil haben) und trotzdem die Palme des Sieges allein unserem Dichter zuerkannt haben.

Othmer hatte S. 60 nach mir nochmals, angesichts dieses merkwürdigen, dem *K* ganz entsprechenden, nur vortrefflicheren *X*, angesichts der von ihm nachgewiesenen wörtlichen Übereinstimmung gefragt: „Soll er sich so sklavisch an seine Vorlage gehalten haben?“ er, der so originell war im Cligés (ganz sicher im I. Teil), im Ivain, dann in Karre, wo er nur *matiere et sens* erhielt, alles andere selbst lieferte, und gar im Graal⁴⁰⁾, wo er zwei ganz

³⁹⁾ Sollten ihnen die betreffenden Stellen unbekannt geblieben sein, so können sie sie in meinen Kristianausgaben nachlesen.

⁴⁰⁾ Ich hatte gleich von Anfang an (s. z. B. großer Erec S. XXXVI) den Kristianschen Graal scharf in seine zwei einander ursprünglich fremde Bestandteile geschieden, 1. in die Perceval- oder Dümmlings-sage und 2. in den eigentlichen Gral, der das ihm von seinem Gönner geschenkte *livre* enthielt. Ich habe dies dann im Zusammenhang behandelt in der so oft schon angeführten Karreneinleitung S. CXL bis CXLII (man sehe noch meinen kurzen Exkurs im Litbl. 1890 Sp. 268 f. nach) und erklärt, warum keiner der vielen Fortsetzer dieses *livre*, das damals sicher noch existierte, hat finden können. Dort weise ich auch (S. CXL) den Kyot als Wolframs Erfindung nach, nachdem ich die Art, wie, wenn er wirklich existiert hätte, dieser Kyot hätte aussehen müssen, skizziert hatte: ein solches Plagiat, das stets hunderte von Zeilen wörtlich aus *K* abschreibt, und dann plötzlich an einer Stelle gegen ihn polemisiert, war bei einem so bekannten Werk auch damals unmöglich. Wenn Wolframs *K*-Handschrift von einem Schreiber Guoit, der sich am Ende (wie beim Ivain) genannt hätte, wie W. Golther

verschiedene Stoffe, den Dümmling und die Gralsuche (nur diese konnte das ihm gelieferte *livre* enthalten) so in eins verarbeitet hat, daß keiner der vielen Fortsetzer, deren jeder nach Kräften dieses *livre* gesucht haben wird, es jemals hat finden können! Nun kommt Z e n k e r und tröstet K's Freunde, sein Ruhm bleibe doch groß, da ja auch Molière im *Avare*, Corneille im *Cid* (den Menteur laß ich lieber beiseite) und besonders Lafontaine trotz ihrer wörtlichen Anlehnung großen Ruhm geerntet. Dagegen ist zu sagen, daß kaum ein ungeschickterer und unpassenderer Vergleich zu einer solchen Begründung gewählt werden konnte. Die Abhängigkeit dieser drei als Beispiel angeführten französischen Klassiker hat mit der tatsächlichen, von Zenker und Edens dem K zugewiesenen Rolle gar nichts gemein. Denn Molière (dessen Ruhm übrigens mit dem *Avare*, den Zenker dort anführte, kaum gegründet worden wäre), und noch mehr Corneille (man muß sein langatmiges spanisches Original ganz und gründlich vorgenommen haben⁴¹) und nun gar Lafontaine

scharfsinnig vermutet, herrührte, so ändert dies nichts an der Sache, da alle Polemik gegen K doch auf Wolfram zurückfällt. Auf dieser Grundlage beruhen auch die Rektoratsreden von G. Baist und von W. Golther. Um so erstaunter war ich, als im Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien 1911, Nr. XII (10. Mai) Dr. Victor J u n k gelegentlich einer Voranzeige seiner Abhandlung „Gralsage und Graldichtung des MA.“ ausführt, daß „infolge des unseligen und unsre Erkenntnis eher hemmenden als fördernden Übergewichts, das durch Adolf Birch-Hirschfeld inaugurierte gelehrte Dichtung über die ganze Behandlung gewonnen hat“, es förmlich als disqualifizierend galt, von den beiden in der Gral-Parzival-Sage deutlich zutage tretenden, aber miteinander ursprünglich unvereinbaren Elementen, dem märchenhaften und dem christlich-legendarischen, der erstere zu behandeln. Ein Beweis, daß der Verfasser der Voranzeige die einschlägige Literatur nicht genau kennt: Birch-Hirschfeld behandelt eben als seine Aufgabe nur den christlich-legendarischen Teil und sein Ergebnis steht heute noch fest, und schärfer hat wohl niemand die beiden getrennt, wie ich es an der angezogenen Stelle tue und viele andere bereits vor mir getan haben, schon seit K. Simrock (Parzival-übersetzung § 15–17) — ich nenne bloß W. Hertz Parz.-Übers. S. 453 ff. (= seinen Vortrag über die Sage vom Parzival im Juliheft von Nord und Süd (1883) und bes. A. Nutt in seinen *Studies on the legend of the holy Grail* (1888), dann W. Newell, *the legend of the holy Grail* (1900), denen noch sicher andere anzureihen sind. Selbstverständlich ist dieser Märchenforschung auch das bretonische Märchen von Peronnik, das V. Junk behandeln will, nicht unbekannt geblieben. Wenn er bis jetzt aber bei der Behandlung des Dümmlingsmotivs trotzdem nicht herangezogen worden ist, die bisherige Forschung vielmehr sich auf die insularen Fassungen beschränkt hat, so geschah es wegen der etwas fragwürdigen folkloristischen Echtheit dieses litterarisch aufgeputzten Souvestre'schen Märchens, das man seiner Glaubwürdigkeit nach neben den anrühigen Villemarquéschen Barzas-Breiz stellen möchte und man kann auf die Gründe gespannt sein, mit denen Junk seinen Versuch rechtfertigen wird.

⁴¹) Dies darf ich von mir sagen — ich habe es ja s. Z. herausgegeben — 1878.

(man vergl. die rohen von ihm benutzten Fabeln, selbst die Phädrischen mit den fein ziselierten Lafontaineschen Kleinodien!⁴²⁾ haben aus ganz verschiedenartigen (Plutus) oder minderwertigen oder ganz rohen Bausteinen glänzende Meisterwerke geschaffen, während *K*, wie Zenker und Edens wollen, bloß ein *X*, das alles das enthielt, was in *W* und *K* steht, also einen nach der Ansicht beider noch vollkommeneren Roman einfach herübergewonnen und an manchen Stellen buchstäblich abgeschrieben, aber im großen und ganzen arg „verschlechtert“ hat. — Kurz, ein Stümper, der nicht so intelligent war, eine vorzügliche Quelle wiederzugeben, was dem „naiven wälschen Erzähler“ so gut gelungen ist. Wir kommen also, mögen wir diese Ansicht einer solchen Vorlage drehen, wie wir wollen, wir kommen immer auf den großen Unbekannten, der hoch über *K* steht, von dem niemand was weiß und von dem keine Spur übrig geblieben, während die Mit- und Nachwelt nur den Kristian preist. G. Paris, Rom. 20, 166 (2), gab denn ohne weiteres zu, daß *W* *a connu le poème de Chr.: dès lors il devient très difficile de discerner les cas où Chr. suit la source commune* — vielleicht hat er schon selbst an ihr zu zweifeln angefangen.

Daß mit der Zenkerschen Argumentation *K*'s Ruhm angesichts eines so vollkommenen, ihm überlegenen *X* nicht zu retten ist, ergibt sich wohl für jederman von selbst; es muß aber doch bei einem Romanisten, wie Zenker, eigentlich Wunder nehmen. Er lese sich mal den begeisterten Hymnus, den E. Wechssler in seinem Gralbüchlein (1898) S. 45 ff. auf Kristian angestimmt hat, nach. Wenn G. Paris u. a. am *K* nörgeln, so geschieht dies nur von ihrem folkloristischen Standpunkt aus, den man an den Dichter nicht anlegen darf.

Ich kann diese Argumentierung nicht besser als mit folgenden Worten H. Zimmers schließen: „Lächerlich ist es, *K* «inintelligente comprehension des légendes» vorzuwerfen. *K* war doch kein Folklorist, sondern ein mittelalterlicher Dichter, der die Motive und Vorstellungen als Rohmaterial nahm, wie sie sich ihm boten, aber nicht als Folklorist untersuchte.“

Im einzelnen ließen sich noch eine Menge von Ausstellungen machen, besonders wo der Verfasser für *W* stets besseres und

⁴²⁾ S. 170 sagt der Verfasser, „allerdings wird man *K* den Ruhm eines hervorragend schöpferischen Genies nicht mehr zuerkennen dürfen. Auf diesen hat aber auch der ‚französische Homer‘ (!) Lafontaine ganz gewiß keinen Anspruch“. Daß Lafontaine auf den „französischen Homer“ keinen Anspruch erheben kann, darüber läßt sich wohl reden — wegen der darin liegenden Geringschätzung Lafontaines aber siehe das oben S. 171 u. bereits gesagte.

daher (so will er es) ursprüngliches bietet. Nicht einmal die von ihm selbst stellenweise gemachte Beobachtung, daß die französische Erecprosa (die er ganz unnützerweise eingesehen hat, da sie ja nur auf *K* zurückgeht, was ja der Verfasser auch nicht leugnet) öfter an derselben Stelle und sogar ähnlich motiviert, wie *W* (*K* aber nicht), hat ihn nicht zum Nachdenken gebracht. Dasselbe gilt auch einigemal für *H*. Dreimal, wenn ich nicht irre, behandelt er auch Stellen, wo *H* *N* und *W* gegen *K* gehen; aber in einer Weise, daß wir es nicht zu bedauern haben, daß er die große Arbeit, die oben S. 152 erwähnte, nicht vollendete Untersuchung, die notwendig ist, nicht geliefert hat. Es fehlt ihm auch hierzu das nötige Verständnis und die nötige Unparteilichkeit. Man vgl. zu all dem S. 67, 91, 92, 93, 94, 104, 107.

Ich bin zu Ende. Vielleicht wird sich mancher wundern, warum ich eine Arbeit, die uns so weit zurückversetzt und an der die seitherigen Forschungsergebnisse ohne Eindruck geblieben sind, die in der Anlage, der Methode, den Einzelheiten verfehlt ist, so eingehend besprochen und nicht vielmehr mit ein paar Worten abgetan habe, da sie bei dem Mangel an Verständnis und eignem Urteil andres nicht verdiente. Ich tat es einmal, weil die selbstbewußte, überlegene, siegessichere Art des Auftretens, die auf jeder Seite hervorbricht, Leser, die die Frage nur aus dieser Dissertation kennen, leicht in ihrem Urteil beeinflussen könnte, dann aber, damit, falls dies Thema noch einmal behandelt werden sollte, es mit anderer Methode und anderen Kriterien auf anderer Grundlage geschehen möge.

W. FOERSTER.

Der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung.

- I. Einleitendes und Inhalt des Cov. V.¹⁾** — S. 197—199.
- II. Kritik über den Cov. V.**
- A: bis zum Erscheinungsjahre (1903) der *Ch. de G.*¹⁾ Urteile über
- a) Gestalt, Alter und Inhalt des Textes;
 - b) wer ist V., und wo fiel er?²⁾ — S. 199—204.
- B: bis zur Gegenwart.
- a) Inhalt der *Ch. de G.*, der Vorstufe des Cov. V.
 - b) P. Meyer, A. Fichtner, H. Suchier über die *Ch. de G.*, deren Verhältnis zum Cov. V. und Lösung der Fragen nach V. und l'Archamp (durch Suchier). — S. 205—210.
 - c) *Ansichten, welche die Suchiers ergänzen, bzw. ihnen entgegenstehen*
 - c₁) in Hinsicht auf das Verhältnis von Cov. V. und *Ch. de G.* (s. unten: Zusatz zu c₁). — S. 211—222.
 - c₂) in Hinsicht auf V. und l'Archamp. — 1. F. Lot über Vivianus und Larchamp in bezug auf V. und l'Archamp der Epen. 2. Bédier über V., Wilh. 3.—6. Weeks, Foerster, Rechnitz, Rajna über l'Archamp. 7. Terracher: l'Archamp in Catalonien; das Schloß des Cov.-Textes. Vivien < Vidianus. Die geographischen Angaben der *Ch. de G.* sind absurd. 8. Ich selbst: l'Archamp liegt außerhalb *France* (d. i. Franzien im weiteren Sinne), in Nordwestfrankreich, da, wo Suchier es bestimmt hat. — S. 222—225.
 - c₃) Der Refrain in der *Ch. de G.* und der sogen. *petit vers* in den Wilhelmsepen. a) Ansicht von Weeks u. a. b) Deutung des Refrains in der *Ch. de G.* durch Suchier u. a. c) Über ein *Urvivientlied*. — S. 225—227.
- III. Schlußübersicht über den Cov. V. und den gegenwärtigen Stand der Forschung.** — S. 227—230.
- Zusatz zu c₁):** 1. Ph. A. Becker über das Gesamtverhältnis der beiden Lieder zueinander. — S. 211.
2. Urteile über wichtigere, beiden Liedern gemeinsame Züge.
- α) Suchier über V.'s Todeszeit und die Bezeichnungen *filz d'un serpent*

¹⁾ Ich gebrauche folgende Abkürzungen: *Cov. V.* (*Covenant Vivian*), *V.* (*Vivien*), *Enf. V.* (*Enfances Vivien*), *Ch. de G.* (*Chanson de Guillaume*), *Zs. f. rom. Ph.* (Zeitschrift für romanische Philologie), *Zs. f. frz. Spr.* (Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur), *Hs.* (Handschriften), *hsl.* (handschriftlich).

²⁾ Dieser erste Teil der Arbeit ist unter demselben Titel in einer erweiterten Fassung bereits im Schulprogramm der königlichen Realschule in Wollstein, Prgr.-Nr. 255 Ostern 1911, erschienen.

für V. im *Cov. V.* und *Cornebut* für Bueve in der *Ch. de G.* β) Rechnitz über den Wortlaut von V.'s Gelübde und Guillaume *al curb nes.* γ) Klapötke über die einleitenden Verse von *Aliscans* und das Verhältnis von *Aliscans*: *Cov.* δ) Weeks' Kritik der *Ch. de G.*: Einteilung des Liedes, Rolle Guis in der *Ch. de G.*, Tedbaldepisode, Zweikampfmotiv. ε) Ich selbst über Handschriftenkunde, Schiffsepisode und Titel des *Cov. V.*, über die Anfangsverse der beiden Lieder und *Cov. V.-Aliscans*, das jüngere Wilhelmslied. 2 Reste alter Überlieferung in der Boulogner Hs.: Kampf Wilhelms und Befreiung durch Bertran; Guichardetepisode. — S. 211—215.

3. Urteile über Züge, welche die *Ch. de G.*, den *Cov. V.* und dessen Bearbeitungen und Nachbarepen mit umfassen. α) *Willehalm, Aliscans, Foucon, Enf. V.*: Titel des *Willehalm*. Über V.'s Bruder und den Tod von V.'s letztem Kampfgenossen in l'Archamp. Über V.'s Todeskampf. β) Der *Prosaroman*. γ) Der *Roman d'Arles*. δ) Die *Storie Nerbonesi* des Andrea da Barberino. Theorie von Weeks über die Entstehung des *Cov. V.* und die Lage von l'Archamp. Der *Siège d'Orange*. ε) Die *Vidianlegende*. — S. 215—222.

Das Epos *Le Covenant Vivian* (das Gelübde Vivien's)³⁾ gehört zu dem zweiten altfranzösischen Epenzyklus, dem von *Guillaume d'Orange*. Seinen poetischen Text überliefern 10 Handschriften (Hs.) aus dem Ende des XIII. und dem Anfange des XIV. J's., eine freie Prosaauflösung ist im Roman *Guillaume d'Orange* (in 2 Hs. des XV. J's.) enthalten. Die 10 Hs. des poetischen Textes gehören zu den sogenannten zyklischen Hs. des Wilhelmzyklus, d. h. zu den Hs., die uns mehr oder minder vollständig die Wilhelmsepen in bestimmter Reihenfolge und Textgestaltung darbieten. — Der *Cov. V.* ist zweimal herausgegeben. 1. von Jonckbloet, *Guillaume d'Orange* I, La Haye 1854; 2. von A. L. Terracher, *La Chevalerie Vivien* I Textes, Paris, Champion 1909.³⁾ Terracher veröffentlicht die gesamte Überlieferung,⁴⁾ also auch die Prosafassung, die gerade hinsichtlich unseres *Cov. V.* wegen starker textlicher Abweichungen besondere Beachtung verdient. — Das Gedicht zählt bei Jonckbloet 1918, bei Terracher 1944 assonierende (vokalreimende) Verse. Der Verszahl nach gehört der *Cov. V.* zu den kleinsten, dem Inhalte und Texte nach zu den schönsten und wichtigsten Epen; denn, wie man erst in allerjüngster Zeit hat erkennen können, geht das Lied in seinen Angaben auf einen historischen Kern zurück und nimmt dadurch im Vivienzyklus die Zentralstellung ein.

Die Kürze des *Cov. V.*, die Schönheit der Szenen lassen ein Studium gerade dieses Liedes ratsam erscheinen; die Wichtigkeit in literarhistorischer Hinsicht gibt Grund dazu, die Entwicklung und Umbildung der Ansichten über das Lied einmal zusammenzufassen.

³⁾ P. Paris, *Histoire Littéraire*, t. XXII, S. 507—511, gab 1852 bei seiner Analyse des Gedichtes diesem den Titel *Chevalerie Vivien*.

⁴⁾ Eine Hs. ist, weil gegenwärtig unauffindbar, nicht mit eingetragen, s. Terracher, a. a. O., S. VI, Anm. 1.

Solche Darstellung muß naturgemäß im Zyklus weitergreifen und zumal die Nachbarepen des *Cov. V.* oder die nächst-wichtigsten Epen, bezw. deren Bearbeitungen in Betracht ziehen. Dahin gehören die *Enfances Vivien* (die Jugendtaten Viviens), das die Erzählung des *Cov. V.* fortführende Epos *Aliscans*, dessen mittelhochdeutsche Nachdichtung: der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, *Foucon de Candie*, die Prosatexte des *Roman d'Arles*, der *Storie Nerbonesi* des Andrea da Barberino, die *Vidian-legende* und nicht zuletzt das *Rolandslied*. Den weitesten Raum der Betrachtung aber nimmt die erst im Jahre 1903 aufgefundene *Chanson de Guillaume* und ihr Vergleich zum *Cov. V.* ein; ihr erster Teil enthält die älteste uns bekannte schriftliche Fassung des Wilhelm-, bezw. Vivienliedes, ihr zweiter Teil vornehmlich die von *Aliscans*.

Inhalt des *Cov. V.* (poetischer Text): Das Lied besingt den Grafen Wilhelm mit der kurzen Nase, den Kampfhelden (und beharrlichen Verfechter des Christenglaubens, Var.); es beginnt:

*Or faites pais, baron, si escouteis
Bone chançon, s'antendre la volés.
C'est de Guillelme, lou marchis au cor neis,
Lo mellor home qui de mere fust neis.
5 Ans ne fut hons, assés l'oés chanter,
Qui de ses armes peüst tant endureir.⁵⁾*

Am Pfingsttage leistet V. seinem Onkel nach eben erfolgtem Ritterschlage das feierliche Gelübde, nie in seinem Leben vor den Heiden auch nur einen Schritt zu weichen. 7 Jahre lang führt er dann grausamen Krieg in Spanien. Da überfällt ihn plötzlich König Deramé von Cordoba, den er durch die Sendung eines Schiffes mit 700 an Nasen und Ohren verstümmelten Sarazenen schwer gereizt hatte, in *l'Archant sor mer*. Der junge Held nimmt trotz seiner kleinen Schar getreu seinem Schwure den Kampf mit unendlich überlegenen Feindesmassen auf. Der erste Schlachttag endet mit einem siegreichen Durchbruch der wenigen Überlebenden nach einem verfallenen Schlosse ganz in der Nähe. Girard durchsprengt als Bote V.'s glücklich die Feinde und holt Wilh. von Orange zur Hilfe herbei. Wilh. kommt noch rechtzeitig in *l'Archant* an, um V. vor dem Untergange zu bewahren. Bei Wilh. befindet sich auch der junge Bruder V.'s, Guichardet, der dem Heere nachgeeilt war. Man hört V.'s letzten Hornruf. Bertran eilt mit der Vorhut voran; die Feinde weichen anfänglich, sammeln aber bald wieder neue Massen und bringen auch Bertran in Gefahr. Da erscheint endlich Wilh. im Felde. Es beginnt ein grauses Morden. Man sucht eifrig nach V., kann ihn aber nicht finden. V. selbst irrt,

⁵⁾ Bei Zitaten lege ich die Ausg. Terrachers zugrunde.

von Blutverlust fast ohnmächtig, durch die Schlacht; er kann nicht mehr recht sehen und versetzt dem ihm begegnenden Onkel Wilh. einen gewaltigen Schlag. Onkel und Neffe erkennen sich noch im letzten Augenblicke. Wilh. versucht vergeblich, V. aus dem Gemetzel an einen sicheren Ruheplatz zu führen. V. aber will davon nichts wissen; er fühlt sein Ende herannahen und wird, so schwört er, den letzten Rest seines Lebens den Feinden noch teuer verkaufen. Die beiden trennt der Kampf von neuem. Wilh. trifft auf Bertran und hält sich mit diesem im Kampfe zusammen. Die Feinde weichen wehklagend vor ihren wuchtigen Streichen zurück.

Ja mes nul jor si grand dolor n'orrez!

Inhalt von *Aliscans*: Auch Wilh.'s Heer wird vernichtet. König Aerofle nimmt 5 fränkische Barone vor V.'s Augen gefangen. V. erhält den Todesstoß von Halcebier, schleppt sich aber noch an eine Stelle unter einem Baume nahe einer Quelle, wo er bewußtlos liegen bleibt, bis Wilh. ihn abends da auffindet und ihm die Beichte abnimmt. Wilh. versucht vergeblich, den toten Neffen auf dem Pferde mit sich nach Orange zu nehmen; doch er muß V. in l'Archamp unbeerdigt zurücklassen und entkommt am folgenden Morgen als einziger aus der Schlacht, nachdem er u. a. auch Aerofle getötet hat. Er eilt nach Orange, von da zu König Ludwig nach Laon und rächt in einem neuen Feldzuge und mit Hilfe des sarazenischen Riesen Rainoart V.'s Untergang.⁶⁾

Die Kritik über unseren Cov. V. befaßte sich bis zum Jahre 1903 vornehmlich mit dem poetischen Texte, und zwar nur in literarhistorischer Hinsicht und nach der bis dahin einzigen Ausgabe von Jonckbloet in dessen *Guillaume d'Orange* I, S. 162 bis 213. Diese Ausgabe war keine kritische und auch nicht nach der besten, vollständigsten Hs. hergestellt. Jonckbloet legte eine andere Hs. zugrunde und besserte deren Text da und dort durch die Lesarten einer zweiten Hs. aus derselben Familie (der sogenannten c-Familie). Es blieb also gerade die in verschiedenen

⁶⁾ Im Wollsteiner Programm habe ich den Inhalt von *Cov. V.* und *Aliscans* bis zu V.'s Tod ausführlich gegeben. Ebenda sind die entsprechenden Inhalte von *Willehalm*, *Folque de Candie*, *Prosaroman*, *Roman d'Arles*, *Nerbonesi* und *Vidianlegende*, — bes. unter Hervorkehrung der gegenüber dem *Cov. V.* unterschiedlichen Stellen, hinzugefügt. Der Text des *Cov. V.* ist, abgesehen von den ersten 6 einleitenden Versen (s. oben), von mir in folgende 7 Abschnitte zerlegt worden: I. Ankunft V.'s in l'Archant (Vs. 7—325). II. Vor dem Kampfe (Vs. 326—487). III. Der Kampf bis zur Sendung Girards nach Orange (Vs. 488—855). IV. Girards Botschaftssendung nach Orange (Vs. 856—1151). V. Wilhelms Hilfezug nach l'Archant (Vs. 1152 bis 1357). VI. Fortsetzung des Kampfes in l'Archant bis zur Ankunft Wilhelms (Vs. 1358—1522). VII. Wilhelm in l'Archant (Vs. 1523 bis 1944). a) Bertrams Ankunft (Vs. 1523—1681). b) Wilhelms Ankunft (Vs. 1682—1797). c) Wilhelm trifft mit V. zusammen (Vs. 1798—1925). d) Wilhelm trifft mit Bertran zusammen (Vs. 1926—44).

Einzelzügen so wichtige andere hsl. Überlieferung bei den Untersuchungen unbenutzt. Aber man legte damals offenbar auch gar nicht so großen Wert darauf, die ganze hsl. Überlieferung des *Cov. V.* für die literarhistorischen Arbeiten kennen zu lernen. Man bewertete den *Cov. V.* anfänglich selbst nicht allzu hoch im Vergleich zu den Nachbarepen, insbesondere zu dem Epos *Aliscans*, das die Erzählung des *Cov.* fortführt. Außerdem gehörten fast alle Hs. zu den zyklischen Hs. des Wilhelmzyklus, deren Charakter und Wert für die Textgestaltung durch Einzeluntersuchungen einer Reihe von Epen des Zyklus hinreichend bekannt schien. Ph. A. Becker hatte es deshalb in *Zs. f. rom. Ph. XVIII*, S. 115 unternehmen können, für alle Hs. des ganzen Zyklus einen gemeinsamen Stammbaum aufzustellen, der auch für den *Cov. V.* gültig sein mußte. Die Hs. Boulogne—sur—Mer gibt danach den besten Text. Ihr gegenüber stehen die Hs. der Vulgata, die in den Hs. der c-Familie (s. oben über Jonckbloets Text) überliefert ist. Diese Vulgata hat nach Becker eine Bearbeitung im Anfang des XIII. Jahrh.s erfahren, und damals ist der sogenannte *petit-vers* oder *vers orphelin* — Sechssilber-Vers an jedem Laissen-Schluß — eines ursprünglichen *Vivien-Aliscans*-Liedes getilgt worden. Die Boulogner Hs. hat allein den *vers orphelin* im *Cov. V.* beibehalten (*Zs. f. rom. Ph. XXIX*, S. 744 f.).

Dem Prosaromane widmet Joh. Weiske eine kurze Studie.⁷⁾ Er vergleicht den Inhalt mit dem Epos und stellt eine ältere *Cov.*-Redaktion fest, die der Roman zur Vorlage gehabt haben muß.

Die literarhistorischen Untersuchungen über den poetischen Text des *Cov. V.* kommen zu folgenden Ergebnissen: Der poetische Text ist nicht in der Urfassung erhalten. Léon Gautier⁸⁾ sagt über unsern *Cov. V.*: *Le Covenant Vivien, qui fait corps avec Aliscans, nous paraît remonter aussi haut que ce dernier poème avec lequel il a dû être primitivement confondu. La rédaction que nous en possédons aujourd'hui peut être attribuée à la fin du douzième siècle, mais il a certainement eu une rédaction antérieure.* Ph. Aug. Becker⁹⁾ erschloß aus den dem *Cov. V.* nächststehenden Epen: *Enf. V.*, *Aliscans*, *Foucon de Candie* ein in wesentlichen Punkten abweichendes Stammgedicht, zu dem die *Enf. V.* die Einleitung, *Aliscans* und *Foucon* selbständige Fortsetzungen bilden.¹⁰⁾ Der Inhalt dieses Stammgedichtes ist in großen Zügen folgender: Die Christen werden in einer mörderischen Schlacht in l'Archant geschlagen. V. und Garin fallen; Guischart, Guion,

⁷⁾ Joh. Weiske, *Die Quellen des altfranzösischen Prosaromans von Guillaume d'Orange*. Halle Diss., 1898. S. 161—63.

⁸⁾ Léon Gautier, *Épopées françaises* IV, S. 431, Anm. 1.

⁹⁾ *Die altfranzösische Wilhelmsage*. Halle 1896, S. 43 f. *Der südfranzösische Sagenkreis*. Halle 1898, S. 39.

¹⁰⁾ Vgl. Gaston Paris, *La Littérature française au moyen âge*, 40. A. Jeanroy, *Romania* XXVI, S. 175—205, bes. S. 180—188.

Guielin werden gefangen, und Wilh. flieht. — Mit A. Jeanroy betrachtet Becker den *Cov. V.* als Ausfluß des verlorenen Stammgedichtes, mit Jonckbloet¹¹⁾ und Gautier¹²⁾ als Einleitung zu *Aliscans*. Raymond Weeks¹³⁾ glaubt, *that the Covenant is the result of two separate poems, whose subject-matter is related by Andrea da Barberino*.

Der poetische Text ist hiernach jüngeren Datums, besonders jünger als *Aliscans*; er weicht von seiner Urfassung stark ab. — Sein Dichter, fahren die Kritiker fort, behielt wenig originale Züge bei, denn er benutzt weitgehendst andere Epen: *Aliscans*, *Enf. V.*, *Moniage Guillaume II*, *Rolandslied*.¹⁴⁾ Er schildert zwar in klarer, einfacher, warmer Sprache, reiht wahrhaft schöne, packende, tragische Szenen in rascher Folge aneinander — L. Gautier preist das Gedicht wegen dieser Vorzüge als das schönste des ganzen Wilhelmzyklus¹⁵⁾ —; aber er sorgt sich wenig um ihre widerspruchsfreie Verknüpfung: Der Aufbau der Handlung ist voller Fehler und Ungereimtheiten, und dem vergleichenden Auge des Kritikers erscheint der *Cov. V.* vor allem zu vag.¹⁶⁾

Beim Suchen nach historischen Grundlagen stützte man sich weniger auf den *Cov. V.*, als vornehmlich auf *Foucon* und *Aliscans*, wie ja die Resultate Beckers für sein Stammgedicht deutlich zeigen. In den *Enf. V.* glaubt dieser Gelehrte primitive Züge nicht finden zu können; er behauptet, der *Aliscans*-Dichter habe *V.* zu der uns bekannten sympathischen Erscheinung gemacht, und dann erst seien die *Enf. V.* und der uns erhaltene *Cov. V.* entstanden.¹⁷⁾

¹¹⁾ *Guillaume d'Orange II*, S. 42 f.

¹²⁾ a. a. O., S. 438, vgl. Anm. 4.

¹³⁾ *Origin of the Covenant Vivien*, University of Missouri Studies 1902, S. 31.

¹⁴⁾ Jeanroy, a. a. O., S. 185 f. Jonckbloet, a. a. O., S. 55.

¹⁵⁾ Gautier, a. a. O., S. 438, Anm. 1 I: *Le Covenant est, suivant nous, le plus beau poème de tout le cycle de Guillaume: il en est le plus beau, parce qu'il est le plus primitif. Il faudrait le traduire tout entier, les beautés les plus vraies y abondent. Aliscans présente quelques inégalités qu'on ne rencontre point dans la trop brève Chanson qui lui sert d'introduction. Rien de plus fier que le début du Covenant, rien de plus héroïque que tout le personnage de Vivien. Je veux bien qu'il soit copié sur Roland; mais, il faut l'avouer, jamais copie d'un grand maître n'a été si près de l'original; vgl. noch S. 104, § 7. — vgl. Densusianu, *Prise de Cordres*, S. CXLVIII.*

¹⁶⁾ Jeanroy, a. a. O.: *Si la disposition est médiocre, l'invention est plus faible encore. Le personnage principal, il y a longtemps qu'on l'a remarqué, n'est qu'une pâle copie de Roland.* — Becker, *Altfranzösische Wilhelmsage*, S. 43—44. — Weeks, *Origin*, S. 8—10 und *Romania* XXX, S. 195—6. Sie alle decken mehrere Mängel des *Cov. V.* auf. Vgl. dazu meine Abhandlung: *Das Handschriftenverhältnis des Covenant Vivian*, Diss. Halle 1908, S. 37, 65, 66; danach hat der *Cov.*-Dichter Szenen und Lesarten aus einer älteren *Cov.*-Redaktion und aus anderen Liedern nur lose, ja oft unverändert nach Inhalt und Form in einen neuen Zusammenhang eingereiht. S. dazu *Rom. Rev.* I, 222.

¹⁷⁾ *Der südfranzösische Sagenkreis*, S. 40.

Liegen dem *Cov. V.* historische Ereignisse zugrunde? **Wer ist Vivien, und wo fiel er?** Diese Fragen sind viel umstritten. Bis zum Jahre 1903, dem Erscheinungsjahre der *Chanson de Guillaume*, stehen sich zwei Meinungen schroff gegenüber: diejenige, die Jonckbloet, seine Schule und Gautier; und die, welche G. Paris, Becker, Jeanroy u. a. vertreten.

Die erstere Ansicht ist zuletzt von Gautier kritisch und umfassend dargelegt; wir folgen in der Hauptsache Gautier: Wilhelm der Heilige, Herzog von Aquitanien, ist die historische Grundgestalt sämtlicher Lieder des Wilhelmzyklus, und die Schlacht von Villedaigne, besser am Orbieu genannt, in der Wilhelm 793 von dem arabischen Feldherrn Hescham geschlagen wurde, das historische Ereignis. Der epische Kern der Wilhelmlieder, der diese historischen Tatsachen zur Grundlage hat, ist die *Chanson d'Aliscans*. Der epische Wilhelm entstand aus der Verschmelzung des heiligen Wilhelm mit mehreren Personen gleichen Namens, die mit dem heiligen Wilhelm ähnliche Lebensschicksale gemein hatten und ebenfalls in ihrer Zeit berühmt waren. Jonckbloet und seine Anhänger zählen deren 12 auf. Gautier will nur 2 bestehen lassen: Wilhelm I., den Herzog von Aquitanien (S. 100—01), und Wilhelm I., den Grafen der Provence.

Für die epische Schlacht gilt dasselbe wie für den epischen Wilhelm. Mit den Erinnerungen von Villedaigne fließen die von hauptsächlich 3 Kämpfen zusammen: Der Sieg Karl Martells über Abd-el-Rahman (Deramé) bei Tours und Poitiers im Jahre 732; die Niederlage der Christen in der Schlacht bei Arles um 730; der Sieg Wilhelms I. von der Provence bei Fraxinetum im Jahre 975. Gautier pflichtet Jonckbloet darin bei, daß dieser letzte Kampf die Verlegung der Szene des Schlachtfeldes von Villedaigne nach dem Rhône, dans l'Archant, bewirkt hat (S. 101). *Fraxinet étant le pendant de Villedaigne, les deux batailles furent aisément confondues en une seule, et la légende de saint Guillaume de Gellone, qui était alors en voie de formation, s'enrichit de la légende presque identique de Guillaume de Provence.* Aber die Schlacht von Arles siegte ob und behielt neben Poitiers den Vorrang in der Bildung der Geste, dank dem im Mittelalter weitbekannten und berühmten Friedhof von Arles, Aliscans genannt.¹⁸⁾ Arabische Geschichtsquellen berichten, daß die in der Schlacht von Arles gefallenen Christen hier beerdigt wurden, daß man noch im XIII. J. zu den Gräbern pilgerte und die Helden als Märtyrer des Glaubens verehrte. Für die Berühmtheit des Fried-

¹⁸⁾ Die geographische Lage von Aliscans und l'Archant gibt Gautier nach Jonckbloet a. a. O. II, S. 56—59: *Aliscans n'est autre que l'emplacement de l'ancien cimetière d'Arles . . . sous le nom d'Aliscans on entendait une plaine assez vaste. L'Archant ne peut être que le territoire d'Arles situé sur la rive droite du Rhône, connu sous le nom d'Argence ou de terre d'Argence.* (Gautier: Anm. 1, S. 472.)

hofes ist das Zeugnis des *Pseudo-Turpin* wichtig (Kap. 21—29 sind gegen 1133 verfaßt.¹⁹⁾ Kap. 28: *Et erant tunc temporis bina cimiteria praecipue sacrosancta, alterum apud Arelatem in Ayllis campis; alterum apud Burdegalem. Pseudo-Turpin* läßt einen Teil der bei Roncevaux gefallenen Helden hier bestattet werden. — Dieser Niederlage bei Arles verdanken wir einen Teil des Stoffes (sujet) und selbst den Titel der *Chanson d'Aliscans* (S. 88, § 2).

Der *Cov. V.* hat wie *Aliscans* festen historischen Grund; jedoch nur im zweiten Teile der Erzählung, als Wilh. im Kampfe erscheint und die große Schlacht auf l'Archant beginnt (S. 85, § 1).

Vivien ist eine sklavische, wenn auch geschickte Nachbildung des Roland (S. 8, § 2; S. 104, § 7 ... *type d'emprunt servilement calqué sur celui de Roland*. S. auch oben S. 8, Anm. 2) V. ist Wilh. frühzeitig beigegeben, um den kalten, strengen Zyklus mit jugendlichem Feuer zu beseelen (S. 8). Wann dies geschah, sagt Gautier nicht bestimmt; doch wird er V. schon in der älteren Fassung von *Aliscans* annehmen, die er in das Ende des XI. J.'s oder noch etwas höher hinaufsetzt; d. h. nicht lange nach der Verlegung des Schlachtfeldes von Villedaigne nach l'Archant und ungefähr in der gleichen Zeit, da der uns erhaltene *Roland* verfaßt wurde, dem Vivien so getreu nachgebildet sein soll (vgl. S. 468, Anm. 1) *ie. Ce vieux texte était évidemment assonancé; il devait être beaucoup plus bref; la pensée (surtout dans la seconde partie) y était sans doute beaucoup plus primitive. Ce devait être tout à fait l'analogue de notre Roland d'Oxford*).

Danach fiel V. in l'Archant, wie *Aliscans* berichtet.

Die zweite Ansicht, die von G. Paris, Becker, Jeanroy u. a., sagt im Gegensatz zu Jonckbloet und Gautier dieses: *Aliscans* ist nicht das Kernlied, sondern bloß eine Fortsetzung eines alten *Covenant*. Dieser hat keinen historischen Grund, sondern beruht auf einer Lokalsage, die sich um die Gräber von Arles gebildet hat. Vivien ist die Hauptgestalt. Er ist ganz und gar legendäre Persönlichkeit, eine Nachbildung des Roland. Die Sage läßt ihn in der Schlacht von Arles fallen. Ursprünglich hatte er, wie in der *Vita Sancti Honorati*, nichts mit den Nerbonois zu tun; er war Begleiter Karls des Großen. Erst verhältnismäßig spät, um die Mitte des XII. J.'s, wurde die kleine Lokallegende an die berühmte Belagerung von Orange angeschlossen und V. zum Neffen Wilhelms gemacht.²⁰⁾

¹⁹⁾ Ausg. Ferdinand Castets; Montpellier-Paris 1880. *Litt. franç.*, S. 59.

²⁰⁾ Weeks sagt Romania XXXIV über V. folgendes: *On croit voir — et probablement avec raison — le nom de Vivianus sous le nom de Jovianus, que cite à côté de comes Bertramus, Gervais de Tilbury. Le nom Jovianus a peut-être eu son point de départ dans le Jovinius de Turpin.*

Was diesen *Siège* angeht, so folgt er wiederum einer *Prise d'Orange*, in der Wilh. dem sarazenischen Könige Tibaut Orange und dessen Gemahlin Orable abnimmt. Orable heißt als Christin und Gemahlin Wilhelms hinfert Guiborc. Diese Erzählung, die wir z. T. zuerst in der berühmten *Vita sancti Willelmi* nachweisen können, ist nach Becker (*Altfranz. Wilhelmsage*) ein Machwerk der Mönche von Gellone; wie ja überhaupt die *Vita* eine Fälschung derselben Mönche ist. Diese wollten damit beweisen, daß ihr Kloster nicht bloße *cella*, sondern ein von dem berühmten, benachbarten Kloster Aniane (des heiligen Benoit Kloster) unabhängiges Kloster allzeit gewesen war. Jener Wilh. von Toulouse aber hat die *cella Gellonis*²¹⁾ gebaut, um dort sein kampfreiches Leben in Ruhe und Gebet zu Gott zu beschließen. — Daher der Name: *heiliger Wilh.* und das Epos *Moniage Guillaume*. — Ein Dichter des Nordens, der Guillaume Fierebrace und den Wilhelm des Epos *Coronement Looïs* kannte, erfuhr im Süden von der Erzählung der Mönche über den heiligen Wilhelm und den Wilh. von Toulouse, der von Aquitanien nach Orange gegen Theobaldus eilt, und schuf um 1140 die Epen *Moniage Guillaume* und *Prise d'Orange*. Damit war Wilh. in der Provence lokalisiert, und Orange war das Bollwerk des Kampfes gegen die Sarazenen geworden. Ich füge schon hier hinzu, was Joseph Bedier im Anschluß an Becker, aber weitergehend als dieser, in bezug auf die *Vita*, Gellone und die Wilhelmslieder sagt.²²⁾ Die Pilgerstraßen und die daran gelegenen Klöster und alten Schlösser mit ihren Erinnerungen an ehemalige Kämpfe haben zur Entwicklung und Verbreitung der Wilhelmsepen ganz wesentlich beigetragen. Den wahren Angelpunkt aber bildet das Kloster Gellone. Hier stellten die Mönche in regem Verkehr mit Pilgern und Jongleurs die *Vita* her und teilten die einzigen historischen Züge über Wilh., die wir in den Wilhelmsagen finden, dem fahrenden Volk mit. So entstand von Gellone aus das *Moniage Guillaume*, das um 1070 in England auftauchte und ebenso alt ist wie die 1903 aufgefundene *Chanson de Guillaume*.

Eine eigene Stellung bezüglich der ursprünglichen Lage des Schlachtfeldes nimmt Weeks ein. Er behauptet nachdrücklich: Die epische Schlacht fand ursprünglich bei Tortosa in Spanien statt und beruft sich hierfür auf die Zeugnisse der *Enf. V.*, *Foucons de Candie*, einer hsl. Variante des *Roland*, und bes. der *Nerbonesi* des Andrea da Barberino. Erst eine zweite Stufe in der Entwicklung der Lieder verlegte das Schlachtfeld in die Nähe von Orange und Arles. Das geschah nach 1130.²³⁾

²¹⁾ Nach Pio Rajna: *Una rivoluzione negli studi intorno alle "Chansons de geste"*, Studi medievali, vol. III 1910, S. 346 Anm. 2, ist Gellone wohl aus *vallicello-onis* herzuleiten.

²²⁾ J. Bédier, *Les Légendes Épiques I. Le cycle de Guillaume d'Orange*; vgl. bes. S. 120 f., 131—6, 179, 334 (vgl. dagegen W. Cloetta in *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV², 6—25).

²³⁾ *Romania* XXXIV, S. 260—64.

In diese Meinungen trat die 1903 in Chiswick in England aufgetauchte *Chançon de Willame*.²⁴⁾ Sie bietet eine ältere Fassung als jedes der uns erhaltenen Lieder des Wilhelmzyklus. Das Lied will singen von Wilhelm mit der krummen Nase (*al curb nes*), wie er König Deramed von Cordoba nach längerem Ringen endlich auf l'Archamp tötet. Den Kern seiner Ritterschaft aber hat er einbüßen müssen; bes. beklagt er den Verlust seines tapferen Neffen Vivien *lunsdi al vespre*. — *Or mais comencet la Chançon de Guillelme* (12).²⁵⁾

König Deramé von Cordoba ist in Tedbalds de Berri Land (359, *al regne de Berri*) eingefallen. Die Gironde ist er hinaufgefahren, Bordeaux hat er belagert, danach die Grenzmarken bei l'Archamp beraubt und verwüstet und die Wälder von l'Archamp verbrannt. Ein Bote bringt dem Grafen Tedbald am Abend nach Bourges Kunde. Tedbald führt am folgenden Morgen mit V. und Estormi, seinem Neffen, ein Heer nach l'Archamp *desur la mer a destre* (151). Die Schlacht beginnt, und Tedbald und Estormi fliehen mit einem großen Teile des Heeres. Unterwegs werden beide von V.'s Verwandten Girart beschämt und in den Sand geworfen. V. kämpft mit seiner kleinen Schar, die sich ihm erst freiwillig verpflichtet hat, gegen gewaltig überlegene Feindesmassen 3 Tage lang. In der höchsten Not sendet er am Abend des zweiten Tages Girart auf Botschaft zu Wilhelm in Barcelona und stirbt den Heldentod. Die Heiden tragen seinen Leichnam nach einer verborgenen Stelle, *desuz un arbre l'unt mis lez un sentier* (929). — Wilhelm hatte eben Bordeaux verteidigt; jetzt eilt er mit Girart und Guischard, Guibores Neffen, nach l'Archamp, wird in dreitägiger Schlacht (Montag bis Donnerstag früh) geschlagen und entkommt allein (mit der Leiche Guischards auf dem Pferde) nach seiner Stadt. Guibore, Wilh.'s Gemahlin, hat ein neues Heer bereit. Mit diesem zieht

²⁴⁾ Ausg. Franz Rechnitz, *Prolegomena und erster Teil einer kritischen Ausgabe der chançon de Guillelme*. Diss. Bonn 1909 (nur Vs. 1—1001).

Hermann Suchier, *la Chançon de Guillelme*. Bibl. Norm. VIII, Halle 1911. Ich zitiere nach dieser Ausgabe, die Vs. 1—1983, d. i. die eigentliche *Chanson de Guillaume* enthält, und benutze für den weiteren Text (bis Vs. 3553) den Abdruck der Hs. von G. Baist: *L'Archanz (la Chançon de Willelme)*, Freiburg i. Br., Wagners Universitätsbuchdruckerei, 1904. (Nicht im Buchhandel. 99 S.)

²⁵⁾ Die *Ch. de G.* habe ich im Wollsteiner Programm in folgende 5 Abschnitte eingeteilt: I. Ankunft des fränkischen Heeres in l'Archamp (Vs. 13—151). II. Vor dem Kampfe (Vs. 152—322). III. Der Kampf bis zur Sendung Girards nach Barcelona (Vs. 322—622). IV. Girards Botschaftssendung nach Barcelona (Vs. 623—748, 931—1004). V. Wilhelms Zug nach l'Archamp (Vs. 1005—1983). a) Der erste Zug (Vs. 1005—1290 [1303]). b) Der zweite Zug Wilhelms nach l'Archamp (Vs. [1291—]1304—1983). Fortsetzung der *Chançon de Guillelme* in der Hs. — Vgl. zu diesen Abschnitten die entsprechenden des *Cov. V.*

Wilh. alsbald wieder aus. Der kleine Bruder V.'s, den der Onkel wegen seiner Jugend nicht mitnehmen wollte, eilt dem Heere nach. Wilh. siegt; König Deramé selbst fällt im Kampfe mit Wilh.; Gui schlägt dem Könige den Kopf ab. — Wilhelm findet seinen Neffen V. an einer Quelle unter einem Baume und klagt darüber, daß er den jungen, tapferen Ritter so bald infolge seines Schwures verlieren mußte. Der Versuch, die teure Leiche mit nach Orange zu nehmen, mißlingt. Wilh. muß V. unbeerdigt in l'Archamp zurücklassen. Gui wird unter Wilhelms Augen gefangen; — ähnlich war es schon andern fränkischen Grafen ergangen. Wilh. entkommt allein aus dem Kampfe. Er tötet Alderufe und flieht nach Orange. Auf Guibores Rat erbittet und erlangt er Hilfstruppen von König Ludwig in Laon, führt das Heer über Orange nach l'Archamp und rächt mit Hilfe Rainoarts, eines sarazenischen Riesen in König Ludwigs Diensten, seines Neffen V. Untergang.

Romania XXXII, S. 597 f. gibt Paul Meyer eine Analyse der *Chanson de Guillaume*. Er faßt seine Ansichten so zusammen: *Je crois toutefois avoir suffisamment établi qu'il faut y voir la source principale de la fin du Covenant et du poème entier d'Aliscans. Qu'il ait existé un autre poème précédant celui-ci dans l'ordre des récits, où était contée l'histoire de Vivien depuis son adoubement, c'est possible et même probable, mais ce n'est pas ici le lieu d'envisager les hypothèses qui peuvent être formées à ce sujet.* P. Meyer vermutet l'Archamp in Frankreich und Barcelona nicht weit von Bordeaux ... *que Barcelone ne soit pas trop loin de Bordeaux*, S. 607. — Alfred Fichtner²⁶⁾ kam bei einem kurzen Vergleiche der *Chanson* mit dem *Cov. V.* zu ähnlichem Resultate; er sucht „Archamp“ in Frankreich, in der Nähe von Orange (S. 57—8). — H. Suchier brachte in dem Artikel *Vivien* der *Zs. f. rom. Ph.* XXIX, S. 649—682 endlich die Lösung der schwierigen Frage nach der Lage des Schlachtfeldes und nach der Persönlichkeit des Helden Vivien. In *Zs. f. rom. Ph.* XXX, S. 463—464, XXXIII, S. 41—57; XXXIV, S. 343—48 gibt er Erweiterungen und Berichtigungen seiner Ansichten, ebenso in der Einleitung zu seiner Ausg. der *Ch. de G.* Hier faßt er die gesamten Resultate außerdem nochmals übersichtlich unter den folgenden Abschnitten zusammen: 1. Die Handschrift. Chançon de Guillelme und Chançon de Rainoart. 2. Inhalt der Chançon de Guillelme. 3. Versform. 4. Methode der Textherstellung. 5. A. Sprache des Dichters; B. Ort und Zeit der Abfassung. 6. Art der Darstellung. 7. Anspielungen in der Chançon de Guillelme. 8. Geographische Angaben. 9. Historische Grundlage der Chançon de Guillelme. 10. Vorgeschichte der Chançon de Guillelme.

²⁶⁾ A. Fichtner, *Studien über die Prise d'Orange und Prüfung von Weeks' „Origin of the Covenant Vivien“*, Diss. Halle 1905.

11. Nachwirkung der Chançon de Guillelme in der Literatur. Suchier gelangt zu folgenden überraschenden Ergebnissen:

In der historischen dreitägigen Schlacht des Jahres 851 fiel der fränkische Graf Vivianus — Graf von Tours, Befehlshaber der Truppen des Landes zwischen Seine und Loire (Neustriens), also Verteidiger der bretonischen Mark gegen die Einfälle von Bretonen und Normannen, und der erste Laienabt des Martinusklosters in Tours — an einem Montage (den 24. Aug.) im Kampfe mit den Bretonen in der bretonischen Mark. Die Franken erlitten eine Niederlage, weil vor Beginn des dritten Schlachttages am Montagmorgen König Karl der Kahle und nach ihm auch die große Mehrheit seines Heeres die Flucht ergriffen hatten. Vivianus und einige wenige blieben im Felde und starben den Heldentod. — V. ist nach Suchier der Vivianus der Schlacht von 851 ebenso sicher wie Roland der Hruodlandus der Schlacht des Jahres 778 ist.²⁷⁾ Unter *l'Archamp* (aus *Arsus Campus* entstanden) ist die große Feldflur bei dem heutigen Orte Larchamp im Departement der Mayenne (canton Ernée) zu verstehen. *Tere Certeine* der *Ch. de G.* heißt Festland. *Les Aluez de l'Archamp* (Vs. 679),²⁸⁾ die Deramé in Brand steckt (17, 43, 966), ist eine walddreiche Gegend im Osten des Departements Ille et Vilaine und im Westen des Departements Mayenne. *Les Marches*, die Deramé verwüstet, ist vermutlich die bretonische Mark.

Wilhelm ist der historische Graf Wilhelm von Barcelona, ein Enkel des heiligen Wilh. und wahrscheinlich identisch mit dem Herzog Wilhelm, der im Jahre 848 das von Normannen belagerte Bordeaux verteidigte. Dieser Wilh. ist mit dem berühmten epischen Wilh. (*au court nes*, urspr. *al courb nes*)²⁹⁾ identifiziert, dem bereits eine Gruppe von Liedern gewidmet war, und zu V. in verwandtschaftliche Beziehungen gesetzt worden.

Die Feinde der Schlacht von 851 waren die Bretonen. Diese aber standen während der Kriege ihrer Herzöge gegen Karl den Kahlen wiederholt mit den Normannen im Bunde, die gerade in jener Zeit in Nordfrankreich häufig Plünderungszüge unter-

²⁷⁾ S. *Zs. f. rom. Ph.* XXIX, S. 663. *Zs.* XXXIII, S. 44 ändert Suchier auf Grund von Forschungen, die F. Lot (*Romania* XXXV, S. 258—277) über den Kampfplatz von 851 angestellt hatte, sein Urteil dahin, daß 2 Schlachten in der *Ch. de G.* zusammengeworfen sind: eine in *l'Archamp* geschlagene Normannenschlacht und die Schlacht von 851.

²⁸⁾ Dieser Ausdruck begegnet noch — verstümmelt, weil nicht mehr verstanden — in *Aliscans*, 61, 394 und nach G. Paris, *Romania* XXII, S. 145 Anm. auch im *Cov.* Ob damit wohl Vs. 1647 gemeint ist: . . . *tres en mi les Archans*; . . . *enz el mi leu des rens*? Vgl. zu *en leue de l'Archant* (*Aliscans*, Var. 61) das *wazzer Larkant* des Willehalm (Suchier, S. XLVIII, Anm.).

²⁹⁾ Vgl. dazu Suchier, *Ausg.*, S. 78, Anm. zu Vs. 56. Rechnitz, *Prolegomena*, S. 5, Anm. 6.

nahmen und sehr gefürchtet waren. Die Normannen bezeichnet das französische Epos allgemein als ‚Sarazenen‘, mit welchem Namen es alle Heiden gleichmäßig belegt; mochten es nun Nordmänner, Sachsen, Basken oder Mauren sein. Die Erinnerung an die Bretonen kann darum sehr wohl vor der an ihre gefürchteten Bundesgenossen zurückgewichen sein, und so erklärt sich der Name Sarazenen für die Feinde der Schlacht von 851 in unsrer Chanson.

Der König von Frankreich heißt im Epos nicht Karl der Kahle, sondern Ludwig. Das beruht darauf, daß das Epos ganz allgemein alle Ereignisse, die nach Karls des Großen Tode eintraten, auf dessen Sohn Ludwig übertrug, den Namen des Königs Karl aber mit dem Kaiser Karls vermischte.

Es ist noch hervorzuheben, daß die *Ch. de G. V.* an Stätten kämpfen läßt, die durch Völkungskämpfe historisch bekannt sind. So werden Limenes, Breher, Fluri erwähnt. Weiter geht ein Zug V.'s gegen *Turleu le rei*. Suchier sagt *Zs. XXIX*, S. 665: Limenes ist eine Stadt in Kent. Fluri ist die Abtei Fleury oder Saint-Benoit-sur-Loire, Turleu der Name des irischen Königs Turlough von Munster 1064—1086. Statt Breher liest man besser Treher, heute Tréguier in der Bretagne (*Zs. XXXIII*, S. 51). In diesem Zusammenhange ist auch auf *Ch. de G.*, 2261: die Zerstörung des Martinsklosters von Tours (in der Geschichte durch Normannen, bes. im Jahre 853) hinzuweisen und auf V.'s Gefolgsmann Rahel, der mit V. im Kampfe gegen Turleu steht und wahrscheinlich eigentlich Rabel heißt (Rabel kämpft im Roland gegen einen Turleu!). Suchier vermutet, daß Rabel ein Breton war. V. muß dann Ländereien in der breton. Mark besessen haben (Rabel ist Breton im *Horn*, Engländer im *Aymeri*; s. unten S. 219).

Die neue *Ch. de G.* zerlegt Suchier in 2 Teile: *Chanson de Guillaume* (12—1979) und *Chanson de Rainoart* (1980—3553).⁸⁰⁾ Von Teil I trennt er wieder Vs. 12—930 bzw. 938 als das sogenannte *Vivienlied* ab, dessen Fortsetzung die 2 Züge Wilhelms nach l'Archamp umfaßt.

Nur das *Vivienlied* enthält historische Züge. Die Botschafts-sendung Girards nach Barcelona und die 2 Züge Wilh.'s sind reine dichterische Erfindungen zum Zwecke der Hilfe und Rache für V. Erst recht gilt das vom *Rainoart*, der Vorstufe von *Aliscans*. Der Dichter des *Rainoart* läßt V. sogar noch lebend unter dem Baume vorfinden, damit er eine Notkommunion erhalte — in der *Ch. de G.* wird V. nicht gefunden —, und zieht zu diesem Zwecke die beiden Wilhelmszüge in einen einzigen zusammen; dieser eine Zug dauert dann auch nur 1—2 Tage.

⁸⁰⁾ Zitiert nach Baists Abdruck der Hs. Eine andere Einteilung gibt Weeks, *Modern Philology* III, S. 229. Er trennt den *Rainoart* mit Vs. 2647 ab. Über seine Ansichten betreffs Teil I, s. unten.

Der Botschafter geht nun nicht am 2. Tage abends, wie in der *Ch. de G.*, zu Wilh. nach Barcelona, sondern schon am 1. Tage abends zu Wilh. nach Orange. Wilh. aber trifft bereits am 3. Tage früh in l'Archamp ein; es hat also eine weitere Zusammenziehung stattgefunden, die des dreitägigen Kampfes in einen zweitägigen. Ferner verlegt der *Rainoart* Wilh.'s Sitz von Barcelona nach Orange, der Stadt des epischen Wilh., das Schlachtfeld nach Südfrankreich in die Nähe von Orange und Arles, und der Name l'Archamp wird in Anlehnung an Elysii campi (Friedhof von Arles) zu les Arcans, les Archanz umgeformt und endlich gar durch Aliscans ersetzt. Seit 1150 spätestens ist nach Weeks V. und l'Archanz bei Arles lokalisiert. Um 1120 wurde nach Suchier (Ausg. S. LXIV) der *Rainoart* verfaßt.

Wir sehen also: 1. Der *Rainoart* ist eine erst nachträglich angefügte Fortsetzung der *Ch. de G.* 2. Da er das Gelübde V.'s mit dem Ritterschlage verbindet, setzt er einen ersten *Covenant Vivian* (*Cov. V. I*) voraus. 3. Dieser *Cov. V.* steht dem uns erhaltenen *Cov. V.* bedeutend näher als die *Ch. de G.*, hat aber doch noch wesentlich ältere Züge bewahrt; z. B. Reste der *Tedbaldepisode* (vgl. Vs. 2603—06, dazu *Aliscans*, Vs. 2773, (3053)³¹), die Gefangennahme der Grafen vor Wilh.'s Augen und nach V.'s Tod (1724, 2077, 2340 f. : 2517 f.)³² u. a. m. Der uns erhaltene *Cov. V.* ist durch die Erfindung wie durch Nachahmung und Aufnahme von Situationen aus andern Epen (*Enf. V.*, *Moniage Guillaume*, *Rolandslied*) so sehr verändert, daß der Zusammenhang mit der *Ch. de G.* nur schwer zu erkennen ist.

Der älteste *Cov. V.* und der *Rainoart* sind nach Suchier um 1120 verfaßt, und zwar in französisch Flandern; die *Ch. de G.* um 1080, vermutlich in der östlichen Normandie. Die Hs., die uns beide Gedichte überliefert, stammt aus dem XIII. J. und ist von einem Anglonormannen geschrieben. Dieser Schreiber hatte eine Vorlage, die ein halbes Jahrhundert älter sein mochte; doch nicht ihm ist die arge Verstümmelung der Hs. unserer *Ch. de G.* zuzuschreiben.³³ — Die *Ch. de G.* ist in gewöhnlichen Zehnsilbern abgefaßt; am Schlusse von 32 der 180 Laissen findet sich ein auffälliger Refrain aus 4 Silben mit weiblicher Endung. Im *Vivienlied* ist einziger Refrain *lunsdi al vespre*. Der erste

³¹) Nach R. Weeks, *Mod. Phil.* II, S. 241 Anm. lautet der viel verbesserte Vers: *Est ce la fable d'Estormi al mouton*. Vgl. außerdem meine Bemerkung über den *Prosaroman*, unten Anm. 45. Ist die Hammelepisode nicht eine Parodie auf *Nibelungenlied* XVI, 957: *dô fuor:e er bi dem satele einen beren grôz unde starc*.

³²) Vgl. dazu Rechnitz in *Zs. f. rom. Ph.* XXXII, S. 198 Anm., S. 205—07; meine Abhandlung, a. a. O., S. 13 Anm. Allgemeines über *Rainoart*, über den ihm vorausgehenden *Cov.* sonst bei Rechnitz, *Prolegomena*, S. 79 f. — Evers, *Notes on Renoart*, *Rom. Review* II, S. 144—62. Weeks, s. unten, S. 213.

³³) Bericht über die Hs. gibt J. A. Herbert: *Rom.* XXXII, S. 394 f., XXXV, S. 68 f., XXXVI, S. 87—91.

dreitägige Kampf Wilh.'s und der zweite — wohl sicher ebenfalls dreitägige — Kampf Wilh.'s auf l'Archamp haben die Refrains *joesdi al vespre* (Kampf I) und *lors fu dimerces* (Kampf II). Die beiden letzten Refrains setzen jeder erst mit dem dritten Tage, dem Entscheidungstage, ein und umfassen nur die Ereignisse dieses selben Tages (d. h. Entscheidung der Schlacht und Bericht vor Guibore). Sonst steht auch hier der Refrain *lunsdi al vespre*. Wegen dieser hervorstechenden Eigenschaft der beiden Refrains (in Wilhelms Kämpfen) schließt Suchier: daß *lunsdi al vespre* im alten *Vivienlied* ganz dieselbe Bedeutung gehabt haben wird; und dieser Refrain bezieht sich also auf den dritten Tag, den Entscheidungstag der Schlacht, und damit auf V.'s Todesstunde am Abend eines Montags. Also: *Lunsdi al vespre* ist der Refrain des *Vivienliedes*, deutet auf V.'s Tod an einem Montagabend nach dreitägigem Kampfe auf l'Archamp. Er ist dann der Hauptrefrain in der Erweiterung des *Vivienliedes*, in der *Ch. de G.*, geworden, als den wir ihn kennen lernten.

Diese Ansichten Suchiers: **Vivien ist der historische Vivianus der Schlacht von 851; l'Archamp liegt in Nordwestfrankreich, im nördlichen Teile der Departements Mayenne und Ille et Vilaine, und ist erst — um 1120 — vom Rainoartdichter in die Nähe von Orange verlegt worden; der Cov. V. beruht auf der Ch. de G., der Refrain der Ch. de G. deutet auf V.'s Tod — unterscheiden sich von den oben angeführten Gautiers, Jonckbloets, Beckers, Weeks' u. a. ganz bedeutsam. Der Cov. und der erste Teil von *Aliscans* treten mit einem Male in den Brennpunkt der Wilhelmforschung;³⁴⁾ sie ruhen auf dem wirklich historischen Kern der V., bzw. Wilhelmslieder. Zwar hatten G. Paris, Becker u. a. schon die Wichtigkeit der Vivienlegende erkannt, und ein verlorenes Stammepos war mit Hilfe von *Enf. V.*, *Aliscans*, *Foucon* und z. T. der *Nerbonesi* konstruiert; aber wie weit entfernt sich diese Rekonstruktion von dem Forschungsergebnis, das jetzt nach Auffindung der *Ch. de G.* und den Arbeiten Suchiers vorliegt, und eine wieviel wichtigere und besonders unmittelbare Stellung nimmt — trotz der so starken Überarbeitung — das ganze uns erhaltene *Covenantlied* (nicht bloß sein zweiter Teil (Ankunft Wilhelms usw., wie noch Paul Meyer und A. Fichtner sagen) gegenüber dem alten Kern der V., bzw. Wilhelmlegende ein! **Nicht mehr der heilige Wilh. von Gellone und sein Kämpfen um Orange und auf Aliscans, sondern V. und l'Archamp und Wilh. von Barcelona machen diesen Kern aus.****

Diese Ansichten Suchiers über V. und l'Archamp, über das Verhältnis von *Ch. de G.* und *Cov. V.* und über die Refrainer-

³⁴⁾ Vgl. dagegen noch Jeanroys Urteil in *Romania* XXVI, S. 188: *Ce n'est donc point, contrairement à toute attente, au Covenant qu'il faut nous adresser pour obtenir des renseignements sur le poème qu'il a remplacé, mais aux Enfances Vivien, à Aliscans, à Foucon de Candie.*

klärung sind teilweise nicht unwidersprochen geblieben, teilweise ergänzt worden. Wenden wir uns zunächst zu den Ausführungen über das Verhältnis der *Ch. de G.* und des *Cov. V.*:

Ein eingehender Vergleich der *Ch. de G.* zum *Cov. V.* ist bis jetzt nicht geliefert worden. Einige Textparallelen finden sich bei Alfred Fichtner a. a. O., und im Wollsteiner Programm habe ich *Cov. V.* und *Ch. de G.* in sich einander entsprechenden Abschnitten inhaltlich wiedergegeben (s. Anm. 6, 25). Eine ganze Reihe einzelner, beiden Epen gemeinsamer Züge sind aber bereits hervorgehoben. Ehe ich davon einige aufzähle, will ich das letzte Gesamturteil Ph. A. Beckers über das Verhältnis von *Ch. de G.* zu *Cov.-Aliscans* vorausschicken: „...zu *Aliscans* gehört als eine Art Einleitung der *vœu de Vivian*. Diesen beiden Liedern steht die neuentdeckte *Chançon de Willame* oder *l'Archant* gegenüber, ein triviales, kompositionsloses Machwerk, das mit den abenteuerlichsten geographischen Vorstellungen operiert. Das Verhältnis dieser beiden Fassungen zueinander bedarf noch der Klärung; es fragt sich, ob die *Chançon de Willame* die ältere Vorlage ist, oder ob die *Chançon de Willame* die arg entstellte Konkurrenznachahmung jener beiden Lieder ist.“³⁵⁾ Der letzte Teil dieses Urteils mutet einen fremd an. Nächste Becker spricht auch Emilio Tron diese selbe Ansicht aus, wie schon der Titel seiner Abhandlung zeigt. Sämtliche anderen Gelehrten aber erkennen bedingungslos das hohe Alter der *Ch. de G.* an und nehmen genau den umgekehrten Standpunkt bezüglich *Ch. de G.* : *Cov.-Aliscans* ein.³⁶⁾ — Über das Verhältnis einzelner Züge dieser Epen zueinander handeln: 1. Suchier in seinen verschiedenen oben zitierten Arbeiten. Ich nenne folgende Gegenüberstellungen von *Ch. de G.* und *Cov.-Aliscans*: a) V.'s Leiche bleibt in *l'Archamp* unbeerdigt liegen. *Cov.-Aliscans* ebenso, vgl. auch *Aymeri de Narbonne*, Vs. 4544; dagegen *Aliscans*, Vs. 7367. Beachte auch, daß die Leiche des historischen Vivianus im Felde unbeerdigt bleibt. b) *Ch. de G.*, Vs. 797—800: *Cov.*, Vs. 598—606 (*Zs.* XXXIII, S. 54). Ebenda, S. 55: *Cov.*, Vs. 1888—90:

Ne morai pas, je sai molt bien mon estre (Var. t e r m e),
Ans sera nonne, voire passee vespre;
Bien sen la vie qui el cors me flaele.

Diese Stelle weist deutlich auf den Refrain der *Ch. de G. lunsdi al vespre* als Bezeichnung der Todeszeit V.'s hin. c) *Cov.*, Vs. 1576 Var. *Diabes est, si fu filz d'un serpent, — Ne puet morir*

³⁵⁾ Becker, *Grundriß der altfranzösischen Literatur*. Teil I, Heidelberg 1907, S. 54—55.

³⁶⁾ E. Tron, *Trouvaille ou pastiche? Doutes exprimés au sujet de la Chançon de Willame*. Bari, Laterza 1909. — Dagegen zuletzt E. Stengel in der *D. Lit.-Ztg.* XXXII, No. 23, S. 1450.

por nulle arme tranchant. Diese Aussage über V. setzt Suchier (*Ausg.*, S. XL) in Beziehung zu *Cornebut* (< *corneum bucum* oder *butum*), der Namensbezeichnung von V.'s Vater Bueve. Serpent, sagt Suchier, erinnert an den Drachen, dem der gehörnte Sigfried das Blut entnahm, das seine Haut unverwundbar machte. — 2. J. Bédier, *Les Légendes Épiques* I, bes. S. 79 Anm. 2, 310 bis 315, 325, 408 f. — 3. Rechnitz, *Zs. f. rom. Ph.* XXII, S. 184—230, *Prolegomena*..., S. 77—87, bes. S. 81 f. Ebenda, S. 24 Anm. 1, bespricht Rechnitz den Wortlaut von V.'s *Gelübde* und stellt 2 Formen dafür fest: *eine ältere strengere* (V. will nicht *plein pié* zurückweichen), zuerst in der *Ch. de G.* belegt, dann im *Cov. V.*, in *Aliscans* (741) und *Enf. V.* (2206—08) nur teilweise; *und eine jüngere, weniger strenge* (V. will nicht *lanc une lance* zurückweichen), zuerst in *Aliscans* (793—95, 849—53), dann in den *Enf. V.* (2206 bis 2208), die beide Formen des Gelübdes an dieser Stelle kombinieren, und in *Aymeri de Narbonne* (4537—39) [aus *Aliscans* geschöpft!]. Vgl. dazu auch Cloetta: *Die Enfances Vivien* S. 79, Bédier, a. a. O., S. 312—13 u. 428. *Prolegomena*, S. 5 Anm. 6 handelt Rechnitz über die Bezeichnung *au court nes* < *al courb nes* für den epischen Wilh.; vgl. noch Suchier, *Ausg.*, S. 78 Anm. zu Vs. 56. — 4. Arthur Klapötke, *das Verhältnis von Aliscans zur Chanson de Guillaume*, Diss. Halle 1907. Klapötke möchte annehmen, daß *Aliscans* im Anfang den *Cov. V.* benutzt hat, doch bezeichnet er diese Vermutung als sehr unsicher. Rechnitz hält das Umgekehrte für richtig, da der *Cov.* Personen aufzählt, die erst in *Aliscans* zur Tätigkeit kommen; *Prolegomena*, S. 85 Anm. Vgl. dazu noch *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 183, wo ich Verse aus L. XLIX und L des *Cov.* anführe, die sich in den ersten *Laissen* von *Aliscans* wiederfinden. Vgl. endlich unten S. 229. — 5. Pio Rajna in der *Zs. Studi Medievali* III, 1910, S. 331 bis 391, bes. 369 f. — 6. Raymond Weeks in *Romania* XXXIV, S. 237—277, XXXVIII, S. 1—43; *Modern Philology* II (S. 1—16, 231—248), III (S. 211—234); *Modern Language Review* V, S. 54 bis 67 (*The Boulogne Manuscript of the „Chevalerie Vivien“*); *La Chevalerie Vivien* (Faksimile-Ausg. der Boulogner Hs.), Missouri Studies, New York 1909. Weeks zerlegt die *Ch.* in zwei Hauptteile und läßt mit Vs. 2647 den *Rainoart* beginnen.³⁷⁾ Vs. 450—2647 teilt er wiederum und rechnet einen ersten Abschnitt bis Vs. 1329. Diese letzten beiden Teile entsprechen dem *Cov. V.* von Vs. 851 ab, umfassen jedoch noch V.'s Tod und Flucht Wilh.'s; etwa bei Vs. 1703 beginnen dann die *Aliscans* entsprechenden Verse³⁸⁾. — Die beiden Züge Wilh.'s nach l'Archant sind nun aber in dem überlieferten Texte entstellt. Die Hauptschuld trägt die in den zweiten Zug eingeschobene Gui-Episode,

³⁷⁾ *Mod. Phil.* II, S. 10.

³⁸⁾ *Mod. Phil.* II, S. 7, s. hingegen Anm. 39.

die ursprünglich im ersten Zuge gestanden haben wird; ebenda hat also auch der Kampf mit Deramé seinen ersten Platz gehabt. Als späterer Zusatz ist ferner auch die Auffindung V.'s durch Wilh. und die Gefangennahme der Wilh. begleitenden Grafen zu betrachten. Diese Grafen fielen vielmehr mit V. in l'Archamp, und Wilh.'s Zug und das ursprüngliche Lied endeten siegreich.³⁹⁾ Dieses alte Lied hat eine Fortsetzung durch den anfänglich selbständigen *Rainoart* erfahren, der mit Vs. 2647 beginnt. Dessen Hauptschauplatz war Orange. Bei der Verbindung des *Rainoart* mit der *Ch.* blieb l'Archamp zwar wieder Hauptschauplatz, aber l'Archamp mußte in der Nähe Oranges liegen wie früher in der *Barcelonas*.⁴⁰⁾ — Was endlich die Anfangsverse der *Ch.* angeht (12—450), so befremden sie durchaus. Die ganze **Tedbaldepisode** hat nichts mit der Schlacht auf l'Archamp wirklich Gemeinsames. Ob sie erst von fremd her eingeführt worden ist, um V.'s Heroismus zu steigern und V.'s Untergang durch die Flucht des eigentlichen Führers zu motivieren? Doch scheint sie wieder original, da Erinnerungen an sie in *Rainoart*, *Enf. V.* und *Foucon* gegeben werden (s. oben, S. 209).⁴¹⁾ — Diese Ansichten von Weeks sind aus dem Vergleiche der Angaben und Widersprüche der *Ch.* mit vornehmlich *Foucon* und Andreas *Nerbonesi* gewonnen; der *Cov.* ist nur insoweit herangezogen, als er zu den beiden eben genannten Epen stimmt oder auch etwas über l'Archant in Spanien auszusagen scheint.⁴²⁾ Nach Weeks, *Origin of the Covenant Vivien*, ist ja der *Cov.* eine Verschmelzung zweier Liederfassungen, die uns die *Nerbonesi* überliefern. Weeks hat nicht versucht, die *Ch.* aus sich selbst zu erklären. Die *Ch.* ist aber nun doch einmal so viel älter als die uns erhaltenen, ihr verwandten Epen und hat außerdem einen so wesentlich andern Text, als aus diesen durch Rekonstruktion erlangt werden kann. Die *Ch.* aus sich selbst erklärt hat bisher nur Suchier, — wie Rechnitz, *Prolegomena*, und Terracher, *Notes sur l'Archant*, hervorheben. Weeks bespricht fernerhin: *Die Kämpfe in Spanien*, die V. nach der Boul. Hs. dort führt; den *Siège d'Orange* (siehe

³⁹⁾ Mod. Phil. III, S. 233. Hier gibt Weeks die richtige Grenze der *Ch. de G.* bei Vs. 1983 an und stößt also seine frühere Ansicht (s. Anm. 38) um. Herr Prof. Suchier bittet mich ausdrücklich, zu konstatieren, daß Weeks die richtige Abgrenzung der beiden Teile selbständig auch gefunden hatte.

⁴⁰⁾ Mod. Phil. III, S. 229—31.

⁴¹⁾ Mod. Phil. II, S. 241—2. — Die Tedbaldepisode ist unecht, sagt auch Terracher; s. unten, S. 224. — *Romania* XXXIV, S. 261 Anm., sagt Weeks, daß Tedbald von Bourges wohl Originalfigur für *Tibaut d'Aspremont*, den Verwandten Ganelons, des Verräters, sei. Über die hist. Grundgestalten Tedbalds und Estormis vgl. Suchier, *Zs. f. r. Ph.* 29, S. 644 Anm.; Weeks, *Rom.* 33, S. 41. P. Rajna, *St. Medievali* III, 1910, S. 375.

⁴²⁾ Vgl. Barcelona als Wilh.'s Stadt; *Cov.*, Hs. 1448, Vs. 858; ferner Vs. 752 (s. *Mod. Ph.* III, S. 225, Anm. 2); Vs. 61 des *Cov.* u. a.

u. Anm. 59), die *Guischardepisode* (*Mod. Lang. Rev.* I, January 1910, S. 66 f., s. auch unten S. 215, 217), das **Zweikampfmotiv**. Ich füge hier hinzu: Das Original für den Kampf *Wilh.-Alderufe* ist der Kampf *Wilh.-Deramé*, bezw. *V. und der Berber* (*Ch.*, 775 f.); vgl. auch *V.-Alderufe*, *V.-Tedbald* (*Ch.*, 378, 639; 678); — *V.*, bezw. *Wilh.* sind Sieger. Vgl. weiter *V.-Maltribol* in den *Nerbonesi*, *V.-Noüpatris* im *Willehalm*; — *V.* und sein Gegner fallen gleichzeitig (*Nerbonesi*); *V.* bleibt nur noch etwas länger leben, bis *Wilh.* die Beichte hören kann (*Willehalm*; *Aliscans*, *Rainoart*). *V.-Tibaut*; — *V.* wird vom Gegner erschlagen (*Foucon*, *Nerbonesi*, vgl. *Aliscans* Vs. 34, *V.-Deramé* [?])⁴³; vgl. noch *V.-Alderufe* (in einer älteren *Cov.-Redaktion*, s. unten S. 219 u. Anm. 56). — 7. Terracher, *Annales du Midi* XXII, janvier 1910, S. 1—16. Seine Forschungen über *V.* und l'Archamp werden unten, S. 224, besprochen. — 8. Ich selbst, das *Handschriftenverhältnis des Covenant Vivian*, Halle Diss. 1908; *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV Heft 6, S. 168—178, XXXV Heft 2, S. 60—70, XXXV Heft 6, S. 169—184; *der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung* (Programm Nr. 255, Wollstein 1911).

Der Untersuchung der Hs. des *Cov.* ist eine kurze Übersicht über die hsl. Untersuchungen der Nachbarepen und eine Besprechung davon vorausgeschickt. Die Abhandlung selbst beruht nicht zum geringsten auf einem Vergleiche von *Covenant*- und *Chanson*stellen. Ich komme S. 34, 37, 65—6 zu dem Schlusse, daß der *Cov. V.-Text* sehr fehlerhaft kompiliert worden ist. Lesarten und Szenen aus älterer Fassung sind oft unverändert nach Form und Inhalt in einen neuen Zusammenhang eingereiht worden, und der Text ist durch Aufnahme und Nachahmung von Szenen aus andern Epen wesentlich bereichert und entstellt worden. Den gleichen Standpunkt habe ich auch S. 9—14 in bezug auf einige Stellen von *Aliscans* einzunehmen versucht.⁴⁴ — S. 33: Die Schiffsepisode ist eine Zutat des *Cov.-Dichters*. Gewisse Stellen des *Cov.* und die Einleitung zum *Cov.* in der Berner Hs. zeigen, daß ein Heide (nach der Berner Hs. Tiebaut selbst nach einer gegen *V.* auf *Aliscans* verlorenen Schlacht) *Deramé* herbeirief. Demnach stimmen *Cov.* und *Ch.* darin überein, daß der Feind zuerst in l'Archant einbricht, und nicht *V.*⁴⁵ —

⁴³) Einen Zweikampf *V.-Deramé* nimmt Weeks an (*Mod. Ph.* III, S. 216—22). Der *Cov.* schildert ihn Vs. 1405f., Vs. 550 Var.; s. unt. S. 216.

⁴⁴) Vgl. *Rom. Review* I, S. 222, wo Weeks dem zustimmt. Vgl. darüber nochmals *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 171—2; XXXV⁶, S. 176. — Ph. A. Becker verharret bei seiner Ansicht über die Gruppierung der Hs. *Lit.-Bl. f. G. u. R. Ph.* 32, S. 239—42; s. unten Anm. 67.

⁴⁵) Dieselbe Episode, die Hs. Bern aufweist, wird auch Hs. Boulogne gekannt haben; denn Hs. Boulogne gibt in ihrer Überleitung zu *Foucon de Candie* wörtlich einige der *Laissen*, die Hs. Bern zu Anfang des *Cov.* überliefert. Ähnlich wie Hs. Bern berichtet auch der *Prosaroman*, wo *V.* unter dem Schutze Girards gegen den in Arleschant eingefallenen

Nach einzelnen Hs. fleht V. nicht bloß Wilh., sondern auch Guiborc um Hilfe an; dasselbe geschieht in der *Ch.* — Terracher gibt in seiner Ausg. dem *Cov.* den Titel *Chevalerie Vivien*. Ich suche in *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 171—78 nachzuweisen, daß dieser Titel unberechtigt ist. Nur eine Hs. — und zwar nicht die wichtigste — hat den obigen Titel wörtlich. Aus Vs. 1—6 (vgl. oben den Inhalt des *Cov. V.*), 1616—19, 1601 f. ergibt sich vielmehr unzweifelhaft dies: *Cov.-Aliscans* ist als eine untrennbare Einheit zu fassen, als **das jüngere Willehmslied** zu bezeichnen, das sein Vorbild in der *Ch. de G.* hat. „Trennen wir *Aliscans* als Epos für sich ab, dann halte ich den Titel *Covenant Vivian*, den Jonckbloet unserem ersten Teile gegeben hat, für den annehmbarsten“ (S. 177). Denn der Kernunterschied des alten (*Ch. de G.*) vom neuen Willehmsliede (*Cov.-Aliscans*) liegt in der starken Betonung des Gelübdes. Für die Einleitung wie für den ganzen Verlauf des Kampfes auf l'Archant ist in dem uns überlieferten *Cov. V.* das Durchhalten dieses Gelübdes von entscheidender Bedeutung gewesen. — A. a. O., S. 182: Die **Boul. Hs.** schiebt vor V.'s Zusammentreffen mit Wilh. eine Episode ein, nach der Wilh. sich in der größten Not befindet und wie in der *Ch.* durch Gui (1820 f.), so hier durch Bertran herausgehauen wird (Hs. Boul., Vs. 1691; vgl. auch Hs. 1448, Vs. 1776: Boul. Hs., Vs. 1653, 1662 f.). — S. 183—84 Anm. glaube ich auch Weeks gegenüber als sicher annehmen zu können, daß die Hs. Boul. die einschneidende Umgestaltung der Guichard-episode der Kenntnis einer älteren Quelle, vielleicht gar der *Ch. de G.* selbst verdankt.

Zum Vergleiche des *Cov. V.* mit der *Ch. de G.* sind neben *Aliscans*, Teil 1, auch der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, *Foucon de Candie*, die *Enf. V.*, der *Prosaroman*, der *Roman d'Arles*, die *Nerbonesi* des Andrea da Barberino und die *Vidian-legende* heranzuziehen.

1. *Willehalm-Aliscans*, *Foucon*, *Enf. V.*: Über den *Willehalm* sind eine ganze Reihe von Arbeiten erschienen, von denen ich die beiden letzten von M. Nassau Noordewier und Susan Almira Bacon bes. erwähne.⁴⁶⁾ In Bacons Arbeit findet man die ge-

Esrofle zu Felde zieht. Girard scheint in der vom *Cov. V.* abweichenden Fassung Tedbalds de Berri Stelle (*Ch. de G.*) einzunehmen. Über die engere Verwandtschaft der Hs. von Bern und Boul. mit der Prosafassung vgl. meine Diss., *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 177—78; Fritz Reuter, *Die Bataille d'Arleschant des altfranzösischen Prosaromans Guillaume d'Orange*. Halle, Diss. 1911. S. 36. — Über die Anfänge von *Cov. V.* und *Ch.* vgl. *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 176—77, ebenda XXXIV⁶, S. 174 Anm. 1; Rechnitz, *Prolegomena*, S. 85 Anm.; Suchier, *Ausg.*, S. LXIII; Weeks, *Mod. Ph.* II, S. 241—2, s. oben S. 213.

⁴⁶⁾ M. Nassau Noordewier: *Bijdrage tot de Beoordeeling van den Willehalm*. Delft, 1901. Susan Almira Bacon, *The source of Wolfram's Willehalm* in Sprache und Dichtung, Heft 4. Tübingen 1910. — Krn. Vgl. jetzt noch Evers in *Rom. Review* II, 160 f.

samte einschlägige Literatur zusammengestellt und kurz erläutert. In beiden Abhandlungen wird eine ältere Version von *Aliscans* wahrscheinlich gemacht, welcher der *Willehalm*, der *Prosaroman* (P.) und die *Nerbonesi* des Andrea näher standen als *Aliscans*. Über eine ältere Version von *Aliscans* vgl. auch meine Diss., S. 13 Anm. und *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 178. Ich hebe 3 Dinge hervor, die besondere Beachtung für unsern *Cov.* verdienen. — 1. Wolfram betitelt sein Epos nicht *Aliscans*, sondern *Willehalm*. Weeks sagt darüber, daß dieser Titel nicht zufällig gewählt sein kann. Die *Ch. de G.* mag kurz der *Guillaume* genannt worden sein wie die *Ch. de Roland* der *Roland*; und Wolfram hat diesen alten Titel treu bewahrt.⁴⁷⁾ — 2. Wolfram gibt an, daß ein Schwestersohn Wilhelms namens Myle (vgl. 14, 21—22; 450, 10) vor V.'s Ende durch Terramer getötet worden sei (21, 24—25; 120, 19; 151, 30). Rolin, *Aliscans* Ausgabe, S. VIII, Anm. 2 ist der Meinung, daß unter *fil de sa seror*, den Deramé *Aliscans*, Vs. 34 tötet, ebenfalls Milon zu verstehen sei (doch ist er für V. schon S. 2, Anm. 6). Weeks (*Mod. Phil.* III, 239 Anm. 1; s. oben, Anm. 43) versteht, wie vor ihm andere, unter *Aliscans* 34 V. selbst. Man vergleiche aber dazu den *Prosaroman*, der, wenn auch gerade zu Anfang von *Aliscans* stark überarbeitet, immerhin erkennen läßt, daß V.'s Bruder *Gerardin* gleich nach Beginn des Kampfes fiel (Terracher, *Chev. V.*, S. 266, 33). Und so sagt ja ausdrücklich auch die kurze Übersicht der Schlacht von Arleschant, die wir am Schlusse der Ausgabe der *Enf. V.*, S. 279 finden: ... *comment Guillē le vint secourir; comment Viuiē et Gerart son frere furent occis; comment Guillē fut chacie de la bataille tout seul* ... Man vergleiche ferner *Foucon de Candie*, wo ein Gerin mit V. auf Aleschans gefallen ist; — und ist es Zufall, daß die Berner Hs. des *Cov.* öfter Gerin für Girart aufweist? (Über Guerin für Girart im *Cov.*, Vs. 376, vgl. Cloettas Urteil.)⁴⁸⁾ Vergleiche weiter die *Nerbonesi* des Andrea, wo mit V. die 7 Söhne des Ghibellino gefallen sind und von Tibaldo bestattet werden (s. oben das Urteil Bacons über die ältere Fassung von *Aliscans*, die *Willeh.*, *Nerbonesi* und *Prosaroman* vorlag, und mein Urteil über die Verwandtschaft von P. mit Hs. Boulogne und Hs. Bern). Vgl. den *Roman d'Arles*; hier fallen die letzten Helden Girart und Rainier, ehe V. den Todesstoß erhält und Wilh. nach Frankreich entflieht.

⁴⁷⁾ *Modern Phil.* II, S. 6. Vgl. dazu Wolframs Angabe selbst in Vs. 3, 8—11.

lantgráf von Dürngen Herman
tet mir diz maer von im bekant.
er ist en franzoys genant
Kuns Gwillâms de Orangis.

⁴⁸⁾ W. Cloetta, *die Enfances Vivien*. Romanische Studien IV, S. 82—3 u. f. — Gerin in *Foucon* ist V.'s Bruder; Jeanroy, *Rom.* 26, S. 195. — Mit V. fällt im *Cov.* Gautier (1644: 1655: 1662; 1435: 1463).

Vergleiche endlich die *Ch. de G.* Girard (1174) und Guischard, Guiborcs Neffe (1210), sterben in l'Archamp. Im *Rainoart* werden nun beide Grafen wieder lebend unter den Gefangenen aufgezählt, doch sind sie hier bloße Statisten⁴⁹⁾ (ich erinnere daran, daß auch V. im *Rainoart* noch lebt, ebenso die Heidenkönige Alderufe und Deramé (378, 644 : 2095; 1966 : 2058, 1706), daß ferner Guischard nicht mehr Neffe Guiborcs ist, 1033 : 2410). Und nehmen wir mit Suchier an, daß die Botschaft Girards und die beiden Züge Wilh.'s eine Fortsetzung des alten *Vivienliedes* sind, so kann man wohl aus Vs. 605 folgern, daß zuletzt mit V. sein treuer Kampfgenosse auf l'Archamp fiel (vgl. 605 : 1128a (1130), 1730—31)⁵⁰⁾. — Wie hat wohl P. Gerart als Bruder V.'s setzen können? In den der *Ch.* folgenden Epen sind Gerart und Gui, welchem der Girard der *Ch.* in mehr als einem Punkte ähnelt (vgl. bloß 1789), Brüder und Söhne Bueves, d. h. Söhne des Vaters von V. und Gui der *Ch.*. Gerarts Stelle nimmt aber in den *Enf. V.* Guischard, V.'s Bruder in *Cov.-Aliscans* und *Foucon*, ein (3942 f.)⁵¹⁾ und derselbe Guischard ist auch an Stelle Girards Botschafter V.'s in einer von Chabaneau zitierten vatikanischen Hs.⁵¹⁾ Girard und Guischard sind weiter auch in der Boulogner Hs. des *Cov.* und in der *Ch.* anlässlich ihres Ritterschlages in gewisser Parallele.⁵²⁾

Endlich führe ich auch noch den *Willehalm* an, der *Witschart* und *Gérart von Blavi* Brüder nennt (13, 16; 93, 12 u. a.).

Wir sehen also, daß Girards Rolle, die er im alten *Vivienliede* spielt, durch Gui im zweiten Zuge Wilh.'s, dann teilweise durch Guischard in den spätern Epen vertreten wird.⁵³⁾ Wir sehen, daß Girard und Guischard in der *Ch.* im ersten Zuge Wilh.'s fallen, daß im ursprünglichen *Vivienliede* aber der Kampfgenosse V.'s mit unserm Helden zugleich getötet wurde. — Wie hieß nun der Kampfgenosse? Girard, Gerin oder Gui (Guischard als Neffe Guiborcs ist wohl auszuschalten⁵⁴⁾?) Und war der Kampf-

⁴⁹⁾ vgl. meine Diss., S. 13 Anm.; ferner R. Weeks, s. oben, S. 213.

⁵⁰⁾ vgl. Cloetta, *Rom. Stud.* IV, S. 53—57. s. unten Anm. 56.

⁵¹⁾ Chabaneau, *Ausg. des Roman d'Arles*, S. 80: ... *quo audito per Guischarum, fratrem ejus[dem] Vasiani, qui interfuit bello, beatus Guillelmus congregavit exercitum* ...

⁵²⁾ s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXV⁶, S. 184 Anm. und oben S. 215.

⁵³⁾ Ein analoger Fall liegt in den *Enf. V.* vor. Hier hat Bertran Girards Stelle inne; s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 173.

⁵⁴⁾ Guischard scheint gerade dadurch, daß er Guiborc in der *Ch.* enger zugesellt ist und wie sie früher Heide war, nicht zum ältesten Stamme der V. umgebenden Kampfgenossen gehört zu haben. V. bittet auch nicht ihn, daß er zu Hilfe komme, sondern wendet sich an Gui, seinen Bruder. Wenn trotzdem nicht Gui, sondern Guischard im ersten Zuge mit Wilhelm und Girard zu Hilfe eilt, so liegt das doch wohl am Aufbau der *Ch. de G.*; außerdem wird Guischard von seiner Tante Guiborc gesandt, Gui aber von s. Bruder V. erbeten. Guischard scheint, nach der *Ch.* und dem *Rainoart* zu schließen, auch erst mit einem dem *Rainoart* vorausgehenden *ersten Covenantliede* V. enger

genosse notwendig V.'s Bruder oder bloß V.'s Gefolgsmann? Ich werfe die Frage nur auf und erinnere vergleichend an die sonstigen Kämpfe V.'s in der *Ch.*, bes. an den vor Orange und an die gegen *Torleu*, wo *Rabel*, V.'s Gefolgsmann, fiel; ferner an das *Rolandslied*. *Pseudo-Turpin* berichtet, daß Rolands Bruder Baldwin den vor Durst verschmachtenden Roland auf dessen

zugesellt worden zu sein. Zwar sagt der *Rainoart* darüber direkt nichts aus; er weiß weder von Guischards, des Neffen der Guiborc, Tode (Vs. 2410), noch auch von Guischard, dem Bruder V.'s. Im Gegenteil erhält Guiborcs Bruder *Rainoart* V.'s Land und 7 Schlösser von Wilh. und rückt auch sonst gänzlich in die Stelle des Gui der *Ch.* ein: er erzwingt die Erlaubnis zum Zuge nach l'Archamp, wird durch Guiborc bewaffnet, eilt dem Heere nach, rettet Wilh., sichert den Sieg, erhält V.'s und Wilh.'s Land. —

Was also der *Rainoart* uns indirekt sagt, ist dies: Da der Held *Rainoart* die Rolle des Gui der *Ch.* im *Rainoartliede* spielt und V.'s Land erhält, so sind in diesem Liede keine Verwandten V.'s mehr am Leben. Nun aber beruht der *Rainoart* mit Sicherheit auf einem ihm vorausgehenden ältesten *Covenantliede*, und dieses zeigt Guischard als V.'s Bruder und in der Rolle Guis der *Ch.*, wie uns der erhaltene jüngere *Cov. V.* und *Folque de Candie* beweisen (*Folque* hat auch den alten Zug bewahrt, der im jüngern *Cov. V.* fehlt, daß Wilh. sein Erbe Guischard verspricht (Vs. 340)). Also sagen der *Rainoart* und der älteste *Cov. V.* vereint aus: daß Guischard, V.'s Bruder, die Rolle Guis im ältesten *Cov.* spielt; und ferner, daß dieser Guischard, der V. zu Hilfe eilt, in l'Archant gefallen ist. Das gleiche gilt für V.'s Bruder im *Prosaroman* und wohl auch im *Willehalm* und *Aliscans*; vgl. dann noch die *Nerbonesi*, wo der die Vorhut Wilh.'s führende Guiccardo bald nach seiner Ankunft in der Schlacht gefangen (!) wird; beachte endlich auch den Tod Guischards und Girards im 1. Zuge Wilh.'s nach l'Archamp (*Ch. de G.*). Wenn Guischard in *Rainoart-Aliscans* trotzdem unter den geretteten Grafen aufgezählt wird und sich dann auch mit in Orange befindet, so ist er weiter nichts, als bloße statistische Figur. — Wie ist nun aber jene Stelle in der vatikanischen Hs. aufzu fassen, wo Guischard, V.'s Bruder, bereits mit V. in l'Archant kämpft und dann bei Wilh. Hilfe holt? (vgl. Girard der *Ch.*!); wollen wir damit die Rolle Baldewins, Rolands Bruder, im *Pseudo-Turpin* vergleichen (s. auch oben, 1. Text); ferner die des durstigen Gui der *Ch. de G.* im 2. Zuge Wilh.'s (die Heiden denken von Gui, daß er, wie vordem Girard, nach *France* um Hilfe reitet); endlich die Guiscardos in den *Nerbonesi* (1. Erzählung: Guiccardo kommt seinem Bruder V. mit Namieri u. a. zu Hilfe, schlägt sich als einziger zu V. durch und wird dann durch ein zweites Hilfsheer mit V. zusammen befreit. 2. Erzählung: Guiccardo befindet sich von Anfang an mit V. im Felde und wird, bevor V. nach dem Hügel durchbricht, schon gefangen zu den feindlichen Schiffen abgeführt). — Nach diesen Stellen wäre also Guischard doch als etwaiger ursprünglicher Kampfgenosse V.'s auf l'Archamp mit in Betracht zu ziehen, — oder sollen wir glauben, daß Girards Rolle gänzlich, und zwar schon sehr frühzeitig, auf Guischard übergegangen sei? Ich meine, daß die drei zu Anfang gegebenen Gründe: In der für uns ältesten erreichbaren Fassung, in der *Ch. de G.*, ist Guischard Guiborcs Neffe und ursprünglich Heide; V. bittet seinen Bruder um Hilfe, der in der *Ch.* Gui heißt; Guischard ist erst nachträglich (nachweisbar in einem ältesten *Covenantliede*) in Guis Stelle eingerückt und V. engstens zugesellt worden — keinen Zweifel lassen, für welche Ansicht man sich zu entscheiden hat.

Pferd verläßt und Karl dem Großen Nachricht bringt.⁵⁵⁾ Im *Oxford Roland* ist mit Baldewins Rolle die *Walters del Hum*, des Gefolgsmannen Rolands, z. T. die Oliviers und zuletzt die des Erzbischofs Turpin, der Roland Wasser holen will, zu vergleichen. — Auch *Roland*, Vs. 3014—16, möchte ich in diesem Zusammenhange wenigstens erwähnt haben: Rabel, der später König Torleu tötet (Vs. 3354), soll auf Befehl Kaiser Karls Oliviers Stelle im Kampfe einnehmen. — 3. Wolfram läßt V. durch Halzebier (wie in *Aliscans*) den Todesstreich erhalten. Aber dieser Halzebier ist König von *Falfundê* (45, 29 u. a.), und er nimmt die Grafen nicht vor, sondern nach V.'s Niederwerfung gefangen, — in *Aliscans* geschieht das vorher und durch Aerofle; und diesem kommt auch die Bezeichnung *de Valfondêe* zu; nie ist sie im *Cov.-Aliscans* Halzebier gegeben. Bacon, a. a. O., S. 101 sagt denn auch *Halzebier is substituted for Aerofle*. Im *Prosaroman* wird nun V. durch Aerofle tatsächlich erschlagen, und Vs. 4625 der *Enf. V.* bestätigen, daß eine ältere *Cov.-Aliscans*-Version erzählte, wie V. von Aerofles Hand fiel.⁵⁶⁾

2. *Prosaroman*. Über den Prosaroman fällt Léon Gautier, *Ép. fr.* IV, S. 477 folgendes Urteil: *De toutes les modifications de notre Roman, la plus importante est celle qu'il a subie dans la version en prose du ms. de la Bibl. Nat. 1497. Et encore n'est-ce pas le fond, mais seulement la forme de notre Chanson qui a été atteinte par le remanieur.* Ein wesentlich anderes Urteil fällt Joh. Weiske, a. a. O. S. 63: Er setzt die Benutzung einer älteren Version des *Cov.* fest, vgl. ebenso Noordewier und Bacon, a. a. O. Weitere Urteile über den Prosaroman betreffen sein hsl. Verhältnis zur Boulogner Hs. und zu einer der Pariser Hs.⁵⁷⁾ Über einige Besonderheiten in P. habe ich schon oben referiert, so über Girards Erkundigungszug kurz vor dem Kampfe auf Arleschant mit dem hier plündernden Esrofle (Anm. 45); weiter über Gerard, V.'s Bruder, und seinen Tod durch König Deramé, dann über V.'s Tod durch Esrofle, und endlich will ich noch einen alten Zug erwähnen: Kampf Wilhelms mit Deramé (Terracher, S. 284, 8 f.) vor dem Auffinden V.'s an dessen Todesstätte (vgl. dazu *Ch. de G.*, Vs. 1891 f; *Aliscans*, Vs. 598 f.; darüber später)

⁵⁵⁾ Daß diese Episode älter ist als die Hornepisode des Roland, vgl. G. Paris, *Extraits de la Chanson de Roland* S. XIV, Anm. 1; dazu *Romania* XI, 506. — Vgl. unten S. 226/27.

⁵⁶⁾ s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV, S. 178. Vs. 4625: *Si comme il fu par Aarofle ocis*. — In diesem Zusammenhange erinnere ich nochmals daran, daß V. in *Folque* und *Nerbonesi* von Tibaut getötet wird, nach der *Ch. de G.* aber sowohl Alderufe (378, 639) wie auch Tedbald (678) getötet hat. — P. stimmt hier mit den *Enf. V.* überein; kannten diese auch Gerard als Bruder V.'s?

⁵⁷⁾ W. Cloetta, a. a. O., S. 1 f. vgl. dazu *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 178 f., bes. 177—8 und ebenda XXXV⁶, S. 172—4, 178. F. Reuter, a. a. O. S. 36.

3. *Roman d'Arles*: Chabaneau sagt über den *Roman d'Arles* a. a. O., S. XIII: ... *l'extrait confus et fort abrégé d'un ou de plusieurs poèmes français de la Geste de Guillaume d'Orange*. Anm. 1: *Il doit avoir pour source immédiate un poème provençal, déjà traduit ou imité du français, que Boisset ou un copiste antérieur aura mutilé en le transcrivant*; vgl. auch G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne*, S. 258; ferner Jeanroy, *Romania* XXVI, S. 195 f.: *Il me semble que les auteurs de ces deux œuvres [Roman d'Arles und Nerbonesi] ont dû s'inspirer d'un poème français qui ne se reflète qu'assez infidèlement dans Aliscans*.

4. Die *Storie Nerbonesi* des Andrea: Über die Theorien Weeks' und dessen Arbeiten, die alle den bes. Wert der *Nerbonesi* hervorheben, habe ich bereits oben berichtet. Ich fasse zusammen. Nach Weeks, *Origin*, ist der *Cov.* eine Verschmelzung zweier Erzählungen, die wir in den *Nerbonesi* noch erhalten finden. V. fällt bei Tortosa in Spanien, in Aliscante, durch Tibaut. Tortosa liegt nicht weit von Barcelona und nahe am Meer. Weeks behauptet, daß die ursprüngliche Schlacht hier stattfand und erst gegen 1150 in die Rhônegegend verlegt wurde. — In der *Ch. de G.* wird erzählt, daß V. vor Orange Tedbald l'Esturman tötet und Wilh. befreit. Weeks identifiziert diesen Tedbald mit Tedbald l'Escler des *Rainoart* und den *Siège d'Orange* der *Ch.* mit dem bei Andrea, wo V. aus Spanien nach Orange eilt (— Bertran hatte ihm dahin Wilhelms Not in dem belagerten Orange gemeldet. Nachdem V. selbst erst von ihn belagernden Heiden durch Aïmer und Bertran befreit worden war, zog er mit nach Orange —), Tibaut schwer verwundet und Wilh. befreit. Dann kämpft V. in Spanien weiter und fällt nach 7 Jahren in Aliscante durch Tibaldo.⁵⁸⁾

Fichtner gibt a. a. O., S. 57—58 zu, daß Andrea eine der *Ch.* ähnliche Quelle gekannt habe, da V. auch bei Andrea vor Orange kämpfe; doch sei V.'s Herbeieilen aus Spanien Andreas Machwerk;⁵⁹⁾ Andrea habe sonst *Aliscans*, 2628—31, zur Vorlage

⁵⁸⁾ *Mod. Ph.* II, 244—45. Über einen *Siège d'Orange*, bei dem V. Wilh. Hilfe bringt, berichtet uns als einzige Hs. die von Bern; vgl. Fichtner, a. a. O. Beachte: V. verwundet Tibaut in *Aliscans*, *Cov.*, Hs. Bern; V. befreit Wilh. in Cordres, *Prise de Cordres*, Vs. 1837. — Darüber später.

⁵⁹⁾ Fichtner ist gegen Weeks' Annahme, daß l'Archamp in Spanien bei Tortosa zu suchen ist. Weeks führt zur Stütze an: *Foucon*, Andreas *Nerbonesi* — die *Foucon* als Hauptquelle haben —, die *Enf. V.*, den *Cov. V.* und eine hsl. Var. zu Vs. 2640 des *Roland*. Besonderen Wert legt er auf die Boulogner Hs., nach ihm die originalste aller Hs. des *Cov.*, die V. vor Bargelonge, Balesgués, Tortelouse, Porpallart sor mer kämpfen läßt, wie auch die *Enf. V.* tun. Weeks beruft sich endlich mit Nachdruck auf die *Ch.*, in der l'Archamp zweifellos nahe Barcelona liegen müßte. — Was ist dagegen zu sagen? Die Kämpfe V.'s in Spanien sind Einschießel der Hs. Boulogne in den *Cov.* Vs. 61 ist unter *Espaigne (Cil sont entrei en Espagne la grant)* Südfrankreich, nicht das eigentliche Spanien zu verstehen. *Foucon* sagt nicht, daß l'Archant

gehabt. Ähnlich ist Bédiers Urteil, *Les Légendes Ép.* II, S. 294 Anm. 1: ... c'est une combinaison arbitraire et médiocre de la *Prise d'Orange*, telle que nous l'avons, et d'*Aliscans*, tel que nous l'avons. Je me range à cet égard à l'opinion de M. M. Becker et Fichtner.

Daß den *Nerbonesi* eine ältere Quelle vorlag, glaubt auch Bacon annehmen zu dürfen, wie wir oben sahen. Über die Arbeitsweise des Andrea aber sagt sie S. 97: *Storie Nerbonesi, an Italian*

in Spanien bei Tortosa liegt; das gibt nur Andrea an (s. Suchier in *Zs. f. rom. Ph.* XXXIII, S. 49—50, dagegen Weeks, *Modern Language Review* I. January 1910, S. 54 f.). Die Variante des Rolandverses gibt l'Archant in Spanien an; sie sagt trotz 2640—2 (Var.): *Ch.*, 13—15, nicht mehr aus wie l'Archant der *Enf.* V., 3922, auf das ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶ S. 177 hinweise; vgl. Suchier, *Ausg. der Ch.*, S. XLV; s. unt. Anm. 66. Und endlich die *Ch?* Barcelona, Vs. 934—5, dürfte im alten *Vivienliede* kaum genannt worden sein; tritt es in der *Ch.* doch erst bei Gelegenheit der Botschaftssendung Girards zu Wilh. auf, und ist diese Erzählung nach Suchier doch erst Weiterführung des *Vivienliedes* zum ersten und zweiten Wilhelmszug nach l'Archamp. Ist Barcelona so aus dem *Vivienlied* auszuschalten, dann darf l'Archamp nicht ursprünglich mit Barcelona in engste Beziehung gesetzt und in dessen Nähe gesucht werden. Barcelona und Wilhelm, V. und l'Archamp sind zwei ursprünglich von einander ganz unabhängige Verbindungen, die erst die *Ch.* und der Hilfeakt des epischen Wilh., des nunmehrigen Onkels von V., vereinigte. — Weiter. In dem Siege d'Orange der *Ch.*, den Weeks als ältere Fassung den *Nerbonesi* gegenüber anerkennt, eilt V. sicherlich nicht aus Spanien zur Hilfe herbei. V. hat ja Normannen in seinem Heere und Leute des nördlichen Frankreich zu Begleitern (über Brusbant, die Stadt Bernhards, vgl. Suchier, *Ausg.*, Anm. zu Vs. 672). Ferner eilt V. in der Berner Hs. des *Cov.* von Toulouse, der Stadt des epischen und historischen Wilh. (vgl. *Vita sancti Willelmi*) nach *Aliscans* (vgl. auch *Gautier le Tolosant*, Herzensfreund V.'s im *Cov.*, 1435, 1463). Es ist wahr, Weeks versteht unter Toulouse: Tortosa (*Mod. Ph.*, S. 226 Anm.), welche Verwechslung gelegentlich vorkommt, u. a. bei Andrea. So leichthin aber ist Toulouse der Hs. Bern durchaus nicht abzutun: vgl. den *Prosaroman* (sein Text ist dem der Hs. Bern nah verwandt; er kannte gleich Hs. Bern eine ältere *Cov.-Redaktion*), wo Esroffe vor Deramés Eintreffen einen Plünderungszug gegen Nîmes und Toulouse unternimmt; wir befinden uns also auch im *Prosaroman* nicht in Spanien. Andrea bleibt allein mit: Tortosa in Spanien. Ich möchte in diesem Zusammenhange noch die Frage aufwerfen: Ist die Gleichung Tortelose = Tortosa überhaupt die älteste? Ich finde im *Roland* Tortelose durch Toulouse, nicht aber durch Tortosa ersetzt! (Vgl. noch Weeks, *Romania* XXXIV, S. 266 Anm. Diese Anm. gebe ich unter dem folgenden Abschnitte *Vidian-legende* wieder.) Andrea weiß zudem, wo er Tolosa zu suchen hat (... *la quella gli* [dem Könige Re di Rames] *sedeva molt bene a' confini della Ragona, inverso la Francia* [S. 287]); wenn er trotzdem Tolosa (über Tortelose) mit Tortosa verwechselt, so mag ihn, den aufmerksamen Redaktor, eher der Widerstreit zweier Fassungen dazu verleitet haben (vgl. dazu Evers, *a. a. O.*, S. 158: *Andrea got his material from a number of sources, very different in age and literary value*); — eher, als daß wir mit Weeks annehmen sollten: Da die Verwechslung Tolosa: Tortosa bei Andrea feststeht, hat sie auch dem — umsichtigen — Verfasser der Berner Hs. unterlaufen können. — Beachte, daß Toulouse auch in den Epen als von Feinden besetzte Stadt gilt (*Aymeri*, 253: *Agolant* (Schlacht vor T.)).

prose version of the Guillaume cycle, is notoriously free in its treatment of Aliscans, cuts it into pieces and distributes it in widely distant parts of the story. Hierzu vgl. A. F. Reinhard, *Die Quellen der Nerbonesi*, Halle Diss. 1900, S. 74 (über den *Cov. V.*, s. S. 73—4). Der Quellenwert der Nerbonesi ist gleich Null, sagt Becker in seiner Untersuchung *Der Quellenwert der Storie Nerbonesi*, Halle 1898.

5. *Vidianlegende*. Antoine Thomas, *Romania* XXVI, S. 134—5: ... c'est que la légende de saint Vidian telle qu'elle a cours aujourd'hui, ne remonte guère au delà de 1764: c'est sans doute aux environs de cette ville qu'on a imaginé d'adapter en patron de Martres-Tolosanes, qui n'avait pas pour ainsi dire d'histoire, l'histoire légendaire des exploits de Vivien, neveu de Guillaume d'Orange, dans les chansons de geste français, . . . Dieses Urteil ist von G. Paris, *Romania* XXII, S. 142 f. (Besprechung v. A. Thomas), Saltet im *Bulletin de littérature ecclésiastique, publié par l'Institut catholique de Toulouse*, Paris 1902, S. 37—56 und J. Bédier, *Annales du midi* XIX, nur wenig modifiziert worden. Dieser glaubt, getreu seiner Hypothese, die wir oben charakterisierten, daß V. durch Pilger und Jongleurs auf der Pilgerstraße, die über Martres führte, in dieser Stadt zu derselben Zeit bekannt und bald verehrt wurde wie anderwärts andere Helden der Nerbonois; d. h. im Anfange des XII. J.'s wurde V. mit Vidianus von Martres identifiziert; seit 1251 ist Vivianus Schutzpatron der Liebfrauenkirche dieser Stadt. *Romania* XXXIV, S. 266 Anm., sagt Weeks: *Remarquons en passant que cette légende de Martres a pu devoir son début en partie du moins au fait que le jeune héros mourant dans le voisinage de Tortose (écrit Tortelouse et même Toulouse), une confusion s'est peut-être établie entre cette ville et Toulouse. Notes sur l'Archant, Annales du midi* XXII, S. 14 Anm., leitet Terracher den Namen Vivien der Epen her von Vidianus und behauptet, daß l'Archant und Vidian in Catalonien zu suchen seien; er identifiziert l'Archant mit Argent-ona nahe bei Mataró (darüber s. unten).

Wie die **Ansichten Suchiers** über das Verhältnis von *Cov.* und *Ch.*, so haben auch die **über V. und l'Archamp**, — und gerade sie von verschiedenen Seiten her Angriffe erfahren.

1. *Romania* XXXV, S. 258—277, XXXVIII, S. 599—602. Hier bestreitet F. Lot, daß der epische V. mit dem historischen Vivianus identisch sei. Das Schlachtfeld von 851 lag sehr wahrscheinlich nahe der Villaine und Redon, nicht bei dem Orte Larchamp. V. fiel gegen Bretonen, nicht gegen Sarazenen. R. H. hat in der *Historischen Zs.* Bd. XCVII, S. 667—8 und Suchier selbst in *Zs. f. rom. Ph.*, XXXIII und XXXIV, S. 343—47 mit Erfolg geantwortet.⁶⁰⁾ Lot ist es dank einer neugefundenen

⁶⁰⁾ Weitere Besprechungen: *Annales de Bretagne* XXII, S. 182. Ph. A. Becker: *Lit.-Bl. f. G. u. R. Ph.* 1906, Sp. 327. E. Stengel: *D. Lit.-Ztg.* 32, S. 1450—51. E. Langlois: *Bibl. de l'Éc. des Ch.* 72, S. 154.

Urkunde gelungen, das Schlachtfeld von 851 nahe der Villaine wahrscheinlich zu machen; alle andern Angriffe aber sagen nichts gegen Suchiers Aufstellungen; selbst der erste Angriff: V. fiel nahe der Villaine, recht eigentlich auch nicht, da die Ausdehnung des Schlachtfeldes von l'Archamp, wie Suchier schon in seinem ersten Artikel betonte, noch nicht endgültig feststeht. In der Einleitung zu seiner Ausg. hat Suchier diese Gegend näher umgrenzt.

Ebenso ist schon oben genügend der Grund gegeben, weshalb die Sarazenen an Stelle der Bretonen getreten sind. Lot bringt in bezug auf Vivianus noch eine Urkunde bei, die V. als *camerarius* des Königs nachweist. Ein *camerarius* aber, sagt Lot, kann nicht 16—18 Jahre alt sein, wie *l'enfant Vivien* der Epen! Hiergegen betont Suchier: Die Bezeichnung *l'enfant* kommt in der alten *Ch.* nicht vor. Die Tendenz, V. zu verjüngen, zeigt sich erst in den spätern Chansons. Außerdem werden ja V. in der *Ch.* vor der l'Archampschlacht viele Kriegszüge gegen Normannen zugeschrieben; er muß dann doch ein höheres Alter besessen haben als 16—18 Jahre; vgl. dazu noch *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 69, wo ich V.'s Alter zur Zeit der Schlacht auf l'Archamp mit 23 Jahren angebe. V. ist vom siebenten Jahre ab 15 Jahre lang bei Guiborc, wird dann Ritter und fällt ein Jahr später in l'Archamp.

2. Joseph Bédier sagt in *Les Lég. Ép.* I über V. nur soviel, daß V. in Arles nicht autochthon und in den Epen stets nur Neffe Wilh.'s und Enkel Aimeris von Narbonne ist (S. 382—3). Unter diesem Wilh. erkennt er allein den heiligen Wilh. von Gellone, den historischen Grafen Wilhelm von Toulouse, als historische Grundgestalt an (s. oben S. 204); läßt also von sämtlichen 16 Wilhelmern der Geschichte, die nach Ansicht der Gelehrten zur Gestaltung des epischen Wilh. Züge beigetragen haben können, nur den einen von Gellone gelten und leugnet damit auch Wilh. von Barcelona (S. 334); vgl. ebenso Lot, *a. a. O.*

3. L'Archamp liegt nicht im nördlichen Frankreich, sondern in Spanien, in der Nähe Tortosas, Barcelonas, so lehrt fernerhin R. Weeks, zuletzt in der *Faksimile-Ausg. der Boulogner Hs.* (Ausführliches darüber, s. oben Anm. 59).

4. W. Foerster sucht in der Besprechung von Bédiers *Lég. Ép.* (*Lit. Zentralblatt* 27. VI. 1908. Sp. 845—8) l'Archamp ebenfalls in Spanien. Er hält gleich Bédier, Weeks, Terracher u. a. die wenigen geographischen Angaben der *Ch.* für absurd, bes. hinsichtlich des Anfanges der *Ch.* Wilh. und Barcelona sind echt; „Gironde und Bourges sind auf bis jetzt noch nicht aufgeklärte Weise eine spätere Änderung.“

5. Rechnitz (*Prolegomena*, S. 85—6) tritt Weeks entgegen, stimmt Suchier im allgemeinen zu, stößt sich aber noch an Vs. 856 des *Oxford* Roland, der für die spanische Hypothese spreche.

Sein Lehrer, Herr Prof. Foerster, machte ihn auf diesen Vers aufmerksam; vgl. dazu *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 69.

Eine weitere Besprechung Bédiers gibt Pio Rajna in *Studio medievali* III, S. 331 f. (*Una rivoluzione negli studi intorno alle „Chansons de geste“*). Sicher liegt l'Archamp ursprünglich anderswo als bei Arles. Die berühmten Gräber, Turpins Bericht, die Verwandtschaft der Namen l'Archamp und Aliscans ließen auch V. dort lokalisieren (381). — Unter Limenes will er Rimini verstehen (S. 345). Zweifel kommen ihm nicht, ob Deramé aus Abderramo richtig ist (375 und Anm.).

7. L'Archamp liegt in Spanien, in der Nähe Barcelonas, so behauptet auch A. L. Terracher (*Notes sur l'Archant, Annales du Midi* XXII, S. 1—16. Bespr. A. Th., *Romania* XL, S. 149—150.).

Seine Gleichung lautet: *l'Archant est Argent-ona qui désigne une ville, une rivière et une région côtière près de Mataró, en Catalogne* (S. 5). — Die Stadt hat den Namen von dem *riu d'Argent* (S. 10). Die ursprüngliche Namensform von Vivien ist nicht Vivianus, sondern Vidianus; und diese Form treffen wir an bei Vidian von Martres-Tolosanes und Vesian in der Legende von Arles. Vivien ist die nordfranzösische Weiterbildung des Namens. In der Gegend von Argent-ona sind die Vidians seit 1079 erwähnt. Auch Terracher betrachtet gleich Weeks, Becker, Bédier, Foerster, die Geographie der *Ch.* als absurd und will die Tedbald-episode als der *Ch.* fremden Stoff aufgefaßt wissen; er nimmt Suchiers Begrenzung der *Ch. de G.*, Vs. 12—1983 an, will aber Vs. 12—280 (Tedbald de Bourges) ausschalten; dieser Teil stecke voller Widersprüche; erst nach ihm seien der Text und die Örtlichkeit klar. Er fragt: Wie können Sarazenen zu gleicher Zeit vor *Bourges* (102 f.), *amont Gironde* (15) und *desur mer a destre* (151) sein? — Also Bourges, die Gironde und an ihr Bordeaux, les Aluezes de l'Archamp, les Marches, — all diese Örtlichkeiten, die gerade zur Bestimmung von l'Archamp bei Suchier dienen, werden von Terracher u. a., weil sich Widersprüche im Texte vorfinden, beiseite gelassen, und viel eher stützen sie ihre Untersuchungen auf Angaben, die entweder in der Fortsetzung des alten *Vivienliedes* (Botschaftsmotiv, Wilhelmszüge und Barcelona) stehen, also erst Wert 2. Grades haben; oder auf Angaben im *Vivienlied* selbst (*duit, fontaine*, Terracher gar auf das Schloß im *Cov.*, das, von der *Ch.* nicht überliefert, wohl identisch ist mit dem aus keltisch-romanischer Vorzeit stammenden und sagenumwobenen Feenpalast: *castell de Sant Vicens ou de Burriach* bei Argent-ona [S. 12—13]), die einem allgemeinen Sagenmotiv zu entstammen scheinen (vgl. Siegfrieds Todesort und -Umstände).⁶¹⁾

⁶¹⁾ vgl. oben Anm. 31. Über die Schloßepisode vgl. Bédier, *l. c.*, S. 311; *Prise de Cordres*, 1334 f. (1); *Enf. V.* (s. Jeanroy, *a. a. O.*; Weeks, *Origin*); *Aymeri*, 3033 f.; *Mort Aymeri*, 2420 f., 2951 f.; *Aquin* (Kampf vor Guidalet).

S. 15 Anm. will Terracher unter Limenes der *Ch.* *Nimenes (vgl. Nimles der *Prise d'Orange*, Nimbres des *Cov.* (Hs. Bern) und des *Charroi de Nîmes*) verstehen; Paul Meyer dachte an Luiserne (*Rom.* XXXII, S. 606). Fluri könnte, wie im Roland (3211), sarazenischer König sein; Baist meinte einen Pferdennamen darin zu erkennen; ebenso Hamilton, *Rom. Review* I, S. 453.

8. Gegenüber diesen Gelehrten, die in der Mehrzahl l'Archamp in Spanien suchen, sage ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 67—9 dieses: L'Archamp liegt im *Rainoart* nahe Orange in Spanien; aber Spanien bedeutet sicher Südfrankreich. Die Epen halten l'Archamp in Spanien mit starrer Konsequenz fest; nur die *Ch. de G.* gibt statt Spanien die Bezeichnung *estrange cuntree* (684, vgl. den entsprechenden Vers 679 *es Aluez de l'Archamp*). M. E. ist diese *estrange cuntree* nicht in *France*, sondern außerhalb *France* zu suchen; d. h. aber außerhalb Franzien's oder des Frankenreiches, das etwa dem Umfange von *France nostre tere*, Vs. 804 des *Roland*, gleichkommt (S. 68—9).⁶² Damit vertragen sich die Feststellungen Suchiers über die wirkliche Lage von l'Archamp im Departement der Mayenne.

In der Ausgabe der *Ch.* sagt Suchier, S. XLI—XLII: „Nicht ganz leicht ist die Frage zu beantworten, wie weit die Länder *Berri* und *France* sich erstrecken . . . *France* ist zunächst das Königreich Frankreich . . . An einer Stelle könnte mit *France* die Ile-de-France gemeint sein. V. 1791 sagen die Heiden von dem durch ihr Heer sprengenden Gui: „*Cist vait en France pur le rei Loowis*.“ Vielleicht aber heißt *France* hier nur so viel wie: das innere Frankreich, im Gegensatz zu dem Grenzgebiet, in dem sich die erzählten Schlachten abspielen.“ Terracher, *Notes* S. 14, verhält sich mir gegenüber bei seinem Standpunkte des l'Archamp in Spanien natürlich ablehnend; er fragt, was denn bei all dem aus der *mention expresse de Barcelone aux* v. 931—32 werden soll. Auch hier hat man in erster Linie sich doch auf Angaben des *Vivienliedes* zu stützen, dann erst auf Stellen in dessen Fortsetzungen, die eine Erhaltung oder Weiter-, bezw. Umbildung der alten Stellen des *Vivienliedes* verraten.

Mit V. und l'Archamp hängt noch eine letzte Frage zusammen: die nach der **Bedeutung des Refrains in der Ch. de G.** . Suchier hat, wie oben dargelegt, den Refrain *lunsdi al vespre* zuerst als den Hauptrefrain erkannt und ihn nach den beiden folgenden Refrains im ersten und zweiten Wilhelmszuge als auf den dritten entscheidenden Schlachttag und damit auf dessen Hauptereignis, auf V.'s *T o d a m A b e n d*

⁶²) Ich hebe auch an dieser Stelle nochmals hervor, daß die Gegend des Mont-Saint-Michel zur *estrange cuntree* im *Rainoart* gerechnet wird (2413—14).

eines Montags, gedeutet. — Es ist hervorzuheben, daß der historische Vivianus in der Schlacht von 851 an einem Montage nach dreitägiger Schlacht gefallen ist. — Ist uns nun dieser Refrain in dem sogenannten *petit vers* oder *vers orphelin* einzelner späterer Epen erhalten geblieben? Suchier antwortet S. LXVII—LXVIII mit: nein. Weeks dagegen sagt in *Mod. Ph.* III, S. 230 Anm. *It* (Refrain der *Ch.*) *seems to be the original form of the petit vers of the Cycle de Guillaume.*⁶³⁾ Gegenüber Suchiers Deutung des Refrains hat Rechnitz in *Zs. f. rom. Ph.* XXXII, S. 184—230 folgende Lösung gefunden: Man berechne und deute den Refrain rein aus der Aufeinanderfolge der Ereignisse wie sie die *Ch.* liefert, so ergibt sich dieses: *lunsdi al vespre* bezieht sich gleich den beiden andern Refrains zunächst auf den Entscheidungstag, dann aber noch auf die Ereignisse vor den Entscheidungstagen sowohl der Vivien- wie der beiden Wilhelmsschlachten; insbesondere auf die Ankunft des Boten in Bourges, auf den jemaligen Ausmarsch Wilh.'s und den Beginn der Schlacht an einem Montag Morgen. Danach berechnet Rechnitz die Vivien Schlacht auf 5, die beiden Wilhelmsschlachten auf je 3 Tage Dauer. Suchier hat Rechnitz *Zs. f. rom. Ph.* XXXIII geantwortet. Gleichfalls hebe ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 60 f., hervor, daß Rechnitz nicht mit einer Entwicklung der *Ch. de G.* rechnet, die *Ch.* vielmehr zu sehr als sprachlich-stilistisch-logische Einheit faßt. Die Schlüsse, die er nun für seine Refrainerklärung aus der *Ch.* zieht, müssen darum einseitig sein. Es bestehen gerade hinsichtlich der zeitlichen Angaben der *Ch.* Schwierigkeiten, die sich auch im *Cov.* wiederfinden und bis heute noch keine Erklärung erhalten haben.⁶⁴⁾ Weiter ist die *Ch.* eben keine Einheit, sondern wir haben ein altes *Vivienlied* herauszuschälen, das durch die Botschaft Girards und die damit bedingten Züge Wilhelms zu der uns erhaltenen *Ch. de G.* erweitert worden ist.

Über dieses alte Vivienlied gebe ich a. a. O., S. 66, einige Mutmaßungen. Es besang in der Hauptsache die näheren Umstände von V.'s Tod am dritten und letzten Schlachttage; die beiden ersten waren ganz summarisch gegeben, etwa so wie Vs. 1122—27 (und 2989 bis 2991). *Lunsdi al vespre* begann dann den Gesang und schloß ihn wohl auch. Der neue Aufbau der *Ch. de G.* hat den alten Sinn verwischt. (S. 67.) Ich füge hinzu: An Stelle von Girards Botschaft war vermutlich ursprünglich auf die Flucht der Franken hingewiesen (vgl. jetzt Tedbalds Flucht am Anfange des Kampfes,

⁶³⁾ Weeks gibt in dieser Anmerkung die Literatur über den *petit vers*. Herr Oberlehrer Dr. Paul Rasch, Magdeburg, hat eine weitere Arbeit über dieses Thema in Vorbereitung.

⁶⁴⁾ S. a. a. O., S. 63—66, ebenda XXXV⁶, S. 177. Suchier, *Ausg.*, S. X, Anm. 1.

bes. aber die versuchte Flucht der 20 gegen Abend des zweiten Tages und noch eben vor Girards Botschaftssendung, die nun nach Rückkehr der 20 zu V. erst möglich wurde). — Die Widersprüche in der *Ch.*, die Weeks, Terracher u. a. dazu brachten, gerade dem Anfange der *Ch.* am wenigsten Wert beizumessen, erklären sich allein aus der Entwicklung des Liedes. Ich gebe hier eine solche Schwierigkeit an: Tedbald sieht bei Tagesgrauen Sarazenen vor Bourges; es sind jedoch seine Mannen, die er bei näherem Aufmerken auch als solche erkennt (100—105, 107). Tedbald ist aber zu gleicher Zeit wirklich auf l'Archamp und sieht die wirklichen Feinde ganz ebenso von einem Hügel aus (235, 186 f.).⁶⁵⁾ Bald darauf, noch vor Beginn der Schlacht, flieht er wiederum mit Girard und seinem Neffen Estormi. Girard aber kehrt zu V. um und findet diesen, obgleich der Kampf eben begonnen hat, bereits in Not, klagend, um Hilfe flehend, wie kurz vor seinem Ende. — Hiernach ist wohl die Frage berechtigt: Wie kommen die Sarazenen nach Bourges? oder befinden wir uns gar von Anfang des Liedes an in l'Archamp? etwa am Morgen des dritten Schlachttages, wo die Franken eben geflohen sind und V. mit wenigen Getreuen noch aushält? (vgl. o. S. 207, 213, 217 f.)

Fassen wir zusammen, so kommen wir für *Cov.*, *Vivien* und *l'Archamp* zu folgenden Ergebnissen: Der *Cov.* V. beruht auf der *Ch. de G.* und damit auf dem eigentlich historischen Grunde der Vivien-, bzw. Wilhelmlegende. Der Held V. ist der historische Vivianus, Befehlshaber Karls des Kahlen in Tours; er fiel in der historischen dreitägigen Schlacht an einem Montag im August des Jahres 851. L'Archamp bedeutet ein größeres Gebiet im nördlichen Mayennedepartement (Suchier). Nach Weeks, Becker, Terracher u. a. bleibt es fraglich, ob V. eine historische Person ist; sein Schlachtfeld l'Archamp liegt ursprünglich in Catalonien. — Ein altes **Vivienlied**, das in der *Ch. de G.* stark verändert überliefert ist, sang vermutlich von V., wie er am dritten Schlachttage, einem Montage, infolge der Flucht des größten Heeresteiles und seiner Führer am Abend vorher mit wenigen Getreuen den Heldentod starb. Der in der *Ch.* erhaltene Refrain: *lunsdi al vespre* mag den Gesang beschlossen haben. Er weist auf V.'s Todestag und -Stunde und hat seine Erinnerung im *Cov.*, Vs. 1889.⁶⁶⁾

⁶⁵⁾ Die Verse der sich inhaltlich entsprechenden Stellen stimmen zudem auch wörtlich fast genau überein. — Und wie konnte doch auch Tedbald über Nacht ein kriegsbereites Heer von 10 000 Mann beschafft haben? — Zu *Ch.*, 186 f. vgl. *Roland*, 1017—38; *Nerbonois*, 6541—54.

⁶⁶⁾ Vgl. auch die *Nerbonois*, 5701—22. Die wenigen Verse, welche an die Vorgeschichte von Narbonne anspielen, sagen, daß der römische Held Fenice nach zweitägigem Kampfe am Sonntag und Montag gegen die siegreichen Bretonen unter Salemon fiel. — Ich schließe hier noch einige kurze Bemerkungen an. 1. Eine dreitägige Schlacht kennen *Aymeri* (117) in bezug auf die Dauer des Kampfes

— Die *Ch. de G.* besteht aus dem überarbeiteten *Vivienlied* und dessen Fortsetzungen: Botschaft Girards und Zügen Wilh.'s. V.'s Tod soll gerächt werden; so wird V. erst zu Wilh. von Barcelona, dann mit diesem zum epischen Wilh. von Orange in Beziehung gesetzt. — Die *Ch. de G.* wird zum *Cov.-Rainoart* erweitert, die dreitägige Schlacht zur zweitägigen gekürzt, das Schlachtfeld in die Nähe von Orange verlegt. V. wird Wilh. ganz untergeordnet, erhält von ihm den Ritterschlag in Termes im Alter von 22 Jahren, tut dabei das verhängnisvolle Gelübde und fällt mit 23 Jahren in l'Archamp. Der Onkel kann dem Sterbenden noch die Notkommunion geben und wird ihn später rächen. Sein jetziges Hilfsheer ist aufgerieben. Er flieht nach Orange, — reitet von da nach Laon zu König Ludwig, kommt mit dem Riesen Rainoart au tinel zurück, und dieser rächt dann V. (*Ch. de Rainoart*) — oder: Wilh., in Orange belagert, entbietet Huon de Floireville u. a. . .; Huons Sohn Foucon übernimmt die Rache V.'s und Besiegung des Feindes (*Foucon de Candie*). — Aus der *Ch. de Rainoart* entsteht nach mehr als einer Bearbeitung die uns erhaltene Chanson *Aliscans*. — Der *Ch. de Rainoart* näher als der *Ch. de G.* steht unser *Cov. V.*; er beruht auf einem der *Ch. de Rainoart* voraufgehenden *Cov. I.* Aus den Nachbarepen, den *Nerbonesi*, dem *Prosaroman* und hsl. Varianten unsres *Cov.* ist ebenfalls eine zweite ältere

in Roncevaux und *Gormond und Isembart* (426; beachte auch die letzten Verse dieses Fragmentes, die auffällig bes. an *Aliscans* erinnern. Isembart fällt *au quarefoz de treis chemins lez un bruillet espes foilli* [vgl. *Ch. de G.*, 342 f.], schleppt sich unter einen Olivenbaum und stirbt nach Gebet zu Gott mit dem Gesicht nach Osten gewandt [s. *Aliscans*, 701; *Roland*, 2013, 2360.]. 2. Das Schlachtfeld: In den *Nerbonois* fällt die Entscheidung auf den *Canpi Strigills* vor Narbonne. Im *Mort Aymeri* kämpft man am Meere bei Narbonne: *Granz fu la plaigne et larjes li sablons*, 1793 (vgl. auch die Lage von Esclabarie und die Schilderung der ausgehöhlten Felseninsel 2413 f., 2951 f.; vgl. *Aquin*, Kampf vor Guidalet bei Nacht wie in den *Nerbonois*). Die Stelle ist der in den *Enf. V.* verwandt, wo V. vor Luiserne landet und den Emir von Barbastre besiegt; die *Enfances*-Stelle der in der *Ch. de G.*, wo V. auf l'Archamp zum Angriff rüstet (s. *Zs. f. frz. Spr.* XXXIV⁶, S. 177). Vor Luiserne liegt weiter Ualmai, nach den c-Hs. l'Archant (3922); und im Hafen liegt eine Insel (s. *ebenda*). Luiserne selbst liegt in Spanien (238—9; 302 u. a.); J. Bédier hat das kürzlich auch für *Pseudo-Turpin* und *Anseïs de Carthage* einwandfrei nachgewiesen (*La vile légendaire de Luiserne*, Studi letterari e linguistici dedicati a Pio Rajna, Firenze 1911, S. 29—40); aber Vs. 148—9 geht der von Garin gesandte Bote aus Luiserne nach Anseune folgenden Weg: *Trespasse Aniou et Poitou et Navarre — A Anseune vint . . .* Also Luiserne liegt nach diesen zweifellos alten, echten Versen nördlich von Anjou; es liegt an *l'euve de Maine* (*d'Ermine* in Hs. 1448 ist verderbt), 3489 (2151); am Meer bei einer Insel; Gormund äschert die Stadt ein, und Gormund ist nach Gaufrid von Monmouth beim Mt-St-Michel eingefallen. — So ist also Luiserne in den *Enf. V.* doppelt lokalisiert: im Nordwesten Frankreichs und in Spanien. Ich neige der Ansicht zu, daß Luiserne (vielleicht

Cov.-Redaktion zu erschließen. Der uns erhaltene Cov. endlich mag als eine Einleitung zu einem älteren (als dem uns erhaltenen) *Aliscansliede* geschrieben sein. Sein Text ist durch zahlreiche Entlehnungen ganzer Episoden aus *Enf. V.*, *Moniage Guillaume II*, *Aliscans*, *Roland* bereichert, durch Fehler im Aufbau und in der Handlung arg entstellt; er bildet so kein einheitliches Ganze, vielmehr eine lose Zusammenknüpfung von Erzählungen. Aber diese Erzählungen sind wahrhaft schön gegeben — einfach, kurz und packend; so daß wir Gautiers Urteil verstehen, der das Gedicht als das schönste des ganzen Wilhelmzyklus preist.

Suchier bezeichnet es in seiner Ausg. der *Ch. de G.*, S. LXIV, als einen überaus glücklichen Umstand, daß uns nicht der ältere Cov. (-Rainoart), sondern dessen Vorstufe, die *Ch. de G.*, erhalten ist. Ich möchte den Satz dahin erweitern: Es ist ein überaus glücklicher Umstand, daß uns ebenso der Text des Cov. V., wenn auch bloß als Einleitung zu einer älteren Aliscansfassung geschrieben, erhalten blieb. Denn nun sind wir in Stand gesetzt, die Entwicklung eines Liedes von der textlich fast ältesten Fassung bis zur jüngsten zu verfolgen. — Der Vergleich zwischen Cov. und *Ch.* ist bis jetzt für einzelne Züge, nicht aber im ganzen geliefert worden; ich trage mich mit dem Gedanken, ihn unter dem Titel: Aufbau und Entwicklung des Cove-

Lucerne d'Outremer bei Avranches?) nach Spanien (s. Bédier, *a. a. O.*) verlegt worden ist. Trifft diese Mutmaßung zu, dann können wir ähnliches auch für eine zweite äußerst auffällige Lokalisierung im *Ps. Turpin* annehmen. Kap. VIII heißt es, daß Agolant und König Karl aufeinanderstoßen *in terra quae dicitur de Campis supra flumen quod dicitur Ceia, in pratis, scilicet in optimo et plano loco, quo postea beatorum martyrum Facundi et Primitivi ingens basilica et optimo iussu et auxilio Karoli fabricatur, in qua et eorundem martyrum corpora requiescunt et...* Mousket (Ausg. Reiffenberg) gibt die fragliche Zeile 4869 so wieder: *Sour l'aigue de See à Descans*; die *Chronik von St.-Denis* (bei Reiffenberg zitiert: *Bouquet V*, 286 E) sagt *en un lieu qui est appelle la terre des chans, sous un fleuve qui est nommé Cheia*. Die Übereinstimmung unsrer Namen mit *le Champêtré* oder *in agris qui dicuntur Campestris* ... oder *qui dicitur Al Campestris* der *Vidianlegende* (s. oben), mit *aridi campi* (Weeks, *Rom.* 34; Bédier, *Lég. Ép.* I, 373), mit *l'Archant, largus campus, arsus campus* ist die auffallendste. Dazu kommt, daß Agolant in den folgenden Schlachten an der Grenze von *France*, d. i. hier bei Agen, Saintes, gegen Karl kämpft, dann erst bei Pamplona. Beachtung verdient vielleicht auch die Angabe der Abteigründung auf dem Schlachtfelde für die Heiligen Fagon und Primitif. Im *Agolant* besitzt Fagon *et Tors et Saint Martin* (1142). Im *Aquin* rettet ein General Fagon den schwerverwundeten Naimés (vgl. Wilh. und V. in *Aliscans*). — Und noch einige Angaben: die Väter Rolands wie V.'s fallen vor dem Entscheidungskampfe: Tiori (R.'s Vater im *Aquin*) vor Guidalet; Milon, s. *Mousket* 4940. Garin d'Anseune vor Narbonne (*Huon Capet* S. 42, Vs. 1076), vor Esclabarie (*Mort Aymeri* 3691), vor Oringa (*Narbonesi*); vgl. weiter Garin in Luizerne (*Enf. V.*); Garin ist gestorben, *Cov. V.*, Vs. 119—120 Var., 138—9.

nant Vivian später zu geben.⁶⁷⁾ Ist dieser Vergleich durchgeführt, dann wird man auch zu Hypothesen über die ältere Vorlage der *Ch. de G.* übergehen und nach einem Vergleiche mit dem *Rolandsliede* auch über dessen Struktur wichtige Aufschlüsse erlangen können. Wie ich *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 66, 69 sage, hat das *Rolandslied* eine Fülle von Motiven aus der *Viviengeste* zum Aufbau verwandt.

WILLY SCHULZ.

⁶⁷⁾ Von bis jetzt angekündigten Arbeiten, die auch den *Coo.* berühren werden, erwähne ich die folgenden:

R. Weeks, Ausgabe des *Siège de Barbastre*.

A. L. Terracher, Bd. II zu der Ausg. der *Chevalerie Vivien* (Über die Hs., deren Stammbaum; über Alter, Dialekt, Versbau des Gedichtes).

W. Schulz, *Aufbau und Entwicklung des Covenant Vivian*.

Schultz-Gora, Bd. II und III zu seiner Ausg. des *Folque de Candie*.

Paul Rasch, Über den *petit vers* in *Enfances Vivien*, *Covenant Vivian*, *Aliscans*.

Georg Schäd, *Die Wortstellung in der Chanson de Guillaume und ihrer Fortsetzung, der Chanson de Rainoart*. Halle, Diss. 1911.

Besnard, *Étude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine*; Thèse, Nancy 1910. (Mir nur dem Titel nach bekannt geworden.)

Weitere Besprechungen von Suchiers Ausg. der *Ch. G.* durch A. L. Terracher (*Romanic Review*); Ph. A. Becker.

Sprachgeographisches.

Soif und die sprachliche Expansion in Nordfrankreich.

(Vgl. E. Herzog, Aus dem Atlas Linguistique, in dieser Zeitschrift
Bd. XXVII, 134 ff.)

Daß ich in meiner *Sprachgeographie* *soif* als ein „prächtiges Beispiel für das Wandern der Wörter“ verwende, ist eine rhetorische Ausschmückung, die ich Herzog zugute halten will, gibt sie ihm doch Gelegenheit, nachzuweisen, daß die Sprachgeographie gerade da unrecht hat, wo sie am vertrauensvollsten ins Blaue baut. In Wirklichkeit lautet die Stelle wörtlich:¹⁾ „Die Wörter wandern. Versuchen wir dies noch auf anderem als auf lautlichem Wege nachzuweisen. Das lateinische *s i t e m* würde, wenn es sich regelmäßig entwickelt hätte, überset *e > seit > soi > swe* zu einem neufranzösischen *swa* geworden sein. Statt dessen finden wir in der heutigen Schriftsprache *swaf* (*soif*) mit *f*; analoge Formen charakterisieren das graukolorierte Gebiet der Karte Nr. V. Unter den Erklärungen, die man für den abnormalen Typus *soif* gegeben hat, scheint mir diejenige die wahrscheinlichste, die von Stämmen mit auslautendem *f* ausgeht, das vor flexivischem *s* verstummt (vgl. z. B. *noif* — *nois* la neige, *clef* — *cles*, *boeuf* — *boeus*²⁾ u. s. f.).

Nach *nois* — *noif* usw. wurde zu *sois* ein *soif* gebildet. [Dazu die Anmerkung: Ganz ähnlich haben wir uns die Entstehung von *cercueil* statt **serqueuf* (afr. *sarcuef*) zu erklären. Man vergleiche die Karte 214 des Atlas linguistique: sie bietet uns ein typisches Expansionsbild, das demjenigen des gleich zu besprechenden *blaireau* sehr ähnlich sieht.]

Eine imminente Analogiebildung war *soif* [Dazu Anmerkung: Vom Dict. gén. aus dem Ende des 12. Jahrhunderts

¹⁾ *Sprachgeographie* S. 6. Ich drucke alles ab, was ich über *soif* gesagt habe, auch das, was ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten möchte.

²⁾ Ich hätte hier auch auf *sois-soif* „Hecke“ hinweisen sollen.

belegt.] nicht; es muß daher auf einem engbegrenzten Gebiete — unsere Karte weist auf das Zentrum Nordfrankreichs — entstanden sein und sich von da aus verbreitet haben. Wir erkennen deutlich einen Vorstoß nach Norden, einen Vorstoß nach Westen und einen ähnlichen nach Osten. Weniger scharf ausgeprägt ist ein südöstliches Expansionsgebiet. Was zwischen dem östlichen und dem südöstlichen Arm stehen geblieben ist, entspricht ungefähr dem alten Burgund.“³⁾

Es folgen als weitere Beispiele für sprachliche Expansionsbilder *blaireau*, *établi de menuisier* und *il faut*; und zwar habe ich die Karten so gewählt, daß die nachfolgende stets die Expansion in einem vorgerückteren Stadium zeigt als die vorangehende. Nirgends habe ich soif besonders hervorgehoben. Den Ausstellungen Herzogs gegenüber behaupte ich nun aber in der Tat: soif ist ein prächtiges Beispiel für das Wandern der Wörter.

Um dies nachzuweisen, muß ich freilich die betr. Karte des Atlas linguistique eingehender besprechen, als ich es in einem Vortrage tun konnte und wollte, in dem ich ausdrücklich erklärte (was Herzog vollständig ignoriert): „Theoretische Betrachtungen über den Wert eines bis jetzt vernachlässigten Zweiges der Sprachwissenschaft erwarten Sie ebensowenig von mir, wie die Lösung wichtiger Probleme. Ich stelle mir bloß die Aufgabe, Ihnen an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, welche Art von Problemen die Sprachgeographie der Lösung näher zu bringen bestimmt ist und welchen Weg sie zu diesem Zwecke einschlägt.“⁴⁾

Daß [*soif*]⁵⁾ an den Punkten 284 (Pas-de-Calais), 475 (Morbihan), 479 (Ile d'Yeu) und 518 (Charente) der Reichssprache entstammt, ist so selbstverständlich, daß es selbst von Herzog als durchaus wahrscheinlich angenommen wird. P. 284 ist St. Pol, der Heimatort von Edmont. Für diesen Ort gibt der Atlas linguistique sowohl die Sprache der Stadt als auch die Sprache der Vorstädte. Während die Stadt stark reichssprachlich infiziert ist (was sich aus der Durchsicht von ein paar Karten zur Evidenz ergibt⁶⁾,

³⁾ Die beiden letzten Sätze im Original nicht gesperrt. — Allgemeine Bemerkungen zu der von der Hauptstadt ausgehenden sprachlichen Expansion s. *Sprachgeographie* S. 9.

⁴⁾ *Sprachgeographie* S. 4.

⁵⁾ Ich deute im folgenden da, wo Mißverständnisse entstehen könnten, französisierte Typen durch eckige Klammern an.

⁶⁾ Vgl. darüber Genaueres *Revue des pat. gallorom.* I, 51 ff. (Eingleitung zum *Lexique Saint-Polois* von Edmont), besonders S. 53:

haben sich die Vorstädte noch eine größere Originalität bewahrt. So werden wir uns nicht verwundern, in der Stadt neben *swe* zu finden, während die Vorstädte nur *swe* aufweisen. Über den Punkt 475 (Noyal-Muzillac) werden wir nicht lange im Zweifel sein, wenn wir hier für *boire* (K. 3) inmitten von *ber* und *baer b w ä r*, für *agneau* (K. 11) inmitten von *âne* und *iñäo a ñ o*, für *aiguille* (K. 14) inmitten von *[aguille] e g w i y*, für *nous allons* (K. 27) inmitten von *ž alō n u z alō* u. s. f. finden. Für die Insel Yeu (P. 479) gibt uns schon das benachbarte Noirmoutier (P. 478) einen Wink, das, offenbar infolge sprachlicher Unsicherheit, den Begriff „Durst“ gerade so wie Punkt 621 an der provenz.-französischen Sprachgrenze mit *[envie de boire]* umschreibt. Wer diesem Wink nicht traut, der mag wieder den Atlas durchblättern und konstatieren, daß die Insel Yeu (trotzdem sie auf andern Karten recht originell erscheint) im Gegensatz zum Festland für *abeille* (K. 1), *sont allés* (K. 32), *âne* (K. 41), *appuyé* (K. 48), *armoire* (K. 58), *aveugle* (K. 80) etc. den reichssprachlichen Typus besitzt und daß *swaf* in einem ganz analogen Gegensatz zu festländischem *soy*, *so*, *sa* steht. Ich fürchte, der Leser würde sich langweilen, wenn ich ihm ebenso umständlich nachweisen wollte, daß auch das *swef* von P. 518 importiert ist. So beschränke ich mich darauf, aus der Notice zum Atlas linguistique abzuschreiben, was Edmont zu dem betreffenden Punkte bemerkt: „Chassors, Jarnac, Charente. Cordonnier, 75 ans, originaire de la localité même. Il n'y a plus guère que les vieillards qui parlent le patois purement.⁷⁾ Dans la région de Cognac Jarnac, le patois est très mélangé de français.“

Im übrigen vergleiche man die Kartenbeilage Nr. I, die auch über den reichssprachlichen Einfluß in den Punkten 241 (Aisne) und 167 (Ardennes) Auskunft gibt.

Es ist nicht immer leicht, reichssprachliche Expansions-typen mit Sicherheit zu erkennen. Insbesondere versagen oft die lautlichen Kriterien, mit denen der Sprachhistoriker zu operieren gewohnt ist. Aber auch semasiologische Überlegungen lassen einen gelegentlich vollständig im Stich, wenn es sich nicht

„Le patois de Saint-Pol-ville est loin d'avoir la même originalité qu'autrefois; il est actuellement fort mélangé de français, et les gens du peuple ne s'en servent plus guère qu'entre eux. Toutefois les expressions locales y sont encore usitées, concurremment avec les termes français équivalents; mais ces derniers dominant dans les conversations tenues avec les étrangers ou les personnes de condition élevée....

Le parler des faubourgs a conservé beaucoup plus d'expressions locales; il en est de même de celui de la banlieue. Mais le français commence à les envahir....

⁷⁾ Der Gewährsmann, dessen Behauptung Edmond registriert, täuscht sich darin, wie der Vergleich mit den umliegenden Orten ergibt: auch die Sprache der Alten, die er repräsentiert, ist stark mit Französisch vermischt.

um Wörter handelt, die offenbar wandernde Kulturbegriffe bezeichnen. Daß [*tailleur*] und [*boulangier*], [*menuisier*] und [*charpentier*] siegreich ganz Frankreich durchzogen haben, ist ohne weiteres verständlich; aber daß reichsfranzösisches [*soif*] altes [*soi*] verdrängt, ist a priori durchaus nicht anzunehmen. Da müssen wir denn sorgfältig alles berücksichtigen, was geeignet ist, einen expansiven Typus als solchen erkennen zu lassen. Ein wichtiges Indizium (beileibe kein Beweis) dafür, daß ein reichsfranzösischer Typus sich auszubreiten strebt, ist nun gerade die Beobachtung, daß er isoliert, inmitten älterer Formen, gleichsam als Vorposten hauptstädtischer Kultur auftritt. Man betrachte daraufhin etwa die Karten *aujourd'hui* (72), *beaucoup* (120), *bruyère* (183), *chiffon* (281), *jupon* (737), *tablier* (1274), um unter vielen Karten einige wenige herauszugreifen.⁸⁾ Die reichssprachlichen Spritzer, die wir auf der Karte *soif* bemerken, lassen uns somit vermuten, daß auch auf dem kompakten [*soif*] Gebiet nicht alle Formen einheimisch sind. Untersuchen wir also dieses kompakte Gebiet etwas näher! Und zwar wenden wir uns zunächst dem westlichen Arm zu. Daß an den vorgeschobensten Punkten 447 und 435 *swef* der gemeinfranzösischen Verkehrssprache entlehnt ist, hält auch Herzog, aus lautlichen Gründen, für das durchaus wahrscheinliche. War es nicht angebracht, die Wahrscheinlichkeit noch etwas weiter nach Osten auszudehnen? Der Leser möge auf der beiliegenden Karte I, indem er zur Kontrolle den Atlas linguistique herbeizieht, von der Ecke zwischen P. 313 (Eure-et-Loire) und 315 (Sarthe) der Grenze des schwarz schraffierten [*soif*]-Gebietes nachwandern, zuerst nach Osten, dann nach Süden, nach Westen und wieder nach Süden, endlich wieder nach Osten bis ins Dep. Indre-et-Loire hinein. Dabei wird er die eigentümliche Beobachtung machen, daß zu seiner Linken, d. h. im schraffierten Gebiet, stets Formen mit steigendem Diphthong und auslautendem *f* (*swef*, *swäf*, *swaf*), zu seiner Rechten stets Formen mit Monophthong und ohne *f* (*sö*, *se*, *sa*) liegen.⁹⁾ Mit andern Worten, die Grenze zwischen *f*-Formen und *f*-losen Formen fällt im Westen mit der Grenze zwischen steigendem Diphthong und Monophthong (resp. fallenden Diphthong an den zwei in der Anmerkung genannten Punkten) zusammen. Daß das ein

⁸⁾ Besonders wertvoll als Gradmesser reichsfranzösischer Expansionskraft, resp. provinzieller Widerstandsfähigkeit ist St. Polville im Vergleiche zu St. Pol-faubourgs. Doch auch andere Punkte — wer sich viel mit dem Atlas beschäftigt, kennt sie gewiß — bilden eine Art sprachlicher Barometer: P. 475 und 518, eine Reihe von Punkten in den Dép. Aube und Hte Marne, sowie solche an der untern Loire gehören dazu.

⁹⁾ P. 445 (*sa_e*) und P. 416 (*say*) machen eine Ausnahme, insofern sie das Fehlen von auslautendem *f* mit dem Vorhandensein eines fallenden Diphthongs verbinden.

Zufall sei, wird kaum jemand annehmen wollen. Ich sehe nur drei Erklärungsmöglichkeiten: Entweder ist der Diphthong von [soif] durch *f* bedingt, oder der Schwund des *f* ist nur nach *ö*, *e*, *a* (*a_e* und *a_y*) eingetreten, nicht aber nach *we*, *wä* und *wa* — die eine Annahme ist ebenso unwahrscheinlich wie die andere — oder [soif] mit steigendem Diphthong und auslautendem *f* ist vom Zentrum Nordfrankreichs aus nach Westen vorgedrungen.

Wenden wir uns nach Osten. Von P. 208 (S.-et-Marne) an ostwärts weist das schraffierte Gebiet an den Punkten 208, 210, 117, 108, 111, 114, 115, 122, 121 *swaf*, an den Punkten 126, 124, 130 *swäf*, nur am Punkte 133 *swe* auf. Ringsum finden wir, die eng ans schraffierte Gebiet sich anschmiegenden Punkte 118 und 113 mit *swa* ausgenommen, *swe*, *so*, *swo*. Ist auch hier die Übereinstimmung weniger frappant, so ist sie doch groß genug, um uns die Frage nahezulegen: Ist es ein Zufall, daß das auslautende *f* an den der hauptstädtischen Aussprache näher liegenden Diphthong gebunden erscheint?

Bleibt der nördliche, genauer nordwestliche Arm: P. 239: *swaf*, P. 249: *swäf*, P. 258: *swäf*, P. 248: *swäf*, P. 238: *swäf*, P. 227: *swaf*. Ringsum *swe*, *se*, *swe*, nur P. 268, der z. B. auf der Karte *doigt* (416) neben veraltetem *dey*, *dwa* aufweist, besitzt *swa*. Auch das ein Zufall?

In dem „Französische Invasion“ betitelten Kapitel der *Sprachgeographie*, dem der oben wiedergegebene Abschnitt über *soif* entnommen ist, habe ich nicht ausdrücklich gesagt, daß ich aus der Form und Lage des geographischen Bereiches eines Wortes schließe, daß es ein Wanderwort sei; es geht aber aus dem ganzen Zusammenhang, daraus, daß ich überall die Kulturstraßen aufzeige, die von der Hauptstadt ins Land hinausführen und aus der einleitenden Bemerkung „Die Wörter wandern. Versuchen wir das noch auf andern als auf lautlichem Wege nachzuweisen“ mit aller Deutlichkeit hervor und ist auch von Herzog nicht mißverstanden worden. Er hat sogar ganz richtig erkannt, daß die Überlegung, „weil ich mir eine so eigentümliche Analogiebildung wie *soif* höchstens auf einem kleinen Gebiet erklären könnte, so muß ich annehmen, daß die ziemliche Ausdehnung des *f*-Typus auf Entlehnung (Wanderung) zurückzuführen sei“¹⁰⁾ nicht die eigentliche Grundlage meiner Argumentation ist. Ich bedaure, dieses Argument, dessen subjektiven Charakter Herzog mit Recht beanstandet, in die Darstellung eingeführt zu haben.¹¹⁾ Das für mich entscheidende Argument war die Übereinstimmung des Kartenbildes von *soif* mit den Kartenbildern anderer expansiver Typen; und daß Herzog

¹⁰⁾ Herzogs Worte.

¹¹⁾ Freilich ist das, was Herzog vorbringt, kaum weniger subjektiv.

auch dieses nicht gelten lassen will, versetzt ihn, wie mir scheint ins Unrecht.

Bevor ich nun die Beweisführung nach dieser Richtung hin ergänze, füge ich zu dem Indizium für sprachliche Expansion, das ich oben S. 234 angeführt habe, noch ein anderes hinzu. Wer selber einen Dialekt spricht oder wer sich eingehend an Ort und Stelle mit Dialektstudien beschäftigt hat, der weiß, wie illusorisch die sprachliche Einheit selbst abgelegener kleiner Dörfer ist. Er weiß, daß neben alteingebürgerten¹²⁾ Wörtern und Formen stets solche herlaufen, die einem näher oder ferner liegenden kulturellen Zentrum entlehnt sind. Der Dialektforscher notiert sie häufig nicht, weil er sie sofort als fremde Bestandteile erkennt und weil sie den Dialektsprechenden selber als solche erscheinen. Allein was heute fremd ist, kann morgen das Bürgerrecht erwerben. Gerade darin liegt ein großer Vorzug des *Atlas linguistique*, daß er derartige Fremdlinge verzeichnet, ohne sich durch irgend welche linguistische Überlegungen hindern zu lassen. Wo er aber zwei Formen nebeneinander notiert, da wissen wir, daß ein Kampf stattfindet. Welches das vordringende und welches das zurückweichende Wort ist, wird in der Regel nicht schwer zu entscheiden sein. Häufig wird sogar das eine als veraltet, in anderen Fällen als bloß in der Sprache der Jungen oder derjenigen „qui veulent bien parler“ gebräuchlich bezeichnet. Ein Indizium für das Vordringen eines Wortes ist es also, wenn wir es am Rande seines Verbreitungsgebietes neben einem anderen finden, das mit dem Vermerk „veraltet“ versehen ist oder das wir an anderen Merkmalen (z. B. Bedeutungsverengung) als veraltend erkennen.

Und nun zum Studium der reichssprachlichen Expansion! Der Einfluß eines kulturell beherrschenden Sprachzentrums, in unserm Falle der Hauptstadt Paris, macht sich bei verschiedenen Wörtern (resp. lautlichen, morphologischen und syntaktischen Eigentümlichkeiten) in der mannigfaltigsten Weise geltend. Das eine Wort dringt mit überraschender Schnelligkeit bis in die abgelegensten Bergtäler; das andere erobert in jahrhundertelangem Kampf sich mühsam kaum die nächste Umgebung der Hauptstadt. Wo die Wortwelle in einem Fall sich an konservativen Klippen bricht, flutet sie im andern ruhig dahin, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Bald teilt sich ein Wort von Ort zu Ort mit und dringt gleichmäßig nach der Peripherie hin vor; bald rückt es sprunghaft vor und schafft sich sekundäre Expansionszentra; oder es nistet sich da ein, wo zwei Dialekte

¹²⁾ Ich wähle absichtlich diesen Ausdruck und nicht die Bezeichnung *autochthon*. Was an einem Orte *autochthon* ist, sind wir nicht imstande zu beurteilen, wenn wir wenigstens diesen Begriff nur auf die Wörter anwenden wollen, die seit der Kolonisierung eines Ortes dessen Wortschatz angehören.

oder zwei sprachliche Typen im Kampfe stehen. Sprachliche und kulturhistorische Momente kombinieren sich, um den Erscheinungsformen der Expansion jene Mannigfaltigkeit zu geben, die sich in den wechselnden Konturen der Kartenbilder ausdrückt. Dazu kommt nun noch, daß der Beginn der Expansion für die einzelnen Wörter sich über Jahrhunderte verteilt, daß der Einfluß der Hauptstadt und kultureller Nebenzentren, die Verkehrsverhältnisse und damit die sprachliche Widerstandskraft der Provinz zu verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen sind. Wenn man das alles bedenkt und sich dazu noch an den Augenblickscharakter der Aufnahmen Edmonds erinnert, so wird man nicht darüber erstaunt sein, daß nicht zwei Expansionsbilder sich vollständig decken; man wird im Gegenteil sich wundern, wenn es gelingt, ähnliche Expansionsbilder zu finden. Daß das letztere möglich ist, liegt daran, daß gewisse Gebiete in neuerer Zeit dem reichsfranzösischen Einfluß besonders stark unterworfen sind; so ergeben sich gewisse Expansionsrichtungen, die bei aufmerksamem Studium des Atlas linguistique deutlich hervortreten. Wählen wir nun Wörter, bei denen der Beginn der Ausstrahlung chronologisch ungefähr zusammenfällt, so mag es auch gelingen, ähnliche Expansionsbilder zu erhalten. Doch ist vor allem auf die Expansionsrichtungen zu achten; es liegt in der Natur der Sache, daß diese konstanter sind als die Expansionsintensität. Ich bespreche nun im folgenden 8 Wörter, die ungefähr dasselbe Verbreitungsgebiet besitzen wie *soif*. Dabei kommt es mir nicht darauf an, die Geschichte dieser Wörter darzustellen; auch die gründliche sprachgeographische Betrachtung, deren jede einzelne Karte bedürfte, würde mich zu weit führen, wäre auch ohne weitere Kartenbeilagen kaum möglich. Es genügt mir durchaus, wenn es mir gelingt, den Leser zu überzeugen, daß die angeführten Wörter im Nordfranzösischen, wenigstens in der heutigen Bedeutung, spät auftreten und daß sie gegenwärtig im Vordringen begriffen sind. Die einzelnen Karten, die den folgenden Erörterungen zugrunde liegen, habe ich zu einer synthetischen Karte (Beilage Nr. I) vereinigt, die weiter unten besprochen werden soll.

Ich beginne mit den Namen von drei Kleidungsstücken; der pariserische Einfluß ist hier, wo es sich um Modefragen handelt, besonders plausibel.

1. *jupon* (K. 737). *Jupe* und *jupon* sind die französischen Vertreter¹³⁾ einer Wortsippe, die in den romanischen Sprachen weit verbreitet ist. *Jupe* tritt zum erstenmal ums Jahr 1200 auf; die Ableitung *jupon* ist nicht vor dem 14. Jahrhundert belegt. Beide bezeichnen bis ins 17. Jahrhundert hinein ein Kleidungs-

¹³⁾ Daneben wäre noch *jupel* zu nennen, das ein Bauernkleid bezeichnet hat und zuerst bei Adam de la Halle auftritt.

stück, das sowohl von Männern als auch von Frauen getragen wird und das ursprünglich eine enganliegende Weste, die man unmittelbar über dem Hemd trug, später eine Art Wams oder ein bis zu den Knien herabfallender Rock gewesen ist.¹⁴⁾ Dialektisch finden wir heute noch *jupe* und *jupon* in der Bedeutung Weste oder Wams.¹⁵⁾ Über das Aufkommen der modernen Bedeutung für *jupon* = „kurzer Unterrock“ findet man die beste Auskunft in Livet's *Lexique de la langue de Molière* II, 620 f. Sie wird zuerst von Richelet im Jahre 1680 verzeichnet: *jupon* „petite jupe de femme“. Aus dem Jahre 1684 findet sich bei Littré unter *jupe* ein Beispiel aus Mad. de Sévigné, wo *jupon* die neue Bedeutung zu haben scheint. Furetière 1690: „Petite jupe de dessous fort courte.“¹⁶⁾ Ungefähr um dieselbe Zeit scheint *jupe* seine heutige Bedeutung erhalten zu haben. Livet zitiert folgende charakteristische Stelle aus M^{lle} de Gournay, *L'Ombre* (1627) S. 603, 604: *Mais veut-on sçavoir, Madame, en quoy consiste la particularité du langage de ceste Cour des aygrettes et des mignardes? C'est à l'affectation ou rebut de vingt mots ou manieres de parler Porterous-nous nostre argent à leur escole pour apprendre à dire une j u p p e de femme au lieu de cotillon?* Aus Lafontaine habe ich mir notiert:

. . . laissons la qualité.
 Sous les cotillons des grisettes
 Peut loger autant de beauté
 Que sous les j u p e s des coquettes.

Joconde.

Die Beispiele sind interessant, weil *jupe* hier gegenüber *cotillon* als das Modernere, Vornehmere erscheint. Nicht anders wird das Verhältnis zwischen *jupon* und *cotillon* gewesen sein. Die Dekadenz von *cotillon* findet deutlichen Ausdruck in der

¹⁴⁾ So wird uns in der gegen die Jungfrau von Orléans (die Männer kleidung trug) gerichteten Anklageakte berichtet von einem *gipon* und von *chausses longues d'une seule pièce attachées au dit gipon par vingt aiguillettes*. Vgl. Grande Encyclop. unter *Costume* (Der Artikel ist ein Auszug aus Quicherat, der mir in Bern nicht zur Verfügung steht). Hier tritt der Charakter eines den Oberkörper bedeckenden Kleidungsstückes besonders deutlich hervor.

¹⁵⁾ *Jupon* ist in diesen Bedeutungen recht weit verbreitet. *Jupe* kenne ich nur aus Bridel S. 123: *dzepa*, „petite veste ou corset d'homme, jupe de femme“ (die letztere Bedeutung wohl modern). — Über *jupon* bei Molière vergleiche man die Verweise in der Ausgabe der Grands Ecrivains Bd. XI S. 297.

¹⁶⁾ Wie die Bedeutungsänderung zustande kam, müßte eine eingehendere Untersuchung feststellen. Ich vermute, daß *jupe* und *jupon*, um die Taille eng anliegend, in einen obern und einen untern Teil getrennt wurden und daß der untere Teil die alte Bezeichnung behielt. Möglich auch, daß ein aus der Mode gekommenes Wort in neuer Bedeutung wieder aufgenommen wurde.

Bemerkung von Le Roux, *Dict. comique*¹⁷⁾: „*Ce mot ne se dit que dans le comique et le discours familier.*“

Die weitere Entwicklung läßt sich für *jupon* (*jupe* fehlt) aus der Karte des Atlas ablesen. Von der Hauptstadt dringt *jupon* in die Provinz, *cotillon*, das der verbreitetste Dialekttypus ist, da und dort auch andere Wörter¹⁸⁾ verdrängend. An der Hälfte der Punkte, die *jupon* aufweisen, ist *cotillon* oder ein anderes Wort (*cote* in P. 258 Seine-Inf., P. 182 Wallonie, P. 166 Ardennes, P. 144 Meuse, 68 Vosges, *corset* in P. 259 Seine-Inf.) noch erhalten. Für 8 Punkte wird das Konkurrenzwort von *jupon* als veraltet bezeichnet (321 Eure, 259, 258 Seine-Inf., 238 Oise, 103 Cher, 135 Marne, 230 Aisne, 938 Jura); an drei Punkten (187 Yonne¹⁹⁾ 68 Vosges, besonders bezeichnend P. 681 Landes (*jupon*: „en laine“, *cotillon*: „blanc“) ist Bedeutungs differenzierung eingetreten. Die Karte ist charakteristisch für das sprunghafte Vorrücken eines neuen Wortes. Man bemerke besonders die Vorposten im Provenzalischen und Frankoprovenzalischen. Von den Expansionsrichtungen von *soif* erkennt man die nordwestliche, östliche und südöstliche. Die westliche fehlt.

2. t a b l i e r (1274). Die Schürze, über die man in Trachtenwerken nur sehr spärliche Notizen findet, scheint ursprünglich ein Kleidungsstück von Handwerkern und Frauen niederer Stände gewesen zu sein. Sprachlich ist sie seit dem 14. Jahrhundert durch Ableitungen von *devant*, wie *devanteau* (*devantel*), *devantail*, später (erst im 16. Jahrhundert) *devantier* und *devantière*²⁰⁾ nachgewiesen²¹⁾ (vgl. Godefroy). Doch schon 1680 bezeichnet Richelet *devantier* als „mot hors d'usage“, *devanteau* verschwindet im Jahr 1762 aus dem *Dict. de l'Acad.* Als veraltet, familiär oder provinziell werden *devanteau*, *devantier* und *devantière* in andern Wörterbüchern heute noch weitergeführt. Das Konkurrenzwort, das seit dem 16. Jahrhundert die genannten Wörter zunächst aus der Sprache der Gebildeten, dann auch aus der Sprache der ungebildeten Pariser und der umliegenden Provinz verdrängt, ist *tablier*.²²⁾ Ableitungen von *table* mit dem

¹⁷⁾ Es liegt mir die Auflage von 1752 vor.

¹⁸⁾ Einige Verbreitung haben die Typen *cote*, *coteron*, *cotin*, *corset*, *godillon*, *gonel*, *gredon*. — *Cotillon* selber, das der *Dict. gén.* zuerst bei Villon belegt, ist ein älterer Expansionstypus. Man beachte die periphere Lage des noch älteren *cotte*.

¹⁹⁾ *Jupe* und *jupon* scheinen nicht überall auseinander gehalten zu werden. In P. 107 wird offenbar *jupon* in der Bedeutung „jupe“ gebraucht. Andere Punkte weisen *jupe* für *jupon* auf. Andererseits mögen Bedeutungsunterschiede zwischen *jupon* und *cotillon* bestehen auch wo der Atlas sie nicht bezeichnet.

²⁰⁾ Zu letzterem vergleiche Ménage „Nous appelons proprement *devantière* cette sorte de grand tablier que les femmes portent à cheval.“

²¹⁾ Vgl. Thurot, *Prononc. fr.* II, 184.

²²⁾ Das *tablière* von Godefroy VII, 618 dürfte „Pensionärin“ und nicht „Schürze“ bedeuten.

Suffix *-ier* sind im Mittelalter mehrfach unabhängig voneinander gebildet worden. Sie bezeichnen entweder tischähnliche Gegenstände („Spielbrett“ — „Verkaufsbank“) oder Gegenstände oder Personen, die zum Tische in irgend einer Beziehung stehen („Tischtuch“ — „Tischler“ — „Pensionär“). Zur letzteren Gruppe gehört *tablier* „Schürze“. *tablier* in dieser Bedeutung ist das was man bei Tische anzieht.²³⁾ „*Il vient*“, schreibt Robert Estienne in seinem *Dict. françois latin*,²⁴⁾ unter *tablier de femme* „*de ce mot T a b l e, car les femmes d'estat ceignent leurs tabliers seulement quand elles se veulent mettre a table, pour contregarder leurs robbes.*“ Ménage, *Orig. l. fr.* Paris 1694 zitiert aus Périon: „*Sed ut ad propositum revertamur, illud quadratum quod feminae cinctum ante ventrem habent, a Parisiis tablier, a tabulae forma, ut opinor,*²⁵⁾ *vocatur; a nostris autem devantal, sive devantau, vel devantal quod ante, et a fronte, eo se tegant.*“ Hier werden also von Périon,²⁶⁾ der aus der Touraine stammt, und zwar aus Cormeri, das südwestlich von P. 406 des Atl. ling. (Indre et. L.) liegt, wo heute *tablier* (in der Form *tabeye*) neben *devanteau* und *devantière* (= „*tablier de femme pour ramasser l'herbe*“) auftritt, die Ableitungen von *devant* ausdrücklich als provinziell bezeichnet gegenüber dem pariserischen *tablier*.²⁷⁾ Daß dieses heute noch im Vorrücken begriffen ist, und als jüngste Schicht²⁸⁾ die Ableitungen von *devant*, im Nordosten auch den artesischen, den pikardischen und den niederlothringischen Sondertypus überdeckt, geht aus der Karte des Atl. ling. mit aller Deutlichkeit hervor. Wir finden es an zahlreichen Vor-

²³⁾ Vgl. P. 509 (Vienne) der Karte *tablier*, wo die Kinderschürze mit *serviette* bezeichnet wird.

²⁴⁾ Ich habe die zweite Auflage von 1549 vor mir.

²⁵⁾ Diese Auffassung dürfte gegenüber derjenigen von Rob. Estienne nicht zu halten sein. Vgl. *tablier* „Tischtuch“.

²⁶⁾ Das Zitat, das ich nicht nachprüfen kann, wird aus *Dialogorum de linguae gallicae origine . . . libri IV* stammen. (1555).

²⁷⁾ Bei P. Lacroix, *Le XVII^e siècle. Institutions, Usages et Costumes de France* (1590—1700) Paris 1880 finden wir zahlreiche Abbildungen von Frauen, die Schürzen tragen. Dabei ist der Unterschied zwischen der lang herabfallenden großen Bäuerinnenschürze [*devanteau* etc.?] und der kleinen eleganten Damenschürze [*tablier*?] frappant. Vgl. *Grande Encycl.* unter *tablier*.

²⁸⁾ Den Begriff der Schicht gegen das zu verteidigen, was Herzog im *Literaturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1911 Sp. 237 Anm. 1 vorbringt, halte ich nicht für notwendig. Wer sich die Mühe nimmt, sich in die Gilliéronsche Betrachtungsweise hineinzudenken, erkennt ohne weiteres, daß dieser Begriff sich mit Notwendigkeit aus ihr ergibt und zu den Grundbegriffen der Sprachgeographie, oder wenn man lieber will der Sprachgeologie (denn der Geologie ist er entlehnt) gehört. Auch die Sektion, die Herzog, *Ltbl.* 1911 Sp. 238 an einer meiner Metaphern vornimmt, wird kaum jemand ernst nehmen. Es läßt sich jede Metapher lächerlich machen, wenn man sich nur recht Mühe gibt, sie mißzuverstehen.

posten reichssprachlichen Einflusses, getrennt von der Hauptmasse, in bald größeren, bald kleineren Gebieten. An vielen Punkten tritt es neben andern Typen auf, die in manchen Fällen als veraltet bezeichnet werden (399 Guernesey, 460, 453 Ile-et-V., 465 Morbihan, 356 und 345 Calvados, 351 Eure, 258 Seine-Inf., 257 Oise, 167 und 158 Ardennes, 114 Aube, 907 Saône-et-L., 904 Allier, 400 Cher, 694 B. Pyrénées, 920 Drôme), in andern eine von *tablier* abweichende Bedeutung aufweisen.²⁹⁾ Bezeichnend ist, was wir bei Hécart, *Dict. rouchi-français* unter *tabier* lesen: „Ceux qui parlent le franc rouchi disent *écourchué*; mais ceux qui disent *tabier* et *tabélier* croient parler très-purement le français.“

Die Expansion von *tablier* ist weiter gediehen als diejenige von *soif*; die Expansionsrichtungen aber sind, wenn wir von der nordöstlichen absehen, die auf der Karte *soif* nur durch zwei Punkte angedeutet ist, dieselben.

3. *manteau* (810). Nicht immer sind es neue lexicologische Typen, die das Land überschwemmen; oft verbreiten sich von Paris aus auch lautliche Neuerungen oder alte Typen in lautlich verjüngter Form. Das letztere trifft für *manteau* zu.³⁰⁾ Wir finden dieses nämlich an einer ganzen Reihe von Punkten in der Form *māto*, wo wir nach dem Ausweis der Karten *couteau*, *marteau* und *rateau*, mit denen *eau* und *peau* vergleichen möge, einen andern Auslaut erwarten sollte, sei es daß dieser einen andern lautlichen oder einen andern morphologischen Typus darstelle.³¹⁾ Als veraltet wird *māte* gegenüber *māto* in P. 361 (Seine-Inf.) bezeichnet. Erwähnenswert ist die Bemerkung zu *manté* in Baudouins *Glossaire du patois de la Forêt de Clairvaux* S. 215: „*manté* et

²⁹⁾ Der Bedeutungsunterschied wird sich wohl meist daraus ergeben haben, daß das Wort mit einer neuen Schürzenform einwanderte. Da und dort aber mögen wir es mit sekundärer Bedeutungsdifferenzierung zu tun haben. Vgl. die Legende zu K. 1274.

³⁰⁾ Auch die Karte *tablier* weist derartige Erscheinungen auf. P. 227 (S. et-Oise) des Atlas besitzt *tablie* neben veraltetem *tabye*, und für P. 901 (Allier) hat Edmont *tabéle* neben *tabye* notiert, die offenbar in demselben Verhältnis zueinander stehen. Ebenso sehen wir nach Hécart im Rouchi ein [älteres] *tabélier* und ein [jüngeres] *tabier* dem ursprünglichen *écourchué* Konkurrenz machen. Ob die sprachliche mit einer Modeneuerung Hand in Hand geht, läßt sich ohne lokale Detailstudien nicht erkennen. Oft wird es der Fall sein.

³¹⁾ Das Suffix *-ellum* bedarf einer Spezialuntersuchung. Es dürfte sich dabei ergeben, daß sowohl die Monophthongierung von altem *-yo* resp. *-eo*, wie sie sich in Paris vollzogen hat (während wir in nächster Nähe der Hauptstadt an einzelnen Orten noch *yo* erhalten finden), als auch das Suffix *-o* [*-eau*] an sich, resp. zahlreiche mit diesem Suffix gebildete Wörter (der Atlas weist deren gegen 50 auf) eine Ausbreitungstendenz haben. Das Minimalgebiet für *-o*, das wir erhalten, wenn wir die drei relativ konservativsten Karten

mantieau, *manteau*. *Manté* est le plus souvent *dépréciatif*.“ Nun liegt Clairvaux in unmittelbarer Nähe von P. 122 (Aube), der selber *māto* aufweist und rings von *māto* umgeben ist, während das *māte*-Gebiet erst bedeutend weiter östlich beginnt. Das *manté* von Clairvaux mit seiner pejorativen Bedeutung, die ein Sympton des Veraltens ist, deutet an, daß einst *māte* nach Westen bis in das heute fast vollständig *französierte* Dép. de l'Aube hineinreichte und hier mit jetzt ebenfalls verschwundenem *mātyo* konkurrierte.

Von den Expansionsgebieten der Karte *manteau* sind diejenigen an der untern Loire, im Berry (Dep. Cher und Indre), in Eure-et-Loire, sowie die einzelnen Punkte an der untern Seine zu beachten. Im Osten reicht das Gebiet von *māto* bedeutend weiter als das von [soif].

4. *tonneau* (1313). Besser als das von *māto* stimmt, wenn wir vom Südosten absehen, das Gebiet von *tono* mit dem von [soif] überein. Das Gebiet von *tono* sehe ich in erster Linie aus lautlichen, aber auch aus sprachgeographischen Gründen (isolierte Vorposten) als expansiv an. P. 340 (Seine-Inf.) besitzt *tono* neben veraltetem *toño*, P. 108 (Yonne) neben veraltetem *tyo*. In P. 940 (Isère) bezeichnet das alte Wort (*buše*) ein kleines, das neue (*tono*) ein großes Faß.

5. *chiffon* (281). *Chiffe* und *chiffon* sind nach dem Dictionnaire général zum erstenmal bei Cotgrave (1611) belegt. Littré gibt für *chiffon* auch ein Beispiel aus Régnier Sat. XI. Die beiden Wörter gehen allem Anschein nach auf einen germanischen Stamm zurück und sind sehr wahrscheinlich in Nord- und Nordwestfrankreich zu Hause. Dafür sprechen historische und sprachgeographische Gründe. *Chifetier* „crieur de vieux drapeaux“ ist uns nämlich, wieder nach dem Dict. gén., durch Thierry schon 1564 als normannisch bezeugt.³²⁾ Andererseits weist die Karte *chiffon* in Maine und Normandie [*chiffe*] = „chiffon“ auf; Dialektwörterbücher ergänzen den Atlas durch ein *chife* (Rouchi), *chiffon* (Rennes; Bonneval in Eure-et-Loire) = „Stück Brot“. Aus dem Norden oder Nordwesten

couteau, *manteau* und *rateau* übereinander legen und die Punkte besonders kennzeichnen, wo alle drei Wörter die Endung -o aufweisen, ist seinerseits schon ein Expansionsgebiet, wie sich aus dem Vergleich mit *eau* und *peau*, sowie aus dem Umstand ergibt, daß *kutyo*, *martyo*, *ratyo* mehrfach als veraltet bezeichnet werden. Zum Überfluß sind selbst *yo* und *pyo* an manchen Punkten veraltet. Um den übermächtigen Einfluß des pariserischen Sprachzentrums zu demonstrieren, dürfte kaum ein Beispiel geeigneter sein. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß an der Mehrzahl der Punkte auch der konservativsten -ellum Karten -o ganz jungen pariserischen resp. reichsprachlichen Einflüssen zu danken ist. Von der Komplikation durch Analogiewirkungen sehe ich hier ab.

³²⁾ Dieses *chifetier* finden wir wieder in dem *šifkye* „chiffonnier“ von Dottin, Gloss. des parlers du Bas-Maine.

gelangten die Wörter nach Paris.³³⁾ *Chiffe* ist hier nie recht heimisch geworden; dagegen hat *chiffon* in der Hauptstadt sein Glück gemacht und von hier aus in der Bedeutung „Lumpen“ seinen Siegeszug in die Provinz angetreten, wo es die landschaftlichen Ausdrücke verdrängt.³⁴⁾ „Ne dites pas une *patte*³⁵⁾; dites un *chiffon*“ empfiehlt Callet³⁶⁾ den Waadtländern. Fast sollte man meinen, er habe Erfolg gehabt: Zwei waadtländische Orte weisen inmitten des *patte*-Gebietes *chiffon* auf. Daß *chiffon* ein vordringendes Wort ist, zeigen die zahlreichen Vorposten, die bis ins Provenzalische hineinreichen (man bemerke besonders den Streifen längs der Südwestküste, der oft französischen Einfluß zeigt).³⁷⁾

6. *celui-ci* (207). Über die Geschichte von *cestui-ci*, *cestui-là*, *celui-ci*, *celui-là* orientiert man sich am besten bei Brunot, *Hist. de la langue fr.* I, 426 f., 459; II, 315 f., 420 ff.; III, 1, 290 ff.; III, 2, 493 ff. Die mit *ci* und *là* verstärkten Formen der Demonstrativa *cestui* und *celui* werden, nachdem sie schon früher sporadisch aufgetreten sind, im 14. Jahrhundert häufiger und bleiben bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts nebeneinander bestehen. Dann veralten *cettui-ci* und *cettui-là* in der Schriftsprache, während die Banlieue von Paris wenigstens *cettui-là* noch länger bewahrt.³⁸⁾ Da, wo der Einfluß der Schriftsprache, resp. der reichsfranzösischen Verkehrssprache stark ist, beginnen nun auch die Dialekte *cettui-ci* und *cettui-là* fallen zu lassen, während *celui-ci* und *celui-là* bleiben, ja sich in Gebiete eindrängen, die ihnen ursprünglich fremd waren.³⁹⁾ Bezeichnend sind die Doppelformen in P. 284 (St.

³³⁾ Die Grundbedeutung des Stammes *chif-*, der im Zusammenhang mit *chip-* noch näherer Untersuchung bedarf, scheint „Stück“ zu sein. *Chiffon* „Stück Brot“ und *chiffon* „Lumpen“ sind wohl unabhängige Ableitungen von *chiffe*.

³⁴⁾ Interessant ist es, daß es dabei, z. B. in der Normandie, mit seinem Mutterwort in Konflikt gerät. — In der Gegend um Paris ist das verdrängte Wort wohl *chipe*, das die Karte *chiffon* noch in P. 313 aufweist, das aber nach anderen Quellen teils in der Bedeutung „Lumpen“, teils in der Bedeutung „Stück“ weiter verbreitet ist (vgl. auch die Ableitungen *chipet* und *chipette*).

³⁵⁾ Dies der ostfranzösische Typus von Lothringen bis in die Provence. Über die Verbreitung im Volksfranzösischen der Westschweiz, s. Wissler, *Das schweiz. Volksfranz.* Berner Diss. Erlangen 1909, S. 69.

³⁶⁾ *Glossaire vaudois*. Lausanne Bridel 1861.

³⁷⁾ Die Karte des Atl. ist im Nordosten von Paris nicht ganz vollständig, was in dieser Gegend für meine synthetische Karte eine kleine Fehlerquelle ergibt.

³⁸⁾ Brunot III, 1, 292 verweist auf Nisard, *Etude sur le langage populaire ou patois de Paris*, wo wir *cesty-là*, *stila* in Texten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts finden. Dazu stimmt das *stila* in P. 226 des Atlas, unmittelbar südlich von Paris.

³⁹⁾ Es kombinieren sich also hier negative und positive Einflüsse der Hauptstadt.

Pol), 124 (Aube), 307 (Loiret) und die isolierten Punkte 284 (St. Pol), 359 (Ille-et-Vilaine), 475 und 465 (Morbihan), 445 und 467 (Loire-Inf.), 518 (Charente), 902 und 904 (Allier), 3 (Nièvre), die alle in Gebieten liegen, die uns als stark französisiert bekannt sind.⁴⁰⁾

7. *pluie* (1039). *Pluie* in der Form *plwi* und *pwi* (zum Schwund des *l* vergleiche man die Karte *plus*) mag an manchen Orten eine alte einheimische Form sein. In den peripheren Gebieten aber, auf die es uns hier besonders ankommt, in P. 281 (Nord), P. 284 (St. Pol), in der Normandie, in P. 475 (Morbihan), in P. 518 (Charente), in Anjou, Touraine und dem nördlichen Poitou, in Berry, Bourbonnais und Nivernais (Dép. Cher, Allier, Nièvre, südl. Teil von Yonne), endlich in der Champagne (Dép. Aube,⁴¹⁾ Haute Marne, Marne, Ardennes) ist es französischer Import. Das ergibt sich einerseits aus dem Vergleich mit der Karte *truie* (1342) < *trɔja*, welche auf den genannten Gebieten für *ɔ + j + a* vielfach abweichende, zweifellos ursprünglichere Resultate aufweist als **plɔja*,⁴²⁾ andererseits aus der Beobachtung, daß *plwi* und *pwi* oft in frappanter Weise den lautlichen Habitus der Nachbarorte verleugnen. Dazu kommt, daß besonders im Westen, die Fortsetzer von **ploja* nicht populär sind und daher durch *[eau]* ersetzt werden.⁴³⁾ Als veraltet werden die provinziellen Typen, trotzdem sie mehrfach neben *[pluie]* auftreten, nirgends bezeichnet; dagegen schreiben Verrier und Onillon, *Gloss. ét. et hist. des patois et des parlers*

⁴⁰⁾ Um absolut sicher zu gehen, habe ich zur Herstellung der Karte *celui-ci* nur die Formen mit *wi*: *celui-ci*, *celui-là*, *çui-ci*, *çui-là* (über diese Schnellsprechformen s. Nyrop, *Man. phon.* § 47 Remarque, über *stisi* und *stila* Nyrop, *Gramm. hist.* II, § 564) verwendet, trotzdem ich einige andere Formen, die in ihrem lautlichen Habitus stärker von der Schriftsprache abweichen, ebenfalls als importiert ansehe. — Ein Blick auf die Karte des Atl. zeigt, daß die mit *ci* und die mit *là* verstärkten Demonstrativa durcheinander gehen. Das läßt sich entweder dahin interpretieren, daß die Bedeutungen der Verstärkungen abgeblaßt sind (dies ist sicher der Fall in P. 407 und 409 mit *sivilala*), oder daß die durch den gefragten Satz suggerierte Vorstellung nicht genügend präzise war.

⁴¹⁾ Riceys, P. 113 (Aube), ist bei Tarbé, *Recherches sur l'histoire du langage et des patois de Champagne 1851* Bd. I, 144 ff. mit zwei Texten vertreten. S. 146 findet man in dem Dialog zwischen zwei Bauern *pleue* = 'pluie' (auch S. 150 im Gloss. angeführt). Der Atlas gibt französisches *plwi*. Auch Baudouin, *Gloss. du patois de la Forêt de Clairvaux* (bei P. 122 Aube, der *pwi* hat), führt nur *pleue* (*pieue*) an.

⁴²⁾ In konservativen Gebieten dagegen ist die Übereinstimmung zwischen den Resultaten von **ploja* und *troja*, soweit diese beiden Typen erhalten sind, frappant.

⁴³⁾ Bei Dialektaufnahmen habe ich häufig die 3. P. Sing. des Verbums erhalten, wenn ich nach dem Subst. „Regen“ fragte. Es weist dies darauf hin, daß dem volkstümlichen Sprachbewußtsein der Verbalbegriff in diesem Falle näher liegt als der substantivische.

de l'Anjou unter *piée*: „Ce mot . . . est encore usité, mais il a beaucoup vieilli.“

Für die Herstellung der Karte verwende ich wieder bloß die Formen mit *wi*. Gewiß sind noch andere entlehnt; ich darf sie vernachlässigen, ohne meine Karte zu fälschen, weil die Gebiete, die eingeführte Wörter ihrem Lautstand assimilieren, relativ widerstandsfähig sind, also bei der Feststellung junger reichsfranzösischer Einflüsse weniger in Betracht fallen. Das gilt auch für die folgende Karte:

8. *b e a u c o u p* (120). „Viel“ gehört zu jenen unscharfen und daher vielgestaltigen Begriffen, die nach sprachlicher Mannigfaltigkeit rufen. Sie zu vergrößern, kommt ein subjektives Moment hinzu: wir haben die Tendenz, Größen und Mengen übertreibend darzustellen. Diese Überlegung genügt nun freilich nicht, um zu erklären, warum [*multum*], das altfranzösisch und altprovenzalisch sehr lebenskräftig war, auf galloromanischem Gebiet bis auf ganz wenige Spuren in den Dep. Ardennes und Meuse, sowie an P. 176 in Belgien, P. 87 in den Vogesen, verschwunden ist; denn in andern Sprachen finden wir neben reich nuancierten Mengeausdrücken stets ein von konkreten Vorstellungsbestandteilen möglichst gereinigtes Wort, das auf einem großen Teil der Romania eben gerade [*multum*] ist. Außerdem tritt als Ersatzwort an vielen Orten das wenn möglich noch farblosere *bien* auf. Der Grund des Schwundes von [*multum*] in Frankreich ist also noch zu finden; dagegen erklärt sich die heutige lexikologische Mannigfaltigkeit aus dem oben Gesagten leicht: Da [*multum*] aus irgend einem Grunde zur Bezeichnung des Begriffes 'viel' nicht mehr geeignet erschien, griff man zu einem schon bestehenden Ausdrucke (*hardi, grandment, bravement, tout plein, gros* usw.), den man verallgemeinerte. Daß *beaucoup*, das im 14. Jahrhundert zum erstenmal auftritt, ein besonders glückliches Ersatzwort war, wird man kaum behaupten wollen. Seine große Verbreitung verdankt es vielmehr dem Umstand, daß es in einem überlegenen Sprachzentrum entstand. Wenn wir die Karte 120 des Atlas linguistique betrachten, so erkennen wir, daß [*beaucoup*] sich auf ausgedehnten Gebieten, insbesondere im nördlichen Teil von Südfrankreich, dem lokalen Lautstande angepaßt hat (vgl. die Formen *betkop, belkot, belko, byoko* u. s. f.); es kann hier auch bloßes Bedeutungslehnwort sein. Anderswo aber tritt es in der charakteristisch pariserischen Lautform *boku* auf und läßt sich durch den Vergleich mit der Karte *b e a u* (117) sofort als fremd feststellen. Wenn es in diesem Gewande selbst ins Frankoprovenzalische eindringt, können wir sicher sein, daß es nicht mehr in seinen Bestandteilen erkannt wird. Auf meiner synthetischen Karte habe ich bloß die Orte mit *boku* berücksichtigt. Von den Expansionsgebieten sind besonders bemerkenswert die Dep. Indre-et-Loire, Loire-et-Cher, Allier;

dann die uns nun bereits vertrauten vereinzelt Punkte 284 (St. Pol), 475 (Morbihan), 518 (Charente).

Das mag genügen. Der Leser, der meine Ausführungen an Hand des Atlas linguistique nachgeprüft hat, wird sich überzeugen haben, daß die reichsfranzösischen Expansionsstraßen gerade die Richtungen verfolgen, in denen das Kartenbild von [soif] seine Arme ausstreckt. Noch frappanter kommt dies aber auf der synthetischen Karte zum Ausdruck, die meinem Aufsatz beiliegt. Diese ist auf folgendem Wege entstanden: Ich habe zunächst für jedes besprochene Wort eine Karte gezeichnet, auf der ich alle Punkte, die den expansiven Typus aufweisen, unterstrichen habe. Dann habe ich alle Striche der 8 Karten auf eine einzige Karte übertragen. Auf dieser erscheint also ein Punkt um so vielfacher unterstrichen, je stärker er dem reichsfranzösischen Einfluß unterworfen ist. Je weniger zahlreich die Striche, desto größer die Widerstandsfähigkeit gegenüber der sprachlichen Zentrale. Um die Übereinstimmung mit [soif] noch deutlicher zu machen, habe ich das Gebiet der Punkte, die zum mindesten vier Expansionstypen aufweisen, mit einer gestrichelten Linie eingeschlossen. Das so entstehende Kartenbild bedarf keines langen Kommentars. Nicht bloß zeichnet die gestrichelte Linie die Arme von [soif] (schraffiert) nach. Sie umfaßt sogar die isolierten Punkte 284 (St. Pol), 475 (Morbihan), 518⁴⁴⁾ (Charente) und zum Teil das vorgeschobene Gebiet im Dep. Allier und Umgebung. Eine mathematische Übereinstimmung ist, ich wiederhole es, nicht zu erwarten. Nicht vertreten ist auf der Karte soif das Expansionsgebiet der Dep. Calvados, Manche und Ille-et-Vilaine. Wir werden es aber auf andern Karten für auslautendes *f* angedeutet finden. Das nordöstliche Expansionsgebiet der synthetischen Karte dagegen ist bei soif durch die Punkte 241 und 167 vertreten.

Ich hätte mir den Nachweis, daß [soif] sich nur in sprachlich widerstandslosen Gebieten findet, bedeutend leichter machen können, wenn ich einen Arm nach dem andern betrachtet hätte. Man braucht keine hundert Karten durchzublättern, um zu sehen, daß z. B. fast das ganze Dép. de l'Aube ein mehr oder weniger dialektisch gefärbtes Französisch, aber gewiß keinen alteinheimischen Dialekt spricht. Man braucht nur die Karten poireau (1048), poteau (1066), poutre (1080), profonde (1095), regain (1139), ruche (1174), tache (1275) u. s. f.⁴⁵⁾ zu betrachten, um zu erkennen, wie eine nach

⁴⁴⁾ Zu dem in der Landschaft Aunis gelegenen Punkte 523 vgl. Görlich, *Die südwestlichen Dialekte der Langue Poïl*. Die Einleitung zu dieser Arbeit mit ihren Hinweisen auf den im Südwesten früher als anderswo beginnenden französischen Einfluß ist überhaupt beachtenswert.

⁴⁵⁾ Ich habe aufs Geratewohl mit Fasz. 23 begonnen und einige Faszikel durchgesehen.

Norden und Nordwesten vordringende Sprachwelle den Zusammenhang zwischen dem Pikardischen und dem Normannischen sprengt. Analog verhält es sich mit dem westlichen und dem südöstlichen Arm.

Doch Edmont gibt uns noch ein direkteres Mittel, um den reichssprachlichen Einfluß abzuschätzen. Er hat bei einer ganzen Anzahl von Orten den Grad der Franzöisierung angedeutet durch Bemerkungen von der Art der oben S. 233 benutzten. Wir lesen in der Notice: „Les jeunes ne parlent plus guère patois“ (P. 3), „Parler de la partie rurale; dans le bourg, le patois est fortement mélangé de français“ (P. 4); „A Château-Chinon-ville, même patois, mais fortement mélangé de français“ (P. 5), „Patois de la banlieue; dans le bourg, on parle français“ (P. 6); „C'est le parler des vieillards. Les jeunes gens et les personnes d'un âge moyen parlent français,“ (P. 14); „C'est le parler des vieillards“ (P. 28); Patois qui tend à disparaître (63); „Les jeunes gens parlent presque totalement français (P. 101), „Village industriel (métallurgie), dont le parler s'altère au contact d'éléments étrangers. . . .“ (P. 181) u. s. f. Alle diese Bemerkungen orientieren nicht systematisch, sondern sind mehr oder weniger vom Zufall abhängig. Auch läßt die Angabe, daß der Dialekt nur mehr von den Alten oder nur mehr in den ländlichen Bezirken gesprochen wird, nicht notwendigerweise folgern, daß er verdorben ist.⁴⁶⁾ Um so auffälliger ist es, daß von den in der Notice mit den eben charakterisierten Bemerkungen versehenen Punkten (ich habe sie auf der Karte mit einem unten offenen Halbkreis versehen) die große Mehrzahl innerhalb der Gebiete liegen, die wir auf anderem Wege als dem französischen Einfluß besonders zugänglich festgestellt haben. Die Übereinstimmung mit *soif* ist im westlichen und östlichen Arm besonders auffällig, doch auch der südöstliche ist angedeutet.

Allein Herzog wird einwenden: Reiner Zufall! Der allgemeinen Entwicklung entgegen sind die *f*-losen *soi*-Formen von der Provinz her in der Richtung nach Paris vorgedrungen, haben Breschen in ein altes, ausgedehntes *soif*-Gebiet geschlagen und nur diejenigen Punkte verschont, die unter einem starken reichsfranzösischen Einfluß standen. Das Urteil über die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme überlasse ich dem Leser. Über Wahrscheinlichkeit läßt sich bekanntlich nicht streiten. Wir messen einer Argumentation im allgemeinen eine um so größere Beweiskraft bei, je häufiger wir sie in einer Beweisführung haben verwenden sehen oder selbst verwendet haben, je besser

⁴⁶⁾ So verschwindet im Waadtländer Oberland der Dialekt, ohne daß er vorher durch die Schriftsprache vollständig durchseucht würde, wie dies z. B. im Gros de Vaud der Fall ist. Vgl. Jaberg, *Über die assoz. Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfr. Dialektgruppe*, Aarau 1906, S. VIII.

wir, mit anderen Worten, daran gewöhnt sind. Daher kommt es, daß Wahrscheinlichkeitsargumente, die auf methodisch neuem Wege gewonnen sind, viel weniger Eindruck machen als solche, die nach alten, eingelebten Methoden, z. B. mit Hilfe der Lautgesetze (denn daß auch diese bloß Wahrscheinlichkeits-schlüsse gestatten, werden selbst die enragiertesten Verteidiger der Ausnahmslosigkeit zugeben) gewonnen wurden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Argumente der Gilliéronschen Methode bei ihren Gegnern so wenig Verständnis finden, wenn man nicht einsehen will, daß die Gestalt eines Kartenbildes, die geographische Bedingtheit einer sprachlichen Erscheinung oder die geographische Übereinstimmung zweier Phänomene ebenso große Beweiskraft haben kann wie ein Lautgesetz. Aber merkwürdig ist es, daß ein Forscher, dem etwas am Fortschritt der Wissenschaft und an der Erziehung des jungen Romanisten liegt, Anfängern rät, ein paar Punkte aus dem großen Zusammenhang herauszuzupfen und daran „ihren Scharfsinn zu zeigen und zu üben“.⁴⁷⁾ Gewiß hat die Beschäftigung mit dem Einzeldialekt ihre Berechtigung, und ich bin weit davon entfernt, ihren Wert zu unterschätzen; gewiß ist die Gefahr der Entgleisung dabei für Anfänger geringer als bei sprachgeographischen Arbeiten⁴⁸⁾ (die ich nur begabten Schülern zuweisen würde). Allein dann lege man nicht den Atlas linguistique zugrunde, der sich für phonetische und morphologische (von syntaktischen gar nicht zu reden) Detail-untersuchungen gar nicht eignet, sondern man schicke die jungen Leute hinaus in romanische Lande, lasse sie ihre Dialektaufnahmen an Ort und Stelle machen, lasse sie hören und beobachten und eindringen in das Verständnis der lebenden Sprache; dann werden sie nachher auch dem Material des Atlas linguistique anders gegenüberstehen, als wenn nie ein romanischer Dialekt an ihr Ohr geklungen hat, geschweige denn daß sie imstande wären, einen solchen zu verstehen. Dann werden sie auch sehen, daß die Sprache sich nicht in die Schraubstöcke der Junggram-

⁴⁷⁾ Siehe Herzog, *Litteraturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1911, Sp. 238 f.

⁴⁸⁾ Daß Herzog im Literaturblatt die Gefahr der Mechanisierung speziell gegen die Gilliéronsche Methode ausspielt, ist recht sonderbar. Entgeht irgend eine Methode der Mechanisierung? Ist diese bei der lauthistorischen nicht schon längst eingetreten? Wird sie nicht bereits bei der jungen onomasiologischen Methode gerügt (vgl. Meyer-Lübke in *Wörter und Sachen* I, 116 f.)? Darf man wirklich behaupten, daß die bis jetzt erschienenen sprachgeographischen Arbeiten über denselben Leisten geschlagen sind? Und noch eines! „Die Erklärung ist aber überhaupt die schwache Seite der Gilliéronschen Schule“ schreibt Herzog im Literaturblatt. Ja gewiß! Aber warum? Doch nur deswegen, weil sie sich mit Problemen beschäftigt, die von der historischen Grammatik entweder ignoriert oder vorsichtig beiseite geschoben worden sind.

matiker und ihrer Nachfolger hineinzwängen läßt, daß die sprachlichen Einflüsse hin- und herwogen, daß alles fließt und wechselt und daß selbst die Mannigfaltigkeit des Atlas linguistique nur ein schwaches Bild gibt von der unendlichen Vielgestaltigkeit des wirklich Gesprochenen. Sie werden die phonetischen Gräschen etwas weniger gut wachsen hören als etwa Herzog in den *Streitfragen der romanischen Philologie*; sie werden — und das wird ein Hauptgewinn sein — ihrer Wissenschaft etwas bescheidener gegenüberstehen als wenn sie ihr nur am Schreibtisch begegnet sind.

Ich kehre zum Thema zurück. In derselben Weise wie wir bei andern Expansionswörtern die Schlüsse aus dem Atlas ling. durch Angabe von Dialektwörterbüchern ergänzt haben, die im allgemeinen einen etwas älteren Sprachzustand wiedergeben als der Atlas (es liegt dies hauptsächlich an der Art, wie das Material gewonnen worden ist), können wir das auch bei *soif* tun. Den Sprachschatz eines ausnahmsweise konservativen Gebietes des Dép. de l'Aube stellt Baudouins *Glossaire du patois de la Forêt de Clairvaux* vom Jahre 1886 dar. Dieses Gebiet liegt zwischen P. 122 (*swaf*) und 121 (*swaf*); es besitzt *soi* und *so*. Für Anjou belegen Verrier und Onillon (1908) *sé* in Le Longeron, Montjean und Briollay. Montjean liegt zwischen P. 435 (*swef*) und 423 (*swef*), Briollay in unmittelbarer Nähe von P. 423. Das *Gloss. du Centre* von Jaubert, 2. Aufl. (1864), das hauptsächlich das Gebiet südlich vom Knie der Loire darstellt, wo der Atlas an der überwiegenden Mehrzahl von Punkten *soif* mit *f* gibt, schreibt S. 281: „A la fin des mots *f* reste le plus souvent muet: ainsi l'on prononce toujours *boeu*, *eu*, *neu*, *soue*, *crainti*, *poussi*, *tardi*, *vengeati*, pour *boeuf*, *oeuf*, *neuf* etc.“ (dagegen *vifement* und *vefe* = *veuve*). S. 622: „*soif* s. f. . . le plus souvent la lettre *f* ne se prononce pas comme dans le français *clef*. On dit alors *soi*, et plus souvent *soué*. Quand on prononce le *f*, on dit *souéf*.“ Vgl. auch unter *soué* S. 627⁴⁹.)

Fassen wir die bis jetzt gewonnenen Resultate zusammen. Daß [*soif*] ein Expansionswort ist, geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor:

1. Aus der Übereinstimmung der Grenze für den Pariser französischen oder den dem Pariser französischen nahestehenden Vokal mit der Grenze für die *f*-Formen.

2. Aus der Übereinstimmung des Verbreitungsgebietes von *soif* mit den Ver-

⁴⁹) Dottin, *Gloss. du Bas-Maine* (Mayenne) verzeichnet neben *sé* und *sō* S. 468 *sōf*. Herzog wird darin den Rest eines alten *seuf*-Gebietes sehen. Für denjenigen, der seinen Blick auf die Gesamtheit der Mundarten richtet, ist es eine moderne Rückbildung, die unter dem Einfluß des franz. *soif* entstanden ist.

breitungsgebieten anderer junger Expansionswörter.

3. Aus den Angaben der Dialektwörterbücher.

Allein Herzog stützt seine Ansicht, daß das heutige *f*-Gebiet im Gegenteil eher als der Rest eines früheren größeren Gebiets aufzufassen sei (S. 136)⁵⁰⁾ auf ein scheinbar entscheidendes Argument: Altfranzösische Dialekttexte weisen *f*-Formen in Gebieten auf, die das *f* heute nicht mehr kennen. Als solche Gebiete nennt er: das Normannische, das Lothringische, das Wallonische und Pikardische, Vendôme. Untersuchen wir, wie es sich damit verhält.

Wir beginnen mit dem Lothringischen. Hauptbeweisstück ist das *saif*⁵¹⁾ aus dem *Dialogus anime conquerentis et rationis consolantis* des 12. Jahrhunderts, den Bonnardot *Romania* V, 269 ff. veröffentlicht hat. Daß dieser Beleg aus einer Gegend stammt, die heute das *f* nicht mehr kennt, hätte mir, bemerkt Herzog, nicht entgehen sollen. Mir scheint, wenn schon geschulmeistert werden soll, es hätte Herzog nicht entgehen sollen, daß gerade der *Dial. an. conq.*, wie überhaupt die östlichen Texte, (vgl. unten S. 256 Anm. 78) in der Behandlung der Endkonsonanten ganz eigene Wege geht,⁵²⁾ daß er speziell *f* einerseits vereinzelt fallen läßt,⁵³⁾ andererseits rein graphisch anfügt.⁵⁴⁾ Herzog hätte darauf aufmerksam gemacht werden müssen durch den Artikel von Gröber Zs. II, 459—463; allein er scheint diese von den Untersuchungen zum *soif*-Problem am besten dokumentierte Arbeit gar nicht zu Rate gezogen zu haben; sonst würde er doch wohl nicht Beispiele aus Prosatexten und solche, wo *soif* im Versinnern vorkommt, als Belege für die Aussprache des *f* verwenden. Für den *Lothringer Psalter* (aus diesem stammt der zweite lothringische Beleg Herzogs) gilt das eben für den *Dial. an. conq.* Bemerkte.⁵⁵⁾

„*soif* scheint auch vereinzelt im Wallonischen und Pikardischen vorgekommen zu sein, wo es heute ebenfalls nicht ge-

⁵⁰⁾ Weniger bestimmt S. 137.

⁵¹⁾ Ro. V, 309 (*Dial.* XXXI, 9).

⁵²⁾ Vgl. Ro V, 328 f.

⁵³⁾ Vgl. *grie* für *grief*.

⁵⁴⁾ Vgl. *fuf* (= focum) XXXI, 22. Bonnardot *Ro V*, 327 führt, ohne Belegstellen, aus spätlothringischen Texten noch *pechief* (pecatum) und *nif* (nidum) an. Die beiden Beispiele finden sich im *Lothringer Psalter*. Vgl. Ed. Apfelstedt S. XLV. *Alevonf* (elevamus) könnte Lesefehler sein.

⁵⁵⁾ Als weitere Beispiele aus dem Osten füge ich hinzu: *soif*, *Serm. Bern.* 22, 29 (S. Ed. Förster S. V; der erste Kopist, dem die Form angehört, meidet die auffälligsten Dialekteigentümlichkeiten). Vgl. auch Gröber Zs. II, 461 oben. Franche-Comté: Der *Lyoner Yzopet* 65 (Ende XIII. Jahrh.) hat im Versinnern *soi*.

funden wird“ (Herzog 136). Belege: Wiese, *Sprache der Dial. Grég.* S. 104. *Wist. le m.* 1611, Jean Bod. *Jeu Nic.* 1059. Der Leser, der nicht nachprüft, nimmt natürlich an, Wiese belege *soif* in den Dialogen Gregors. Schlägt man nach, so findet man auf S. 104 ein *soif*, das den wallonischen Fastenpredigten des 13. Jahrhunderts⁵⁶⁾ entstammt, während die älteren *Dial. Grég.* Ed. Förster S. 26, 23 *soit* aufweisen. Für das Wallonische habe ich mir ferner notiert: *Poème moral* (A. XII. Jahrh.) Str. 528 (im Reim) *s o i t* [: *voit* : *exploit*.] Dazu Cloetta in der Einleitung S. 106 f. (Cloetta glaubt, daß für seinen Dichter *f* wie *s*, *z* und *t*⁵⁷⁾ verstummt waren; doch scheinen mir die Belege, die er dafür anführt, nicht beweisend.)⁵⁸⁾

Reichlicher fließen die Quellen für das Pikardische. Ich habe 21 Beispiele vor mir, die zwei, die Herzog beibringt, nicht mitgerechnet, davon 13, die unser Wort im Reim aufweisen, nämlich *Carité* Ed. v. Hamel S. 50 *s o i* [: *tornoi* : *toi* : *moi*], *Miserere* ib. S. 215 [: *toi* : *soi* : *foi* etc.], *Mousket* v. 3058 *s o i t* [: *froit*], ib. 5595 [: *maleoit*], dagegen im Versinnern 3064 *s o i f*⁵⁹⁾, *De Venus la deesse d'Amor* str. 110 d⁶⁰⁾ *s o i* [: *moi*]; *Baudouin de Condé* VII, 118 *s o i f* [: *soit* = *sit*],⁶¹⁾ ib. IX, 140 *s o i t* [: *soit*], ib. XVIII, 459 *s o i t* [: *soit*], ib. XXI, 1370 *s o i f* [: *boif*], dagegen im Versinnern ib. 1365 *s o i f*⁶²⁾; *Veuve* Ed. Montaignon und Raynaud, *Rec. gén.* II, 203 *soit* [: *soit* = *sit*]; *Chev. au Cygne et Godefroy de Bouillon* Ed. Reiffenberg (14. Jahrh.) v. 14719 (Bd. II, 404) *s o y* [: *Godefroy* : *moy* : *pourquoy* etc.], v. 19316 (Bd. III, I, 20) *s o i t* [: *disoit* : *voit* : *acoloit* etc.]⁶³⁾ Froissart *Poés.* II, 330, 43 *soit* [: *boit*], dagegen im Versinnern ib. I, 146, 2016 u. 2022 *soif*.⁶⁴⁾ Unter diesen 13 Beispielen findet sich ein einziges, das *soif* mit einem Worte auf *f* bindet, *soif* : *boif* bei Baudouin de Condé, und dieses einzige Beispiel

⁵⁶⁾ Ed. E. Pasquet, Bruxelles 1888 (*Mémoires couronnées . . .* p. p. l'Acad. Royale de Belgique t. XLI).

⁵⁷⁾ S. 103 ff. S. 107 f.

⁵⁸⁾ Bemerkenswert ist das in einer Urkunde aus Lüttich vom Jahre 1236 wiederholt auftretende *sar*, *sa* = *sauf*. Vgl. Behrens, *Altfranz. Gramm.* 8. Aufl., S. 257 f. In derselben Urkunde Beispiele für Verstümmen von auslautendem nachkonsonantischem *t* (*sain Lamber de Liege, la feste sain Lamber*). Vgl. ebenda *ce letres*. Weitere Belege für Schwund des auslautenden *s* vor Konsonant in den späteren Lütticher Urkunden ib. S. 258 ff.

⁵⁹⁾ Die Beispiele bei Gröber Zs. II, 460.

⁶⁰⁾ *God.* X, 656.

⁶¹⁾ Mss. A u. B schreiben *soit* (Ed. Scheler S. 102).

⁶²⁾ Alle Beispiele bei Gröber Zs. II, 460. Dort auch der Hinweis darauf, daß v. 1369 f. (*boif-soif*) im Turiner Ms. fehlt.

⁶³⁾ Das erste Beispiel auch bei Gröber, Zs. II, 460. Daneben zweimal (v. 16121 und 20877) *soit* im Versinnern.

⁶⁴⁾ Gröber Zs. II, 460.

fehlt in einer wichtigen Hs.⁶⁵⁾ Bleibt der wohl der östlichen Pikardie⁶⁶⁾ zuzuweisende, aber in dem einzigen Ms. französische Spuren aufweisende *Wistasse le Moine*, den Herzog mit dem Reime *soif : noif* anführt, dessen Beweiskraft Gröber Zs. II, 461 angezweifelt hat.⁶⁷⁾ Ob mit Recht, bleibe dahingestellt; die Entscheidung wird davon abhängen, ob man für das 13. Jahrhundert für das Pikardische schon Schwund des auslautenden *f* annimmt oder nicht, worüber weiter unten. Aber selbst wenn man diesen Schwund verneint, wird man es wagen, auf ein gegen 11 Beispiele linguistische Schlüsse zu gründen zu einer Zeit, wo der literarische Einfluß des Französischen immer größer wird?⁶⁸⁾

„Im Normannischen gab es die Formen *seif*, *seyf*, *sef*, die sogar über den Kanal ins Anglonormannische verpflanzt wurden: *Eneas* 2750, *Simund de Freine*, *Roman Ph.* 684, 694, *Saint Grégoire* in Bartsch, *LLfr.* 99, 7, vgl. auch die Beispiele bei Godefroy.“ (Herzog 135.) Herzog hat eine ganz eigentümliche Geschicklichkeit, die Beispiele herauszusuchen, die nichts beweisen. In den vier genannten Beispielen steht *seyf* resp. *sef* im Versinnern. Sobald wir nach den Reimen schauen, finden wir *sei*. Besonders charakteristisch ist der *Roman de philosophie*. v. 691 ff. lauten:

Cum plus tret aver a sei
Plus e plus li crest sa sei,
Plus e plus tut tens amasse,
Ceo est la sei f ki ne trespasse.

Herzog zitiert das *seif* von v. 694, das *sei* von v. 692 verschweigt er.⁶⁹⁾

Es liegen mir 5 normannische Beispiele aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts vor, die unser Wort im Reim aufweisen:

⁶⁵⁾ *soif : boif* findet sich in der *Prison d'Amour*. Diese druckt Scheler S. 267 ff. seiner Ausgabe nach einem Wiener Manuskript aus dem 14. Jahrhundert ab. In den Anmerkungen gibt er die Varianten des Turiner Ms.'s L. v. 32, das, wenigstens zum Teil, in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts geschrieben worden zu sein scheint. — Im übrigen wäre zu untersuchen, ob zur Zeit Baudouins die 1. Pers. Sing. von *boire* (selbst wenn man annimmt, das *f* sei sonst von ihm noch gesprochen worden) noch *boif* lautet und nicht schon analogischen Einflüssen unterlegen ist.

⁶⁶⁾ So viel mir bekannt ist, ist dieser Text nie der Gegenstand einer sprachlichen Untersuchung gewesen.

⁶⁷⁾ Das Beispiel von Herzog aus Jean Bodel, *Jeu Nic.* 1059 kann ich nicht nachkontrollieren, da mir der Text nicht zur Verfügung steht. Steht hier *soif* im Reim?

⁶⁸⁾ Prosabeispiele oder Beispiele von *soif* im Versinnern halte ich nicht für nötig, anzuführen. *Soi* und *soif* wechseln hier.

⁶⁹⁾ v. 684 hat übrigens das Ms. L. *saie* statt das *sef* von O u. C, die dem Text von Matzke zugrunde liegen.

Brand. 787 *seid* [:*cunreid*], 805 [:*feid*]⁷⁰); *Reimpredigt* Ed. Suchier Str. 92 *sei* [:*rei*]; Marie de Fr. *Fables* Ed. Warnke *sei* [:*crei*]; *Folie Tristan* Berne Ed. Bédier v. 432 *soif* [:*toi*].⁷¹) Überall verlangt der Reim *f* lose Formen. Die *f*-Formen treten nur in Prosatexten und im Versinnern auf, doch auch hier nicht durchweg.

Von anglonormannischen Beispielen sind mir drei mit *sitem* im Reime bekannt: *Folie Tristan d'Oxford* Ed. Bédier v. 471 *sei* [:*rai* = *rege m*]; Simund de Freine, *Rom. Phil.* 692 *sei* [:*sei* = *s e*] s. oben, *Reimpredigt Deu le omnipotent* Ed. Suchier (im Anhang zu *Grant mal fist Adam*) Str. 15 *sei* [:*mei*]. Daneben zahlreiche *f*-lose Formen in ältern Prosatexten und in poetischen Texten im Versinnern. Das älteste Beispiel für die Schreibung mit *f* bietet nach Gröber Zs. II, 460 die Londoner Brandanhandschrift aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert werden die *f*-Formen häufiger; doch kenne ich keine Belege im Reim.

Vorläufer der westfranzösischen *sö*-Formen ist nach Herzog das *seuf*, das Villon (der sich lange in der Loire-Gegend aufgehalten hat) auf *éteuf*⁷²) und der aus Vendôme stammende und Dialektwörter nicht meidende Ronsard mit *boeuf* reimt.⁷³) Solange mir Herzog nicht das Gegenteil beweist, glaube ich durch das, was Thurot II, 133 ff. über die Aussprache des auslautenden *f* berichtet, zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Villon *etö* und Ronsard *bö* gesprochen hat (vgl. unten S. 260 ff.).

Wie verhält es sich endlich mit dem Zentralnordfranzösischen (ich verstehe darunter das Franzische und die daran angrenzenden Mundarten, die nicht scharf hervortretende dialektische Eigentümlichkeiten aufweisen)?

Noch einmal die auffallende Tatsache, daß bei den 18 Beispielen, die mir vorliegen, *soif* mit *f* bis zum Ende des 14. Jahrhunderts zwar innerhalb des Verses, aber nie im Reime vorkommt. An Reimen sind mir bekannt: *Orson de Beauvais* Ed. G. Paris v. 1521 *soi* [:*Fois*], v. 1527 *soi s*⁷⁴) [:*sois* = *saepes*]; *Ren. soi* [:*moi*] bei Littré; Rutebeuf Ed. Jubinal I, 219, 80; 219, 83; II, 83, 128, 332, 591; 342, 859; 362, 1422; 364, 1498; 372, 1716 *soi* [:*soi* = *se*]⁷⁵); Eustache Deschamps Ed. De Queux

⁷⁰) Ich glaube den Brandan wegen seines hohen Alters hier nennen zu dürfen, trotzdem er in England entstanden ist. Die obigen Beispiele bei Gröber Zs. II, 460.

⁷¹) *ibid.* 348 im Versinnern ebenfalls *soif*.

⁷²) *Seuf* im Versinnern Bartsch-Wiese, Chrest. 93 b, 27.

⁷³) Hier wäre als später Reim auch *soif* : *soef* bei Marot 8^e opusc. 31 zu nennen (nach Gröber Zs. II, 461).

⁷⁴) *sois* „Durst“ ist Obliquus, *sois* „Hecke“ Rektus.

⁷⁵) Alle diese Beispiele mit Ausnahme von zweien, die ich beigefügt habe, bei Gröber, Zs. II, 160; *f* läßt der Dichter nach Gröber, soweit erhalten, für sich reimen.

de S. Hilaire und Raynaud I, 109 *soy* [: *loy* : *foy* : *croy* etc.]; I, 128 *soy* [: *loy*], dagegen im Versinnern *soif* ib. VII, 236.

Ziehen wir das Fazit. Summe der Beispiele, die unser Wort im Reime aufweisen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts: 30, davon im Reime mit Wörtern auf *f*: *Wist. le M.* 1611, Baudouin de Condé XXI, 1370 (worüber oben S. 251 f.). Die Formen mit *f* treten in Prosatexten und im Versinnern (wofür natürlich der Schreiber, nicht der Verfasser verantwortlich ist) seit dem Ende des 12. Jahrhunderts auf, und zwar fast zugleich im Zentrum, im Osten, im Nordosten, im Normannischen und im Anglonormannischen, zu derselben Zeit da, wie wir gleich sehen werden, wahrscheinlich auf dem größten Teil des genannten Gebiets auslautendes *f* zu fallen beginnt. Ich gestehe, daß ich an der Richtigkeit der Erklärung von Meyer-Lübke, die ich in der *Sprachgeographie* akzeptiert hatte und die Herzog S. 136 f., nicht mit durchweg einwandfreien Argumenten, zu stützen sucht,⁷⁶⁾ nachgerade zu zweifeln beginne und daß mir die Annahme von Gröber, das *f* sei bloß graphisch und erst durch späteren Grammatikereinfluß in die Aussprache eingeführt worden, nicht mehr so unannehmbar scheint wie vor fünf Jahren. Für den Westen, spricht immerhin zugunsten eines recht alten *f* die Labialisierung des Vokals in *sō* (die, wie man oben gesehen hat, schon im 15. Jahrh. bei Villon belegt ist) und die Ableitung *desseiver* (*dessoiver* in der Orne) bei Moisy, *Dict. du pat. normand*. Daß aber *f* in vielen Fällen (so z. B. gewiß im

⁷⁶⁾ Der Einwand von Huber (in dieser Zeitschrift XXXIV² 139) und Gauchat (*Deutsche Litt. Zeitg.* 1910 Sp. 1948 f.), daß *soif* sozusagen nie im Nominativ vorkommt, ist an und für sich zwar durchaus berechtigt: Wenn alle romanischen Sprachen „ich habe Durst“ durch [*habeo sitem*] ausdrücken und wenn wir in altfranzösischen Texten den Obliquus mehr als 10 Mal so häufig finden wie den Nominativ (für diesen habe ich 6 Beispiele notiert), so vermag dagegen die theoretische Behauptung, man habe altfranzösisch auch sagen können *Ma soiz est plus granz de ma fain, la soiz me destraint* (das letztere einmal belegt) nicht aufzukommen. Allein es ist zu bedenken, daß der Nominativ, da wo es sich um eine Proportionsbildung handelt, im Bewußtsein durch andere Nominative gestützt wird und daher eine Rolle spielen kann, selbst wenn er selten oder gar nie vorkommt. — Die übrigen *soif* betreffenden Einwände Gauchats muß ich ablehnen. Warum soll meine Skizze über das Vorkommen des auslautenden *f* in *soif* ohne Untersuchung des Abfalls dieses Endkonsonanten in der Basis verfehlt sein, wenn ich *soif* aus andern als aus lautlichen Gründen als Expansionswort erkenne? Komisch wirkt es, daß Herzog seine Kritik durch diejenige Gauchats zu stützen versucht, der als erfahrener Dialektforscher in den sprachlichen Grundfragen, die meine Arbeit berührt, auf einem dem Herzogschen diametral entgegengesetzten Standpunkt steht und speziell das *soif*-Problem ganz anders beurteilt als Herzog.

Osten) bloß graphisch ist, daran, scheint mir, kann nach dem oben Ausgeführten nicht mehr gezweifelt werden. Denn daß eine Analogiebildung zu gleicher Zeit auf einem so großen Gebiet auftritt, ist — daran halte ich fest — unwahrscheinlich. Wenn man die Erklärung durch funktionelle Angleichung nicht aufgeben will, dann ist sie örtlich zu beschränken und es ist daneben die Möglichkeit lautlicher Angleichung in Betracht zu ziehen. Setzen wir nämlich den Anfang des Schwundes von vorkonsonantischem *f* ins Ende des 12. Jahrhunderts, dann kann zu *soi* ein *soif* gebildet werden nach dem Muster von vorkonsonantischem *soi* (Hecke), *noi*, *clé*, *boeu* etc. denen *soif*, *noif*, *clef*, *boeuf* etc. in Pausa entsprechen.⁷⁷⁾ Daß wir es mit einer 'falschen Rückbildung' zu tun haben, wird uns gerade durch die Gleichzeitigkeit des Schwindens von auslautendem *f* und das Auftreten in *soif* nahegelegt. *Soif* (Hecke) mag dabei, wie schon Groß vermutet, wenigstens für die Graphie eine Rolle gespielt haben. Der Schwund eines auslautenden Konsonanten, der sich natürlich nicht überall gleichzeitig vollzieht, ruft allerhand Reaktionen, wie wir sie heute gerade bei *r* sehr schön beobachten können.

Doch ich gerate vom geraden Wege ab, ich will nicht meinerseits voreilige Schlüsse ziehen und Hypothesen aufstellen; ich will gar nichts erklären, ich will nur feststellen, feststellen, daß man aus ein paar leichtfertig hingeworfenen Belegen nicht auf die geographische Verbreitung einer lautlichen Eigentümlichkeit im Altfranzösischen schließen darf. Aus den über 80 Belegen, die mir vorliegen und die ich alle, soweit es die mir zur Verfügung stehenden Hilfsmittel gestatteten, nachkontrolliert

⁷⁷⁾ Vollständig ausgeschlossen sind, wenigstens für *soif*, durch die schon von Gröber festgestellten chronologischen Bedingungen die Varnhagensche ($\text{ð} > f$) und die Ascolische Erklärung. Was Robert Groß, *Roman. Forschungen* XXVII, 606 ff. (*Soif und Verwandtes*) über die Frage schreibt, zeugt von einer großen Unerfahrenheit in sprachlichen Dingen überhaupt, in der Benutzung des *Atlas linguistique* im Besonderen. Wer wird denn bezweifeln, daß ð zu *f* werden kann? Es fragt sich nur wo und wann. — Phantastisch sind die Versuche, *soif* durch *boif* zu erklären, oder gar *swar* (P 901 und 902 des Atlas) durch *boire*. Dieses *swar* ist neben *estomar* in P. 5 u. 4 (Nièvre) der Karte *estomac* (K. 486), *nör* in P. 117 (Yonne) für *noeud* (K. 915), *kör* in P. 117 u. 108 (Yonne), sowie 515 (Char.-Inf.) für *queux* (K. 121), *per* und *par* für *pis* (K. 1020) in westlichen Mundarten, nordfr. weitverbreitetes *sāsür* (das Suffix *-ure* hat sich eingemischt) für *sangsue* (K. 1189), *syör* (P. 493 Côtes-du-N.), *si:r* (P. 294 Belgien), *xyor* (P. 969 Schweiz), *šör* (P. 975 Aostatal) und *šur* (P. 985 Aostatal) für *s u i f* (K. 1266), *sür* nördlich von Paris (auch sonst vereinzelt) für *su = sureau* (K. 1270), *neurs* für *neufs* in Montjean (Verrier u. Onillon II S. 55) u. s. f. zu stellen, sei es nun, daß diese „falschen Rückbildungen“ (der Atlas ist voll von derartigen Erscheinungen) unter dem Einfluß von Nachbarmundarten, oder auf Grund von Satzduppelformen entstanden sind. Vgl. Gauchat, *R anorganique en franco-provençal. Mélanges Chabaneau* S. 874—881.

und auf Alter, Herkunft und Zuverlässigkeit geprüft habe, lese ich nur ein großes Ignoramus.

Vorbedingung für die Lösung des *soif*-Problems ist eine möglichst vollständige Sammlung der Belegstellen, insbesondere der Reime, für die Wörter mit auslautendem *f* (*fief*, *bief*, *blef*, *moeuf* etc. inbegriffen). Die Geschichte des auslautenden *f* hier zu schreiben, kann ich nicht unternehmen; dazu fehlen mir die nötigen Materialsammlungen. Doch scheint mir aus den vereinzelt Angaben, die man da und dort in Abhandlungen über altfranzösische Dialekte findet,⁷⁸⁾ hervorzugehen, daß der

⁷⁸⁾ Ich habe mir notiert (meine Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit):

F. Bonnardot, *Romania* V, 326 ff., worüber oben S. 250.

G. Gröber, *Zs. f. rom. Phil.* II, 361 (Die meisten hier angeführten Beispiele beweisen nichts).

F. Apfelstedt, *Lothringer Psalter* S. XLV (Unorganisches *f* in *soif*, *pechief*, *nif*, *muef*).

E. Goerlich, *Der burgundische Dialekt im XIII. u. XIV. Jahrhundert.* (*Franz. Studien* VII, 1) 1889 S. 117: „Es ist wohl anzunehmen, daß im Auslaut stehendes *f* bereits verstummt war; es gibt zahlreiche Formen mit fehlendem *f* in den Urk. aus Saône-et-Loire und Bourbonnais (*derechié*, *sau*, *chié*)“ [das älteste Beispiel, das sich nach den Angaben von Goerlich datieren läßt, vom Jahre 1268]... Andererseits gibt es eine Reihe von Formen, in denen sich ein unorganisches *f* angefügt findet; so häufig in den Urkunden aus Côte d'Or und zwar zunächst in Übereinstimmung mit dem Gemeinfranz. in *blef*, *bleif* etc. ... sonst *luef* (*locum*), *aluef* etc. ... *lieufs*. ... ähnliche Belege bietet Girart I [Ed. Mignard, Paris Dijon 1858]: *soif*, *aluef*, *blef* (Breuer § 106 [Bonner Diss. 1884]); sonst bleibt *f* im Auslaut in Girart I u. II“ [*Romania* VII, 179 ff.]. Folgt Verweis auf:

Förster, *Lyoner Yzopet* S. XXXV § 79a: „Auslautende Konsonanten verstummen meist.“ Beisp.: *cer* „cert“, *chaiti* „chaitif“, mit falschen Konsonanten statt der stummen *cert* „cert“; die genannten Beispiele im Versinnern; im Reim: *meschief*: *enaschiez*; *de rechier* [= „derechef“]: *estachier* [= „attacher“]; wo wir es vielleicht mit lautlicher Rückbildung zu tun haben. Vgl. *cler* „clef“ ib. im Vers. — Die Behandlung der auslautenden Kons. im *Yzopet* erinnert lebhaft an diejenige im *Dial. an. conq.*

Wendelborn, *Sprachliche Untersuchung der Reime der Végèce-Versif. des Priorat v. Besançon*, Würzburg. Diss. 1887 § 79a: *fichiez*: *de rechief* 9168.

J. Jeanjaquet, *Un document inédit du français dialectal de Fribourg au XV^e siècle.* (*Aus romanischen Sprachen und Literaturen, Festschrift f. Morf*, Halle, 1905) S. 290: „Pour *f* non étymologique de *luef* *locu*, il existe de nombreux exemples dans d'autres textes“ z. B.: *juef* < *jocu*, *chief* < *casa*, *clochief* < *cloc-carin*, *teif* < *tectu*, *lief* < *lectu*, *ebrief* < *hebraeu* etc. „Cet emploi de l'*f* n'est pas rare dans les documents de l'Est de la France (cf. Goerlich, *Der burgundische Dialekt* S. 117) et c'est sans doute à l'influence de la langue écrite de cette région qu'il faut attribuer encore d'autres particularités orthographiques de notre texte... Über die Sprache der Dokumente der franz. Schweiz, speziell über den Mischcharakter der freiburgischen Kanzleisprache s. Jeanjaquet S. 27 ff. (Vgl. dazu G. Paris in der Einleitung zum *Orson de Beauvais*,

Schwund⁷⁹⁾ an der südöstlichen, östlichen und nordöstlichen Peripherie des nordfranzösischen Sprachgebietes begonnen hat (während der Westen *f* länger bewahrt zu haben scheint),⁸⁰⁾ ursprünglich

der in einem in Lothringen geschriebenen Ms. aus dem Ende des 13. Jahrh. erhalten ist, S. XV: *chez* tritt oft in der Schreibung *chief* auf).

Cloetta, *Poème moral* S. 107, worüber oben S. 251.

Wiese I., *Die Sprache der Dial. des Papstes Gregor*. Halle, Niemeyer 1900, S. 54: „*v* im Auslaut > *f*: *serf*, *grief*, *boif*, *vif*. Dagegen *ner* Nom. plur. 159, 22 unter Einfluß des Nom. Sing. oder satzphonetisch vor Kons. des folgenden Wortes“.

Gröber, *Zs. f. rom. Phil.* II, 459 mit Beispielen von *tré* und *soué* im Reim in pik. Texten.

Für den Verfasser des *Orson de Beauvais* nimmt G. Paris *soué*, *tré* als auf analog. Wege entstanden an (S. XXV).

W. Förster, *Cligès* kl. Ausgabe³ S. LXXVIII: *Eric* 712 *cerf*: *fer*. Im Reim nur *tre* „*tref*“. Zu *cerf*: *fer* s. auch S. LXXIX unten ff.

K. Graß, *Sainte Paule* (*Rom. Bibl.* Bd. 19) S. XLI: *f* im Auslaut gefallen: *relié* v. 495 [: *lié*]. Der Text gehört der östlichen Champagne an. (Vgl. Förster *Cligès*³ LXXX f.)

A. Stimming, *Der festländische Bueve de Hantone Fassung I* (um 1200, Gegend von Rheims?) *Ges. f. rom. Lit.* Bd. 26 S. XXVII: *sœf* mehrmals im Reim auf *é*.

Niederstadt, *Alter und Heimat der altfranz. Ch. de geste Doon de Maience* etc. Greifswalder Diss. 1889. (Niederstadt sucht die Heimat des Verfassers in der Gegend von Beauvais. XIII. J. Der Dialekt ist nach ihm identisch mit demjenigen von Phil. de Remi): das *f* ist in *souef*, *nef*, *clef*, *tref* bereits verstummt. Die genannten Wörter reimen mit Wörtern auf *e*.

Gottschalk, A., *Über die Sprache von Provins im 13. Jahrhundert*. Hall. Diss. 1893 S. 36: Im Auslaut stehendes *f* ist verstummt in *bailli* und *ble* (letzteres im Reim mit *taasté* bei Guiot de Provins). Daneben Schreibungen mit *f*.

E. Görlich, *Die nordwestlichen Dialekte der langue d'oïl* (*Franz. Studien* V, 3) S. 66: Auslautendes *f* bleibt erhalten (ausnahmsweise *sau le dret* in einer bretonischen und *nou* in einer Urkunde aus der Touraine). — Bei Eggert, Küppers und Burgass finde ich nichts über auslautendes *f*.

F. M. Auler, *Der Dial. der Prov. Orléanais und Perche im 13. Jahrh.* Straßburg. Diss. Bonn 1888 S. 110: Auslautendes *f* ist verstummt. *tref*: *entré* im Rosenroman. In der Schreibung meist *f*.

A. Tobler, *Gött. Gel. Anz.* 1874 S. 1416: Auslautendes *o* nach Vokal fällt im Poitevinischen: *nu*, *vi*, *sau*, *o*, *né* = afr. *nuef*, *vif*, *sauf*, *uef*, *nef*.

E. Görlich, *Die südwestlichen Dialekte der Langue d'oïl* (*Franz. Stud.* III, 2) S. 96 ff. erklärt den Abfall des *o*, der sich neben dem Übergang zu *f* oder zu *u* findet, durch Analogie, wie mir scheint mit Unrecht.

Alle diese Angaben bedürfen der kritischen Sichtung; sie haben sehr verschiedene Beweiskraft. Auch wäre zu untersuchen, wie weit der Schwund von *f* ein rein lautlicher ist, wie weit er auf Verallgemeinerung von satzphonetischen Doppelformen, wie weit auf funktioneller Analogie beruht.

⁷⁹⁾ Im Frankoprovenzalischen ist ein auslautendes *f* höchst wahrscheinlich gar nie vorhanden gewesen. Möglich, daß auch das Poitevinische, das schon in den ältesten Denkmälern stark französisch beeinflusst ist, auslautendes *f* ursprünglich ebenfalls nicht besaß.

⁸⁰⁾ Heute dagegen setzen gerade einzelne Gebiete des Nordwestens der Wiedereinführung den kräftigsten Widerstand entgegen.

wohl nur unter gewissen lautlichen Bedingungen, und daß er von da nach dem Zentrum hin vorgedrungen ist.

Besser als über die altfranzösischen Dialekte sind wir seit dem 16. Jahrh. über das Pariserische orientiert. Bei diesem bleiben wir daher etwas länger stehen. Die allgemeine satzphonetische Regel, die sich aus dem Verhalten der französischen Endkonsonanten abstrahieren läßt, können wir so formulieren: Auslautender Konsonant wird gesprochen vor Vokal und in Pausa. Er verstummt vor Konsonant (I).⁸¹⁾

Von welchem Zeitpunkt an und auf welchem Gebiet diese Regel gilt, wird sich wohl kaum genau bestimmen lassen. Jedenfalls besteht sie im 16. Jahrhundert für die Sprache der Gebildeten nach übereinstimmenden Grammatikerzeugnissen noch zu Recht, wenn wir sie wenigstens bloß als die grobe Zusammenfassung mannigfaltiger Tatsachen ansehen. Zu ihrer Interpretation macht Henri Estienne (1582) interessante Angaben:⁸²⁾ „Considera igitur hanc orationem, *vous me dites tousiours que vostre pays est plus grand de beaucoup et plus abundant que le nostre, et que maintenant vous pourriez bien y viure à meilleur marché que nous ne viuons depuis trois mois en ceste ville: mais tous ceux qui en viennent parlent bien vn autre langage: ne vous desplaise.* Eam sic pronuntiabis, nullum illis dans literis sonum quae obmutescere in recta et minimè affectata pronuntiatione debent. *Vou me dite tousiours que votre pays est plu gran de beaucoup et plus abandon que le nostre, e que maintenant vou pourrie bien y viure à meilleur marché que nou ne vivon depui troi mois en cete ville: mai tou ceux qui en viennent parlet bien vn autre langage: ne vou deplaise.* Considera hic, in vocula *plu* priore quidem loco mutam esse literam *s* quod sequatur consonans: at in posteriore nequaquam, quoniam sequitur vocalis... Animadvertite item me in *tousiours* retinere literam *s*, quamvis sequatur consonans; quod praecedant aliquot aliae voces contiguæ, in quibus illa obmutescit, et illae quidem tam cito una post alteram pronuntietur, ut propemodum efficere unicum vocabulum videantur: at vero post *tousiours* aliquantulum interquiescat qui loquitur. Quae res vel sola in causa est interdum cur hanc literam aut aliam sono suo non privemus: praesertim tamen ubi paulo etiam plus quam hic interquiescendum est. Veluti quum dicitur *C'est vn propos qu'on tient tousiours, quand on ne sçait que respondre, aut qu'on tient souuent, quand...* ita enim proferes, *c'est vn propo qu'on tien tousiours, quand on ne sçait que respondre aut qu'on tien souuent*, dando sonum literae *s*, aut literae *t*. Atque adeo sunt etiam qui *propos* pronuntiarent, non obmutescente

⁸¹⁾ Das Tatsachenmaterial, auf das sich die nachfolgende Darstellung stützt, stammt fast ausschließlich aus Thurot.

⁸²⁾ Thurot II, 11 ff.

litera s: nec malè certè, quod hic quoque aliquantulum interquiescat, licet minus quam post illud *toujours*, vel illud *souvent*.“ Und weiterhin: „Verum et hoc sciendum est, quod ad litterarum suppressionem attinet, etiam ab iisdem lentius loquentibus non supprimi alicubi eas ipsas, quas supprimerent, si celeriter loquerentur. Satius autem plerumque est in illam quam in in hanc partem peccare.“ Mit anderen Worten: Die Aussprache der Endkonsonanten ist individuell variabel; sie hängt ab vom Sprechtempo, von der Abgrenzung der Sprechakte, also indirekt vom Sinne des Satzes, von seinem Affektgehalt, kurz von der Ökonomie des Sprechens. Es ist genau der Zustand, wie ich ihn für auslautendes *s* und *t* in den francoprov. Mundarten des obern Orco- und der Sturatäler von Lanzo beobachtet habe,⁸³⁾ der Zustand, der, wie mir Jud mitteilt, auch die savoyischen Mundarten von Ste. Foy, Tignes (Tarentaise) und Bessans (Maurienne) jenseits des Alpenkamms charakterisiert, der Zustand, wie wir ihn ähnlich für den Wandel von auslautendem *s* > *š* im Portugiesischen finden.

Von demselben Estienne⁸⁴⁾ hören wir aber, daß das Volk schon im 16. Jahrhundert die Endkonsonanten auch in Pausa fallen ließ (ob unter dem Einfluß der vorkonsonantischen Aussprache, bleibe dahingestellt) und übereinstimmend berichten die Grammatiker, daß die Gebildeten sie in dieser Stellung nur schwach sprachen. Die Tendenz ist deutlich erkennbar: sie geht auf den Schwund der Endkonsonanten auch in Pausa. Die Entwicklung, die das 16. Jahrhundert vorgezeichnet hat, gelangt im 17. Jahrhundert im großen und ganzen zum Abschluß. Von jetzt an lautet die Regel grosso modo: Auslautender Konsonant wird gesprochen vor Vokal, er verstummt vor Konsonant und in Pausa (II).

Ein Lautwandel pflegt nicht den ganzen Sprachschatz zugleich zu ergreifen: Einzelne Wörter eilen voraus, andere hinken nach. Das gleiche gilt für die sprechenden Individuen: einzelne setzen der Strömung einen kräftigen Widerstand entgegen; andere lassen sich in raschem Tempo mitreißen. Während einer solchen Übergangszeit allgemeine Regeln aufzustellen, ist kaum möglich. Die Entwicklungsbedingungen wechseln von Wort zu Wort. Ganz besonders ist das nun aber bei den Endkonsonanten der Fall, deren Behandlung in so hohem Maße von der individuellen Sprechökonomie abhängt. Dazu gesellen sich assoziative Vorgänge: lautliche und funktionelle Analogie, Verallgemeinerung der vorkonsonantischen, vorvokalischen oder Pausaform; Ausgleichung zwischen Singular und Plural, beim Adjektivum zwischen Maskulinum und Femininum. Und nun erinnere man

⁸³⁾ Vgl. *Arch. f. d. St. der n. Spr.* 126, 389 Anm. 3 und 401 Anm. 4.

⁸⁴⁾ Thurot II, 14.

sich, daß die entscheidende Phase der Entwicklung der Endkonsonanten in Paris in eine Zeit fällt, wo der Einfluß der Grammatiker immer machtvoller einsetzt, wo man die Sprache zu meistern und zu reglementieren beginnt. Die spontane Entwicklung wird dadurch gehemmt, vorübergehende Zustände werden künstlich fixiert. Wenn man das alles bedenkt, dann verwundert man sich nicht über die zahlreichen Ausnahmen und Modifikationen, die die oben angeführten allgemeinen Regeln erleiden, über all die Besonderheiten, die Thurot in dem Kapitel über die Endkonsonanten bucht.

Der allgemeinen Regel des Verstummens der Endkonsonanten vor Konsonant des folgenden Wortes entziehen sich nach der Mehrzahl der Grammatiker des 16. Jahrhunderts *l*, *r*, *c* und *f*.⁸⁵⁾ Wir müssen uns auf die Betrachtung des letzteren beschränken, trotzdem die Verhältnisse bei andern Konsonanten, insbesondere bei *c*, geeignet sind, auf das Verhalten von *f* Licht zu werfen. Entgegen der Ansicht von Thurot⁸⁶⁾ glaube ich, daß die allgemeine Regel I ursprünglich auch für *f* galt,⁸⁷⁾ mit dem Unterschied, daß *f* vor Vokal *o* lautete,⁸⁸⁾ daß aber gerade hier schon frühe allerhand Ausgleichungen die ursprünglichen Verhältnisse verdunkelten. Ausgleichungen, die um so leichter eintraten, als die Wörter mit auslautendem *f* relativ wenig zahlreich und nur wenige unter ihnen wirklich volkstümlich waren. Sei dem aber wie ihm wolle, soviel steht fest, daß im 17. Jahrhundert bei den niederen Schichten die Tendenz vorhanden ist, *f* wie die übrigen Konsonanten auch in Pausa fallen zu lassen. Besonders deutlich drücken sich in dieser Beziehung der Anonymus von 1624, Maupas (1625) und Martin (1632) aus. Der Anonymus schreibt: „Finale non tacite, ut rude vulgus, sed plane et clare effertur, *beuf*, *vi*, *neuf*.“ Maupas: „... l'*f* se doit prononcer clairement, *oeuf*, *boeuf*, *s o i f*,

⁸⁵⁾ Thurot II, 3 ff.

⁸⁶⁾ Thurot II, 134 glaubt, daß *f* vor Konsonant erst im 17. Jahrhundert in einer Reihe von Fällen verstummt (er nennt *chef-d'oeuvre*, *oeuf*, *boeuf*, *neuf*, *cerf*, *nerf*).

⁸⁷⁾ *chef-gros* „Pechdraht“ wird 1596 von dem sehr gut beobachtenden Lanoue *chégros* geschrieben (Thurot II, 134). Meurier (1568) bemerkt, daß *f* besonders in einsilbigen Wörtern wie *oeuf*, *boeuf*, *clef* halbstumm oder stumm ist (Thurot II, 133) und H. Estienne berichtet 1582: Quamvis in omnibus illis vocibus *neuf*, *oeuf*, *veuf*, *beuf*, *bref*, *nef*, *clef*, *serf*, *cerf* exprimi literam istam *f* dixerim, a vulgo tamen et nonnullis etiam qui e vulgo non sunt, in quibusdam interdum supprimitur: ac praesertim in *clef*. Vgl. auch *sa vostre honneur*, *sa vostre grace*, was man nach H. Estienne in Paris und den benachbarten Städten hört (Thurot I, 433). Hier kann es sich freilich um eine Assimilation handeln.

⁸⁸⁾ Péletier lehrt schon im Jahre 1549, daß in *homme d'esprit naïf*, *inuentif*, *é résolu* *f* wie *o* zu sprechen sei. Saint-Liens bezeugt 1580 *neu-vheures* (Thurot II, 135). Vgl. bei Thurot II, 136 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichende Belege.

veuf, vif, bien que le bas populas prononce assez negligemment.“ Martin: „f... quiescit in *neuf, chef d'oeuvre*, et, apud vulgus, in *clef, oeuf, boeuf, esteuf*.“⁸⁹⁾ *f* lose Formen in Pausastellung⁹⁰⁾ kennen die Grammatiker des 17. Jahrhunderts nach Thurot II, 136 ff. bei *couvrechef, clef, bief, oeuf, boeuf, neuf* (novus), *éteuf, meuf, cerf, nerf, lof*,⁹¹⁾ *apprentif, plaintif, baillif, suif, juif*, d. h. bei allen gebräuchlicheren auf *f* ausgehenden Wörtern außer bei *bref* (wenn man dieses als gebräuchlich ansehen darf), *neuf* „neun“, *veuf*⁹²⁾, *sauf*.⁹³⁾ Dazu kommen die Adjektiva auf *-if*, von denen einige recht gebräuchlich sind; diese letzteren sind aber offenbar von den zahlreichen gelehrten Bildungen auf *-if*, die sich der volkstümlichen Entwicklung entzogen, assimiliert worden.

Soif nennt Maupas (1625) unter den Wörtern *oeuf, boeuf, soif, veuf, vif*, bei denen der Pöbel *f* schwach spricht;⁹⁴⁾ ähnlich drückt sich Raillet (1664) aus.⁹⁵⁾ Ob die genannten Zeugnisse als Beleg für Nichtaussprache des *f* angeführt werden dürfen, wie Littré unter *soif* dies tut, bleibe dahingestellt.⁹⁶⁾ Aber ein ausdrückliches Zeugnis für das Verstummen des *f* in diesem Wort führt Thurot nicht an. Daß *soif* wegen der häufigen Verwendung in Pausa wie *neuf* „neun“ dem Schwund des *f* größeren Widerstand entgegengesetzt hätte, wäre wohl denkbar, ist aber aus anderen Gründen unwahrscheinlich.

Von den oben aufgezählten Wörtern werden heute in der Sprache der Gebildeten mit *f* gesprochen: *couvre-chef* (nur spaßhaft gebraucht), *bief, oeuf, boeuf, neuf* „neu“, *éteuf* (veraltet), *cerf, nerf, lof, suif, juif*. Die volkstümliche Tendenz ist also nur

⁸⁹⁾ Thurot II, 133.

⁹⁰⁾ Meistens unterscheiden die Grammatikerzeugnisse die verschiedenen Stellungen nicht. Unrichtige Verallgemeinerungen sind also nicht ausgeschlossen.

⁹¹⁾ Für das Anjouinische nennt Ménage auch *fié* „fief“.

⁹²⁾ Bemerke, daß Lanoue 1596 den Plural *veufs* mit gesprochenem *f* gegenüber den übrigen Pluralen auf *-eufs* als Ausnahme hervorhebt (Thurot II, 72).

⁹³⁾ Für *vif*, das Thurot bei der Einzelaufzählung nicht nennt, vgl. oben die Bemerkung des Anonymus von 1624.

⁹⁴⁾ Vgl. schon Palsgrave (1530) (Thurot II, 13): „Whan so ever a frenche worde hath but one consonant onely after his last vowel [*s, x, z* sind ausgenommen], the consonant shall be but remissely sounded, as *auec, soyf, fil, beaucoup, mot* shall be sounded in maner *auec, soy, fi, beaucoup, mo*. How be it, the consonant shall have some lyttell sounde“

⁹⁵⁾ *f* in dictionibus sequentibus parumper auditur, iungendo labia, *éteuf, soif, suif, juif* (Thurot II, 137).

⁹⁶⁾ Woher die Behauptung Littrés stammt, *soif* sei im Anfang des 18. Jahrhunderts *soif* gesprochen worden, weiß ich nicht. A. François, der mit der Sprache des 18. Jahrhunderts besonders gut vertraut ist, kennt, wie er mir gütigst mitgeteilt hat, aus dieser Zeit keine Belege für *soi*.

bei *clé* durchgedrungen. Im übrigen haben die konservativen höheren Kreise, unterstützt von den Grammatikern, auf der ganzen Linie gesiegt. Besonders hartnäckig ist der Kampf bei *boeuf* und *oeuf* gewesen. De la Touche (1696 und 1710) schreibt: „la plupart des gens de Paris ne la prononcent point dans *boeuf*, *oeuf*, mais il vaut mieux l'y faire sonner“; Antonini (1753), Moulis (1761) und Demandre (1769) bemerken, daß *f* in *boeuf* und *oeuf* selten gesprochen wird.⁹⁷⁾ Die Differenzierungsmöglichkeit von Singular und Plural (in den Plural ist *f* bei diesen Wörtern in Paris nie gedrungen) scheint bei dem Kampfe der Grammatiker für die Aussprache des *f* eine Rolle gespielt zu haben. Standessprachliche Unterschiede kommen besonders deutlich zum Ausdruck in einer Bemerkung von Antonini (1753) über *cerf*, wonach *f* überall gesprochen wird außer in den Sätzen, die der Jägersprache angehören („les phrases consacrées à la chasse“).⁹⁸⁾

Über die Dialekte erfahren wir aus dieser Zeit herzlich wenig. Vom 15. Jahrhundert an sind wir, wenn wir mehr als Einzel-tatsachen über die Geschichte der Dialekte erfahren wollen, auf Rekonstruktionen aus dem Atlas linguistique angewiesen. Diesem wenden wir uns also von neuem zu. Ich gruppiere die Karten, die uns über das auslautende *f* Auskunft zu geben geeignet sind, nach dem Vokal (resp. Kons.) der dem *f* vorangeht:

-ef:

1. *Clé* (K. 301)
2. *ef* (K. 1: a b e i l l e)
3. *nef* (K. 115: b a t e a u)
4. *tref* (K. 1080: p o u t r e
550: f e n i l
1227: s e u i l)

vgl. 5. *blé* (K. 136).

-oif:

1. *noif* (K. 903: n e i g e)
2. *soif* (K. B 1592: h a i e h a i e s)
3. *soif* (K. 1237).

-öf:

1. *boeuf boeufs* (K. 141)
 2. *neuf „neun“* (K. 906: n e u f
(K. 414: d i x - n e u f))
 3. *neuf neuve* (K. B 1644)
 4. *oeuf oeufs* (K. 935)
 5. *veuf veuve* (K. 1382)
- vgl. 6. *bleu bleue* (K. 138).

⁹⁷⁾ Vgl. Thurot II, 137 f.

⁹⁸⁾ Thurot II, 139. Regnier Desmarais (1705) nennt als Sätze, in denen *f* nie gesprochen werde: *courre le cerf*, *estre à la mort du cerf*, *un cerf de dix cors*, *un cerf aux abois*. Es handelt sich also nicht etwa nur um vorkonsonantische Stellung.

-if:

1. *apprenti apprentie* (K. B 1438)
2. *canif* (K. 199)
3. *chétif* (K. 79: *avare*
K. 826: *mauvais*
K. 827: *mauvaises herbes*)
4. *tardive* (K. 1283)
5. *vif* (K. 1391)

-uif:

1. *suiif* (K. 1266).

-rf:

1. *cerf* (K. 215).

Die *-ef*-Karten sind bald erledigt. Sie weisen heute kein einziges *f* mehr auf. Das stimmt dazu, daß uns gerade für diese Gruppe von Wörtern schon frühe altfranzösische Reime der zentralen Dialekte (s. oben S. 256 f. Anm.) die Aussprache *-é* sichern, und daß *clé* schon im 16. Jahrhundert in der Pariser-vulgärsprache ausdrücklich bezeugt ist.⁹⁹⁾

Auch die *-oif*-Karten halten uns nicht lange auf. Die Halbkarte *haie*, *haies* (B 1592) gestattet uns bloß, *soif*, und zwar in der Form [*soi*] (ohne *f*), an einigen Punkten des Wallis und des Waadtlandes, sowie in der Nähe von Belfort (P. 65) festzustellen.¹⁰⁰⁾ Die Karte *neige* (903) weist *noif*, ebenfalls in der Form [*noi*], in Guernesey und Jersey, sowie im Franko-provenzalischen auf.

Unter den *-euf*-Karten zeichnen sich *boeuf boeufs* (141) und *oeuf oeufs* (935) durch ihre Ähnlichkeit aus. Die Sprache der Gebildeten hat die altfranzösischen Verhältnisse erhalten, so wie sie sich nach dem Verfall der Zweikasusflexion ergaben: Sing. mit *f*, Plur. ohne *f*. Der größte Teil von Nordfrankreich jedoch weist im Singular, mit dem wir uns zunächst beschäftigen, *f*-lose Formen auf. Die *f*-Formen habe ich auf Kartenbeilage II, die eine genaue Reproduktion von I ist (unter Weglassung der Striche, die zur Feststellung des nordfranzösischen Expansionsgebietes vom Typus *soif* geführt haben), eingezeichnet; und zwar sind die Orte, die [*boeuf*] besitzen, mit einer ausgezogenen, diejenigen, die [*oeuf*] aufweisen, mit einer punktierten Linie unter-

⁹⁹⁾ Vgl. oben S. 260, auch Thurot II, 136, wo Ménage für Angers *clef* statt *clé* angibt (Dagegen S. 137 *fié* statt *fief*). — *A p e m > e*, *a*, *o* findet man an einigen Punkten der Pikardie und im Freiburgischen. *n a v e m > ne* in P. 76 (Vosges); zu *p o u t r e* s. Jud im *Arch. f. d. Stud. d. n. Spr.* Bd. CXX^{1/2} S. 82 ff., dazu Kartenbeilage III. (Das *tra*, *trey* von P. 181 der K. 779 *litière*, das Jud S. 84 Anm. 3 zu *t r a b e m* stellt, ist doch wohl identisch mit dem *stre* von P. 86 in den Vosges und hat mit *t r a b e m* nichts zu tun.)

¹⁰⁰⁾ Vgl. einige weitere Belege bei W. O. Streng, *Haus und Hof im Französischen*. Diss. Helsingfors 1907. S. 136 f. — *God.* VII, 439.

strichen. [boeuf] und [oeuf] treten mit ganz wenigen Ausnahmen im jungen nordfranzösischen Expansionsgebiet¹⁰¹⁾ auf. Deutlich erkennbar sind die wenig sprachfesten Gebiete in der Champagne und an der Loire, der nordwestliche und der nordöstliche Arm.¹⁰²⁾ Dazu kommen einige isolierte Punkte, besonders im Bretagnischen und Westnormannischen. S. Pol-Stadt besitzt Sing. *bō* und *bōf*, Plur. *bō*; Sing. *ō*, Plur. *ō*; die Vorstädte kennen nur *f*-lose Formen. Die geographische Bedingtheit der *f*-Formen führt uns zu der Annahme, daß sie auf reichssprachlichem Import beruhen. Diese Annahme wird bestätigt durch einzelne Angaben des Atlas linguistique, aus denen zu ersehen ist, daß *boeuf* und *oeuf* vordringen: P. 249 (Eure): Sing. *bō* (*veraltet*) und *bōf*, Plur. *bō* (in „Il mène les boeufs à l'abreuvoir“) und *bōf* (in „atteler les boeufs“).

P. 158 (Ardennes): Sing. *bō* und *bōf*, Plur. *bō*.

P. 226 (in unmittelbarer Nähe von Paris): Sing. *ōf* und *ō* (letzteres *veraltet*), Plur. *ō*.

P. 248 (Oise): Sing. *ō* und *ōf*, Plur. *ōf*.

Der Plural von *boeuf* und *oeuf* lautet an den nicht unterstrichenen Punkten von Nordfrankreich im allgemeinen [boeu] und [oeu]. Dieselben Formen finden wir meist auch an den unterstrichenen Punkten. Einige davon aber (P. 460 Ille-et-Vil., 259 Seine-Inf., 248 und 242 Oise, 263 Somme, 169 Aisne, 178 Ardennes, 293 und 196 Belgien, 126 Aube der Karte *b o e u f* *b o e u f s*, P. 425 Maine-et-L., 258 Seine-Inf., 330 Eure, 148 Marne, 158, 167 und 178 Ardennes, 293 Belgien, 122 Aube, 130 Haute Marne, 13 Côte d'Or der Karte *o e u f* *o e u f s*) weisen auch im Plural *f* auf. Es ist theoretisch sehr wohl denkbar, daß all diese Punkte spontan den Plural an den Singular angeglichen haben, und eine örtlich beschränkte Betrachtung würde sich sicher mit dieser Erklärung zufrieden geben. Allein sobald wir [boeuf] und [oeuf] als Expansionsformen erkannt haben, rückt das Problem in eine andere Beleuchtung. Zu den alten einheimischen Formen Sing. [boeu] Plur. [boeu] resp. [oeu] [oeu] gesellt sich das neue Paar [boeuf] [boeu] resp. [oeuf] [oeu]. Welches ist die Folge? Offenbar eine sprachliche Unsicherheit für den Singular ([boeu] neben [boeuf]), die sich nun auch auf den Plural überträgt. [boeu] und [boeuf] gehen eine Zeitlang durcheinander; die Sprechenden haben aber das Bedürfnis, sich aus dieser Konfusion herauszuarbeiten. Das geschieht, indem man entweder [boeuf] [boeu] akzeptiert (das wird besonders da geschehen, wo der franz. Einfluß stark ist) oder [boeuf] im Sing. und im Plural

¹⁰¹⁾ Ich bezeichne so im folgenden kurzweg das Expansionsgebiet der Karte I.

¹⁰²⁾ Augenfälliger als auf meiner überladenen Kartenbeilage wird die Verteilung der *f*-Formen, wenn man für [boeuf] und [oeuf] besondere Karten herstellt.

durchführt (im allgemeinen da, wo die Mundart noch einige Selbständigkeit gewahrt hat).¹⁰³⁾ Es kann aber auch geschehen, daß eine Mundart die Doppelformigkeit zwar zur Funktionsdifferenzierung benutzt, aber dabei umgekehrt verfährt wie das Französische, d. h. [boeu] resp. [oeu] für den Singular, [boeuf] resp. [oeuf] für den Plural behält. Das ist nun in der Tat an einer Reihe von Punkten (sie sind auf unserer Karte mit  resp.  bezeichnet) der Fall. Und daß sich diese Punkte vorwiegend¹⁰⁴⁾ in der Nähe von Punkten mit [boeuf] [boeuf] resp. [oeuf] [oeuf] befinden, ist eine Bestätigung unserer Auffassung. Ja der Atlas gestattet uns sogar, da und dort das Übergangsstadium zu beobachten. P. 249 (Eure)¹⁰⁵⁾ besitzt im Sing. veraltetes bö neben böf, im Plural bö und böf.¹⁰⁶⁾ Es ist nicht vorauszusehen, ob böf bö wie in 258 oder böf böf wie in 248 das Endresultat sein wird. Wahrscheinlich wird bö böf in 470 (Ille-et-Vil.) das Ende sein, wo uns berichtet wird, daß böf (im Plural) von denen gesagt wird „qui veulent bien parler.“ P. 126 (Aube) hat bö und böf sowohl im Sing. als auch im Plural. Auf der Karte o e u f o e u f s ist der oben S. 264 angeführte P. 248 (Oise) bemerkenswert: Geht öf im Singular unter, so bleibt Sing. ö, Plur. öf. Ähnlich P. 204 (Loir-et-Ch.) mit ö im Sing., ö und öf im Plural. Dagegen kann 470 Ille-et-V. (öf im Sing., ö und öf im Plur.) bei öf ö oder öf öf endigen. Im übrigen ist in allen diesen Fällen der individuelle Charakter der Antworten von Edmonds Gewährsmann zu berücksichtigen.

Nehmen wir zu dem oben Ausgeführten das hinzu, was Thurot über die Aussprache von boeuf und oeuf berichtet (vgl. oben S. 262¹⁰⁷⁾), so werden wir über die Interpretation unserer beiden Karten nicht mehr im Zweifel sein: Das auslautende f von boeuf und oeuf war einst in ganz Nordfrankreich verschwunden. Es wurde aber von der Pariser gebildeten Gesellschaft entweder festgehalten oder unter dem Einfluß der Orthographie wieder eingeführt; aus der Sprache der Gebildeten drang es wohl im 18. Jahrhundert, jedenfalls spät, von neuem in die Pariser Vulgärsprache und verbreitete sich in die Provinz. Unter der heutigen [boeuf, oeuf]-Schicht liegt eine [boeu, oeu]-Schicht, und erst wenn wir weiter graben, gelangen wir zu altfranzösischem

¹⁰³⁾ Auch Rückkehr zum ursprünglichen Zustand ist natürlich nicht ausgeschlossen.

¹⁰⁴⁾ Auf der Karte boeuf boeufs ausschließlich, dagegen auf der Karte oeuf oeufs nur zur Hälfte.

¹⁰⁵⁾ Vgl. oben S. 264.

¹⁰⁶⁾ Daß bö vor Vokal, böf in Pausa auftritt, ist rein zufällig. Die Betrachtung der Karte zeigt, daß Pausa und vorvokalische Form in bezug auf das f sich nicht unterscheiden.

¹⁰⁷⁾ S. besonders Thurot S. 137 f. Es geht aus den Angaben der Grammatiker mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Pariservulgärsprache des 17. Jahrhunderts nur [boeu] und [oeu] kannte.

[*boeuf*, *oeuf*]. Der Prozeß ist in seinem allgemeinen Verlaufe genau derselbe, wie ich ihn im *Arch. f. d. Stud. n. Spr.* Bd. CXXVI S. 389 ff. für den Lautübergang von intervokalem *r* > *z* festgestellt habe.¹⁰⁸⁾

neuf *neuve* liegen leider nur auf einer Halbkarte vor (B 1644), die für Nordfrankreich bloß einige Punkte gibt. Das Maskulinum lautet, soweit es belegt ist, [*neu*]¹⁰⁹⁾ im Dep. Pas-de-Calais, in P. 453 (Ille-et-Vilaine), 316 (Loir-et-Ch.) und im Dép. Allier. *nöf* findet sich nur einmal an P. 906 (Saône-et-L.). Mit Hilfe von Dialektwörterbüchern¹¹⁰⁾ lassen sich weitere Formen belegen für:

Lüttich: *nou* f. *nouve*
 Mons *nué*, *nwé* f. *nwaiſe*
 Rouchi *nué* f. *nuéſe*
 Normannisch *neu*
 Pléchâtel *nö* pl. *nö*
 Montjean (Anjou), *neuf* pl. *neurs*¹¹¹⁾
 Zentrum: *neu* f. *neue*¹¹²⁾
 Bournois (Doubs) *no* f. *nov*
 Clairvaux (Aube) *neu*
 Bourberain *nö*
 Lothringisch *nief* und *nieu*, f. *nieuve*.

Aus diesen Angaben geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Karte *neuf* „neu“, wenn sie vollständig wäre, ähnlich aussehen würde wie *boeuf* und *oeuf*: im größten Teile von Nordfrankreich *f*-lose Formen, vereinzelt Formen mit *f*, die als importiert oder als unter reichssprachlichem Einfluß rückgebildet anzusehen sein dürften.¹¹³⁾

Keine *f*-Formen weist die Karte *bleu* *bleue* (138) auf.¹¹⁴⁾

¹⁰⁸⁾ Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Infinitiv [*asseoir*] an den Punkten 114, 122, 130, 3, 414 der K. *s'asseoir* (62). Vgl. *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* CXXVI, S. 382 f. und die jenem Artikel beiliegende Karte I.

¹⁰⁹⁾ Und zwar sowohl vor Vokal als in Pausa (*neuf habit* und *habit neuf*).

¹¹⁰⁾ Da der Leser aus früheren Zitaten ersehen hat, welche Dialekt-Wörterbücher mir zur Verfügung stehen, begnüge ich mich hier mit den Ortsangaben.

¹¹¹⁾ Wir haben es hier mit einer falschen Rückbildung zu tun, die neben *swar* zu stellen ist. Vgl. oben S. 255 Anm. 77.

¹¹²⁾ Jaubert 460 „C'est le *f* non senti comme dans *clefs*, *boeufs* etc. — Le *f* du masc. et le *o* qui le remplace dans le fém. ont également disparu chez nous.

¹¹³⁾ Importiert ist sicher das *nöf* von P. 906. — Bemerkenswert das auf *neu* *neu* aufgebaute Fem. *neue* im Zentrum. — Vgl. im übrigen Thurot II, 138, wo *neu* im 17. u. 18. Jahrh. auch für Paris belegt wird.

¹¹⁴⁾ *f* in altfranz. Graphien (*blef*). Noch *bleu* und *bleuf* bei Tabourot (1587). Ich bin dem Wort nicht nachgegangen.

[*veuf*] (K. 1382 *veuf veuve*) ist nicht volkstümlich. Wie G. Paris *Romania* XV, 440 mit Recht hervorgehoben hat, besitzt nur die Witwe eine rechtliche und soziale Sonderstellung. Daher beobachten wir nicht nur in den romanischen, sondern überhaupt in den indogermanischen Sprachen,¹¹⁵⁾ daß der sprachliche Ausdruck für die „Witwe“ das Primäre, für den „Witwer“ das Sekundäre ist. In Nordfrankreich drückt sich das darin aus, daß [*veuve*] vielfach — und zwar ist dies der ursprüngliche Zustand¹¹⁶⁾ — auch für „Witwer“ gilt. Der Nordwesten hat ein [*veuvier*] gebildet, was an das deutsche Witwer erinnert. Daß [*veuf*] ein Expansionswort ist, würden wir aus der Karte herauslesen, auch wenn wir nicht wüßten, daß es erst spät auftritt. Bezeichnend sind besonders die Formen mit *f* auf provenzalischem und frankoprovenzalischem Gebiet. *f*-lose Formen finden wir in der Normandie, im Maine, im Dép. de la Charente (P. 610 und 621) und in den Vogesen (P. 140). Im übrigen wäre die Karte einem eingehenden Studium zu unterziehen, das gewiß allerlei Interessantes zu Tage fördern würde.

neuf „neun“ (K. 906, vgl. auch K. 414 *dix-neuf*) hat den auslautenden Konsonanten wie andere Zahlwörter in Pausastellung abnormalerweise erhalten. *f*-lose Formen finden wir in Jersey und Guernesey, im Dép. de la Manche, in P. 371 (Seine-Inf.), P. 531 (Vendée) und an einigen Punkten an der französisch-prov. Sprachgrenze. Inwieweit die Erhaltung des *f* auf reichsprachlichem Einfluß¹¹⁷⁾ (die Zahlwörter erliegen solchem als Verkehrsbegriffe leicht) beruht, wäre zu untersuchen. Der Vokal würde wohl speziell in den peripheren Gebieten allerlei verraten.

Unter den *-if*-Wörtern verdient *chétif* (vgl. K. 79, 826 und 827) deshalb besondere Beachtung, weil es in den Dialekten der südlichen Hälfte von Nordfrankreich in Bedeutungen vorkommt, die die Schriftsprache nicht kennt („schlecht“ von Personen und von Dingen, „wertlos“, „kleinlich“, „geizig“ etc.) und sich daher dem schriftsprachlichen Einfluß bis zu einem gewissen Grade entzieht. Dazu kommt, daß es sich, wohl infolge seiner Einsilbigkeit (*šeti* ist zu *šti* geworden), von den *-if*, *-ive* Adjektiven, die meist gelehrt sind (vgl. oben S. 261), losgelöst hat, was darin seinen Ausdruck findet, daß das Femininum wie das Maskulinum

¹¹⁵⁾ Vgl. Walde, *Lat. et. Wb.* unter *viduus*.

¹¹⁶⁾ Vgl. Gaston Paris *Romania* XV, 440. Daß *veuf* nicht vor dem 17. Jahrhundert auftritt, ist freilich nicht richtig. Littré zitiert ein Beispiel aus Du Bellay; und Lanoue (1596) spricht über die Aussprache von *veufs*. Vgl. oben S. 261 Anm. 92. — Das älteste Beispiel für *veuve* m. das God. im *Complément* zitiert, stammt aus der *Noissance du Chevalier au Cygne* (ungefähr 1200).

¹¹⁷⁾ Vgl. z. B. in Bournois, nordöstlich von P. 54 (Doubs) altes *ñü* neben importiertem *nəf*.

lautet (also Typus [*chétie*]), oder nach *pti*, *ptit* zu *štit* [*chétite*] wird.¹¹⁸⁾ Das letztere herrscht, soweit uns die oben genannten Karten des Atlas ling. informieren, vor. [*Chétive*] ist nur an einem Punkte der Karte *mauvais* (507 Vienne) und an einem Punkte der Karte *mauvaises herbes* (504 Creuse) belegt.¹¹⁹⁾ [*Cheti*] kommt nach dem Atl. ling. vor in den Departementen Vendée, Char. Inf., Gironde, Charente, Deux-Sèvres, Vienne, H. Vienne, Creuse, Indre, Loir-et-Ch., Loiret, Cher, Allier, Saône-et-Loire, Nièvre, Yonne und Côte d'Or, also auf einem breiten Streifen, der sich längs der nordfranz.-provenzalischen Sprachgrenze bis zum Frankoprovenzalischen hinzieht. Das Gebiet läßt sich nach Norden erweitern durch die Angaben von Verrier und Onillon, Dottin (Bas-Maine), Jaubert (Centre) und Baudouin (Clairvaux).

Für *vif vive* (K. 1391), das lautlich und morphologisch ähnliche Bedingungen aufweist wie *chétif chétive*, würden wir eine analoge Entwicklung erwarten. Allein der Atlas ling. zeigt uns, daß die Kartenbilder der beiden Wörter grundverschieden sind. Finden wir bei *chétif* im Mask. ausschließlich *i*-Formen, so herrschen bei *vif* die *-if*-Formen vor. Lautet dort das Fem. vorwiegend *-ie* und *-ite*, so finden wir hier fast durchweg *-ive* und *-ife* und zwar hält sich *-ive* mehr nach der Peripherie hin. *f*-lose Formen besitzt im Mask. nur das Westnormannische (P. 394, 393, 395, 387, 377, 378, 367, 358, 359) und das nordwestlich ans Frankoprovenzalische angrenzende Gebiet, sowie das Frankoprovenzalische selbst. [*vive*] im Maskulinum zählt 20 Punkte im Nordosten, im Nordwesten und vereinzelt in 448 (Vendée), 226 (Seine), 153 und 143 (Meuse). Daß *vif* eine Expansionsform ist, unterliegt keinem Zweifel, ist es doch sogar ins Provenzalische und ins Frankoprovenzalische (kompakte Gebiete im Lyonnais und in Savoyen)¹²⁰⁾ eingedrungen, denen auslautendes *f* überhaupt fremd ist. Die große Verbreitung des Femininums [*vife*], das ganz aus dem nordfranzösischen Laut- und Formensystem herausfällt, ist nur unter reichssprachlichem Einfluß denkbar. Begleiterscheinungen der Expansion sind die Paare *vi* (Mask.) *vif* (Fem.) an den Punkten 325 (Orne), 128

¹¹⁸⁾ Für die Assoziation von [*cheti*] mit [*petit*] spricht auch das *ch'tiau*, das Verrier und Onillon I, 205 verzeichnen. Es stellt offenbar [*chétiot*] dar und ist *petiot* nachgebildet. Dieses in demselben Wörterbuch II, 101 in der Schreibung *pequiot* belegt. — Endlich vergleiche man Thurot II, 172: „*Chetif*. *F* se prononce (effertur) comme *t*, *chetif instrument*, *chetif homme*, *Raillet* 23“ [1664], d. h. zu *cheti* ist die vorvokalische Form *chetit* gebildet worden nach der Analogie von *peti* (Pausa und vorkons.): *petit* (vorvokalisch).

¹¹⁹⁾ *Chétive* auch bei Verrier und Onillon, *Gloss. des patois et des parlers de l'Anjou* I, 196.

¹²⁰⁾ Dabei ergibt sich durch Anpassung an den einheimischen Maskulintypus des Adjektivs die Form *vifo*.

(Haute Marne), 19 und 14 (Côte d'Or) und 23 (Jura), deren transitorischer Charakter sich durch ihr Auftreten in der Grenzzone zwischen [vif] [vive] resp. [vife] und [vi] [vive] verrät. Ihre Entstehung ist nicht anders zu erklären als die Entstehung von [boeu] [boeuf] und [oeu] [oeuf].

tardive (K. 1283) lehrt uns nur insofern etwas, als wir aus dem Fem. [tardie] an den Punkten 359 (Ille-et-V.), 514 und 509 (Vienne), 1 und 105 (Nièvre), 30 (Jura), 76 (Vosges), 182 und 186 (Belgien) und 191 (Malmédy) auf ein Maskulinum [tardi], aus dem Femininum [tardife] an den Punkten 339 (Mayenne),¹²¹⁾ 259 (Seine-Inf.)¹²²⁾, 303 (Indre), 630 (Gironde), 909 (Saône-et-L.), 28 und 38 (Haute Marne) auf ein Maskulinum [tardif] schließen dürfen, das für 327 (Orne), 632 (Gironde) und 986 (Aostatal) direkt angegeben wird. Über die Volkstümlichkeit der Adjektive auf -if vergleiche oben S. 261. Im übrigen zeigen die zahlreichen Umschreibungen, mit denen der Satz „la chaleur a été tardive cette année“ wiedergegeben wurde, daß diese Ausdrucksweise an vielen Orten nicht volkstümlich ist.

Das Fem. [apprentive] der Halbkarte apprenti, apprentie (B 1438) in Saintonge, Aunis und einem Teil von Poitou weist auf ein altes [apprentif],¹²³⁾ das heute zu [apprenti] geworden ist. [Apprentie] belegt der Atlas für Pas-de-Cal., für das Gebiet südwestlich von Paris, für den Unterlauf der Loire und das nordfr.-prov. Grenzgebiet, apprentif außer an den beiden in der Anmerkung genannten Orten an einigen Punkten der Dep. Mayenne und Sarthe. Im übrigen sind die Materialien des Atlas zu unvollständig und die Verhältnisse zu kompliziert, als daß ich ohne genaueres Studium Schlüsse ziehen möchte.¹²⁴⁾

Canif (vgl. K. 199), ein germanisches Lehnwort, das nach God. Compl. zum ersten Male in einem anjouinischen Text von 1441—1442 auftritt (seit dem 12. Jahrhundert ist dagegen die Ableitung canivet belegt),¹²⁵⁾ weist nach dem Atlas ling. in Nordfrankreich fast überall auslautendes f auf. Der Typus [cani] findet sich nur im Dép. de la Manche, in P. 440 (Mayenne), wo gani neben kenif als veraltet bezeichnet wird, in 325 (Orne), 313 (Eure-

¹²¹⁾ Wohl auch 349 u. 338 mit der Notierung tardivə (v mit übergeschriebenem f in der Notierung Edmonds).

¹²²⁾ Wohl auch 371, 361 u. 340 mit der Notierung tardiv und tardivə (v mit übergeschriebenem f).

¹²³⁾ Mit diesem ist das apprentif an P. 518 (Charente) und 611 (Dordogne) chronologisch wohl nicht zu identifizieren. Die beiden Formen dürften jünger sein als das umgebende apprenti und auf reichsprachlichem Import beruhen, der zu einer Zeit stattgefunden hätte, da apprentif noch als gut französisch galt.

¹²⁴⁾ Vgl. Dict. gén., Littré und Nyrop, Gramm. hist. du fr. II, 280 f., III, 119.

¹²⁵⁾ Vgl. Dict. gén. unter canivet.

et-L.) und 315 (Sarthe), endlich an den Punkten 513 (D. Sèvres) und 514 und 509 (Vienne) an der prov.-franz. Sprachgrenze. Ins Provenzalische scheint das Wort in zwei Wellen gedungen zu sein, einer ältern [*cani*] und einer jüngern [*canif*]. Ich schließe dies daraus, daß [*cani*] sich in denjenigen frankoprov. und provenzalischen Gebieten findet, die im allgemeinen weniger widerstandsfähig sind (Waadtland, Rhonetal, Dep. H. Vienne, Charente und Dordogne), also dem französischen Einfluß schneller erlagen, *canif* dagegen in den konservativeren Gebieten. Wenn meine Vermutung richtig ist, so läßt sich daraus auf eine einstige größere Verbreitung der *f*-losen Formen auch in Nordfrankreich schließen.¹²⁶⁾

Die Karte *suif* (1266) stellt uns zu schwierige lautliche Probleme, als daß ich sie im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu lösen versuchen könnte. Soviel geht aber auch aus einer oberflächlichen Betrachtung hervor, daß [*suif*] im Vordringen begriffen ist, hat es sich doch sogar den Weg ins Frankoprovenzalische und Provenzalische gebahnt. Die Expansionsbedingungen werden kompliziert durch das gleichzeitige Vordringen von *suie* (K. 1265).¹²⁷⁾ Die *f*-losen Formen finden sich besonders an der Peripherie, vereinzelt auch im Innern von Nordfrankreich.

Das bunte Bild, das *cerf* (K. 215) bietet und das gewiß nicht ohne Einfluß der widerstreitenden Strömungen in der Hauptstadt entstanden ist, bedürfte ebenfalls genauerer Analyse.

Aus der flüchtigen Betrachtung, der wir die Karten mit auslautendem *f* unterzogen haben, ergibt sich, wenn auch die Bedingungen von Wort zu Wort wechseln und eine Menge von Problemen noch der Lösung harren, eines mit Sicherheit: Die *f*-losen Pausaformen, mögen sie nun durch regelmäßige lautliche Entwicklung, durch lautliche oder formale¹²⁸⁾ Analogie entstanden sein, waren einst viel verbreiteter, die *f*-Formen sind im allgemeinen im Vordringen begriffen.¹²⁹⁾ Wenn also, wie uns der historische Teil unserer Untersuchung nahegelegt hat, der *f*-Schwund von der Peripherie nach dem Zentrum hin vorgerückt ist, so beobachten wir in jüngster Zeit ein vom Zentrum ausgehendes Zurückfluten der *f*-Formen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint uns das moderne Vordringen von *soif* bloß als eine Episode, eine Teilerscheinung der allge-

¹²⁶⁾ Vgl. das veraltende *gani* an P. 440 (Mayenne). Vgl. Dottin (Bas-Maine) S. 223 *gani(f)*, S. 227 *gani* (im nordöstl. Teil des Dep. Mayenne) und S. 284 *kani*.

¹²⁷⁾ Wer an die Wirkungen der Homonymie noch nicht glaubt, der möge die Karten *suif* und *suie* aufmerksam studieren und vergleichen. Ich gedenke gelegentlich auf diese Karten zurückzukommen.

¹²⁸⁾ Im Paulschen Sinne.

¹²⁹⁾ Wenn ich für jedes Wort ein Kartenbild beigeben könnte, würde dieses Faktum noch viel klarer hervortreten.

meinen Entwicklung. Und wenn wir, worüber uns die historischen Belege im Ungewissen lassen, in altfranzösischer Zeit [*soif*] an Orten finden, die es heute nicht mehr besitzen,¹³⁰⁾ so ordnet es sich auch in dieser älteren Entwicklungsphase dem allgemeinen Geschehen unter: Es ist in mittelfranzösischer Zeit das *soif*-Gebiet auf ein Minimum zusammengeschrumpft, um wie die Gebiete anderer auf *f* auslautender Wörter (vgl. insbesondere *boeuf* und *oeuf*) in neufranzösischer Zeit sich von neuem auszudehnen. —

In der Besprechung meiner *Sprachgeographie*, die er in den *Gött. Gel.-Anz.* 1909 S. 138 ff. veröffentlicht hat, hebt Meyer-Lübke einleitend hervor, daß durch die Feststellung der Expansionskraft der Sprache, wie sie sich aus der Betrachtung des Atlas linguistique ergibt, ein neuer Faktor in unsere Auffassung vom Wesen und Leben der Sprache nicht eingeführt werde. Er hat damit gewiß recht; allein er vergißt eines: die fortschreitende Einsicht in Wesen und Leben der Sprache hängt nicht nur davon ab, ob neue Faktoren in die Auffassung eingeführt werden, sondern auch davon, welche Bedeutung man schon bekannten Faktoren beimißt.¹³¹⁾ Daß aber in dieser Beziehung der Atlas linguistique eine tiefgreifende Verschiebung zu bewirken bestimmt ist, dürfte nun doch nachgerade in die Augen springen. Es dürfte nicht mehr zu bestreiten sein, daß die Bedeutung der lautlichen, morphologischen und syntaktischen Expansionserscheinungen eine unendlich größere ist, als man bisher geglaubt hat, und daß die Regelmäßigkeit der lautlichen Entwicklung eine weit geringere ist als Meyer-Lübke, Herzog und andere Forscher annehmen, wenn sie auch theoretisch die Existenz der Expansionserscheinungen durchaus nicht bestreiten. Wie könnte sonst Meyer-Lübke als Beleg dafür, daß der Atlas linguistique in dieser Beziehung nichts Neues bietet, ein Buch wie das von Joret nennen, und wie könnte Herzog ganz moderne Formen (*soif*, *boeuf*, *oeuf* an den meisten Punkten, an denen sie heute auftreten) als beiläufig tausend Jahre alt ansehen?

Ich fasse die Resultate meiner Untersuchung, soweit sie *soif* betreffen, zusammen:

1. Über die Entstehung von *soif* können wir beim heutigen Stande unserer Kenntnisse nichts Bestimmtes sagen.

¹³⁰⁾ Ziemlich sicher ist das, wie wir gesehen haben, im Westen (vgl. oben S. 254).

¹³¹⁾ Daß, um ein Beispiel herauszugreifen, das einem nach der Lektüre des letzten Heftes von *Wörter und Sachen* (Bd. III, 1) besonders nahe liegt, der Etymologe auch die Sachen kennen muß, ist gewiß keine neue Forderung; und doch hätte man unrecht, den Männern ihr großes Verdienst abzusprechen, die in den letzten Jahren für die Verbindung von Wortforschung und Sachforschung gestritten haben.

2. Die heutige Verbreitung von *soif* steht in keiner direkten Beziehung zur Entstehung dieser Form.

3. Das heutige *soif*-Gebiet ist ein modernes Expansionsgebiet.

Die Ansicht Herzogs, wonach das heutige Gebiet der Rest eines früheren ausgedehnteren Gebietes wäre, ist verkehrt. Sie beruht:

- a) Auf der Vernachlässigung des geographischen Gesichtspunktes.
- b) Auf einer ungenügenden Kenntnis des Gesamtzustandes der nordfranzösischen Mundarten.
- c) Auf der kritiklosen Verwendung altfranzösischer Belege zur Feststellung linguistischer Fakta.

In dem Abschnitt „Gibt es Lautgrenzen?“ (*Sprachgeogr.* S. 4—6) bin ich unter Zugrundelegung von 15 Karten, die sich auf 3 Phoneme beziehen, zu folgender Antwort gelangt:

„Das Lautgesetz, das da sagt, daß ein gewisser (lateinischer) Laut unter gewissen Bedingungen an einem bestimmten Orte sich gleich bleibt oder sich zu einem bestimmten neuen Laut entwickelt, ist eine Abstraktion. In Wirklichkeit hat jedes Wort seine besondere Geschichte.“

Gebiete gleicher lautlicher Entwicklung bei verschiedenen Wörtern decken sich auch in sprachlich widerstandsfähigen Gegenden nur annähernd. Immerhin lassen sich bei sorgfältiger Sichtung der Beispiele häufig die Normalgebiete ungefähr feststellen.“¹³²⁾

Ich habe diese Sätze auf rein empirischen Wege gewonnen und ich mache mich anheischig, ihre Richtigkeit an hundert weiteren Beispielen nachzuweisen. Ich habe weder die Gesetzmäßigkeit der lautlichen Entwicklung, noch die Konstanz der Lautgrenzen a priori geleugnet, wie der Leser von Herzogs Aussetzungen glauben muß. Theoretische Erörterungen lagen mir, trotzdem die empirisch gewonnenen Resultate durch

¹³²⁾ Man vergleiche damit, was Schuchardt im letzten Januarheft der *Zeitschr. f. rom. Phil.* schreibt (XXXV, 90): „Die Wortgeschichte liegt der Lautgeschichte voraus; diese löst sich aus jener ab und schwingt sich gebieterisch zu ihrer Führerin auf; sie darf aber nicht vergessen, daß sie in einer ganz bestimmten Abhängigkeit von ihr zu bleiben hat. . . . Zwischen dem Lautwandel, der sich nur in einer Wortform aufzeigen läßt und dem „ausnahmslosen“ besteht eine ununterbrochene Stufenreihe. . . . das Lautgesetz ist nichts Ursprüngliches, sondern etwas Gewachsenes“.

solche sehr wohl zu stützen gewesen wären, durchaus fern.¹³³⁾ Für so naiv wird mich, nehme ich an, selbst Herzog nicht halten, daß ich auf knapp zwei Seiten die Lautgesetzfrage zu lösen unternähme. In einem Artikel, der zur einen Hälfte aus Selbstverständlichkeiten (für die sich übrigens der Verfasser selber entschuldigt), zur andern aus Postulaten, Hypothesen, Annahmen und Vermutungen besteht, glaubt Herzog meine Feststellungen erschüttern zu können. Sobald Herzog sich entschließt, nach seiner Methode die Entwicklung eines Lautes (freies betontes vlat. *ę* würde ein würdiges Thema sein) auf dem Gesamtgebiet der französischen Mundarten erschöpfend zu besprechen und sich nicht mit der Aufzeigung abstrakter Möglichkeiten zu begnügen, sobald er sich nicht mehr auf den Standpunkt stellt: ich habe meine Theorie, möge der Atlas linguistique sehen, wie er sich damit abfindet, werde ich die Diskussion weiterführen. Bis dahin bitte ich ihn, den Vorwurf der Oberflächlichkeit für sich zu behalten.¹³⁴⁾

K. JABERG.

¹³³⁾ Wie Herzog im *Literaturbl.* 1911 Sp. 237 dazu kommt, mir das Recht abzuthéoretisieren, mit den Normalgebieten zu arbeiten, die ich empirisch festgestellt habe, ist mir unverständlich.

¹³⁴⁾ S. 264 und auf der Kartenbeilage II ist, wie ich nachträglich bemerke, P. 263 (Somme) irrtümlich unter den Punkten mit *bōf* im Plural angeführt.

Miszellen.

Friedrichs des Großen erste französische Reimversuche.

(Zum 200 jährigen Geburtstag des Dichters.)

Die folgenden Reimversuche des jungen Fritz sind die ersten ihrer Art, insofern keine früheren bekannt sind. Sie sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht und finden sich in Facsimiles auf dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin (Rep. 94, IV Lb.). Sie wurden in einem geheimen Schubfach eines alten Schreibtisches gefunden, der aus Rheinsberg stammt. Die Handschrift ist zweifellos die des Kronprinzen Friedrich, jedenfalls was die beiden ersten Gedichtchen betrifft, mit voller Wahrscheinlichkeit auch in betreff des dritten, wie mir Herr Dr. Volz, der Herausgeber der *Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen*, bestätigte.

Während die ersten bis jetzt bekannten poetischen Produktionen Friedrichs aus der Zeit nach dem Fluchtversuch (1730) stammen und in das Jahr 1731 gehören, sind unsere Verse jedenfalls vor jenem einschneidenden Ereignis geschrieben und gehören in die Jahre 1728 oder 1729. In diesen Jahren besuchte Fritz nachweislich das Tabakskolleg, aus dem er in den ersten Versen eben herauskommt, und in dem Jahre 1728, seinem sechszehnten Lebensjahr, erklärte er in seinem Alter, nach einer Notiz seines Gesellschafters Lucchesini, die ersten Verse gemacht zu haben.

I.

je Sort de la tabajie
oux Sens melér la majie
[j'aurez pancé etoufér]
lon peux fortbien S'enujér
lon parle de batailér
et moi qui d'humeur pasiphique
n'aime point cete pratique
je m'enfui dabort aux roti
point par ce que j'us apeti
mais pour boire d'un halene
à la senté de La Cher Reine.

Die eingeklammerte Stelle ist wieder ausgestrichen, aber zum Verständnis des Vorhergehenden wünschenswert. *J'eus* schreibt der Kronprinz noch später statt *j'eusse*; *u n haleine* ist ein weiterer Fehler: im übrigen ist das Französische, von der völlig im argen liegenden Orthographie abgesehen, ziemlich korrekt. Von Metrik hat der Anfänger freilich noch wenig Ahnung. Der Inhalt zeigt Friedrichs bekannten Spott über das Tabakkolleg, seine Friedensliebe, die er auch später oft betonte, wenn er ihr auch nicht Gehör schenken konnte, und endlich seine Verehrung der Mutter.

II.

Lote à rimé Sur le Saint maszaux
mais je soutien en fasze de son musaux
que je lui ferai avouér
q'on ne peut plus que moi à la Reine se devouér.

Zum Verständnis dieses Quatrain ist das in der Handschrift davorstehende Quatrain von Schwester Lotte, der späteren Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, notwendig, das lautet:

*La Reine veut que je dois rimer à l'étron Massow.
Que peut-on dire d'un si saint museau?
Le peu d'esprit qui lui reste lui fait avouer
Qu'il n'est pas le seul à la Reine dévoué.*

Der „Waschlappen“ Massow ist wohl — nach den „*Nachrichten über das Geschlecht derer von Massow*“ (Berlin 1878) zu urteilen — entweder der bei Friedrich Wilhelm I. sehr beliebte Oberpräsident von Pommern, Caspar Otto von Massow, oder dessen Sohn Joachim Ewald von Massow, Kapitän beim Infanterieregiment von Schwerin zu Frankfurt a. O., Amtshauptmann zu Rügenwalde und Domherr zu Cammin. Näheres vermag ich über ihn nicht anzugeben zur Aufklärung des schmeichelfaften Epitheton. Aus den Worten „*La Reine veut*“ scheint hervorzugehen, daß die Königin Sophie Charlotte diese Reimversuche ihrer Kinder veranlaßt hat. Auf wen sich das folgende Epigramm bezieht, ist nicht ersichtlich. Es ist nur dadurch interessant, daß es bereits im Keime den Sinn für Pointen zeigt, in denen der König später so stark war. Es lautet in moderner Orthographie:

III.

Ci-git de qui l'esprit inconstant
Préféra la mort à la vie pour le changement.

Steg litz.

W. MANGOLD.

Über frz. là.

Es handelt sich um den Gebrauch von *là* in Sätzen wie *Et puis, pouf, je m'endors, mais là je dors à n'pas entendre gueuler l'ange du jugement dernier*, Maupassant, Mlle. Fifi, etwa zu übersetzen: „und dann, plumps, schlafe ich ein, aber weißt du ich schlafe so, daß man hätte Kanonen abfeuern können“. Dieses *là* findet sich meist nach einem *mais*, das dem Vorhergehenden nicht etwas gegenüberstellt, sondern dieses näher ausführt (Typus: *c'est bon, mais très bon*): *Un mari qui vous aime, mais là, tout à fait, sait trouver un tas de petits coins à cacher des baisers*, Mlle. Fifi; *et nous allons vous tourner un article, mais là, un article à succès*, Maupassant, *Bel Ami*; *voulez-vous que nous soyons amis, bons amis, mais là, de vrais amis, sans arrière-pensée?* ebenda (mit hübscher Klimax); *Henriette avait un défaut, par exemple, oh! mais là, un sale défaut*, Courteline, *Boubouroche*. *Là* könnte in allen diesen Beispielen durch „wissen Sie!“ oder „wirklich“ oder „nun aber“ übersetzt werden; neben *tu sais* findet es sich denn auch im *Bel Ami*: *Mme. Walther est une de celles dont on n'a jamais rien murmuré, mais tu sais, là, jamais, jamais*. Zur Erklärung könnte man an das *là* mit der Bedeutung „da, diesmal, in diesem Fall“ (das Littré unter No. 4 s. v. *là* bespricht) denken, z. B. in *(il) reconnaissait là tout entières ces deux ennemies acharnées des gens de bien, l'administration et la loi*, Courteline, *Boubouroche*: in unserem Fall würde das *là* vor der näheren Ausführung eines Begriffes andeuten, daß in diesem Fall kein gewöhnlicher Artikel verfertigt werden soll, sondern ein [wirklicher,] erfolgreicher Artikel, daß Henriette einen Fehler hatte, aber „nun einmal“ (das Deutsche verfährt hier ganz gleich!) einen ekelhaften, ausgiebigen Fehler etc., allgemein gesagt, daß in vielen Fällen dies oder jenes behauptet wird, diesmal aber die Behauptung am Platze sei. Auffällig wäre nur die — sekundäre? — Unterbrechung des Satzes durch eine Pause nach *là*. Daher wird eher das exklamative *là* = „siehe!“ vorliegen (wie in *ça me fait bien de la satisfaction, là*, Goncourt, *Fille Élisa*; *Eh bien, là, vrai, est-ce que tu n'as jamais eu la tentation de . . . ?* Maupassant, *le Colporteur*): „ein Artikel, da (= „na paß mal auf!“), ein erfolgreicher Artikel“ etc. Die Pause nach *là*, wohl durch eine Geberde unterstützt, läßt dem Hörer Zeit, ja macht ihm Lust, sich das Nähere auszumalen: „ich schlafe ein — na weißt du [= ich kann es dir nicht schildern] — ich schlafe . . .“. Der interjektive Charakter erhellt u. a. auch daraus, daß alle obzitierten Beispiele der direkten Rede entnommen sind, daß, wenn *là* gestrichen wurde, nur die Lebhaftigkeit der Behauptung herabgemindert, nicht der Sinn leiden würde, daß endlich dem *mais là* in einem Beispiel *oh!* und *par exemple!* vorangehen, wodurch die Wiederholung des partitiven *de* nötig

wird. So sagt auch Littré, s. v. *là* No. 10: Dans le style familier et explétivement (?), *là* se dit quand on insiste sur quelque circonstance, quand on excite l'attention on le souvenir de celui à qui l'on parle, und seine Auffassung scheint sich mit der meinigen zu decken, da er den als historischen Beleg wichtigen Satz aus Marivaux: *Avez-vous de l'amour pour elle, là, ce que l'on appelle de l'amour; ce n'est pas de l'amitié que j'entends* neben Fälle stellt wie: *je m'en vais vous aider; là, regardez-moi bien.*

Fz. *là* besitzt bei weitem mehr rhythmische Tragkraft und Eindrucksintensität als das phonetisch gleich gebaute und synonyme ,da' im Deutschen: mußten wir schon in den obigen Fällen *là* durch Sätzchen wiedergeben, so würde in den folgenden Sätzen die Übersetzung durch ,da' ganz farblos wirken: *elle fit un effort pour trouver les mots qui traduiraient une pensée qu'elle avait là, précise et lucide* (*là* = ,vor sich'), Bourget, André Cornélis; *croyez-vous . . . que cette ressemblance soit assez grande pour que je puisse faire tressaillir l'assassin s'il me rencontrait tout à coup, là, ainsi?* ebenda (*là* gleichgeordnet mit dem voluminösen *tout à coup*, dem satzschließenden, also starkbetonten *ainsi*); *elle soulageait ma conscience du reproche que je me faisais trop souvent de demeurer là, inefficace*, ebenda; *elle était restée là, elle, morte d'anxiété, entendant par minutes les voix qui grondaient*, ebenda; *lorsque j'étais là, immobile, le cœur battant, les yeux fixes, en proie à la même émotion*, ebenda; *réalité ou roman, ces hypothèses se tenaient là, devant moi qui ne pouvais pas demeurer sur une ignorance ou un doute*, ebenda; *il avait une maladie de cœur et déperissait à vue d'œil. Et je voyais sa femme, là, tranquille près de lui*, An. France, *Le crime de Sylvestre Bonnard*; *Jean, mon fils, était là, debout, nous regardant*, Maupassant, *le Colporteur*. Es ist natürlich klar, daß man im Fz. *tomber là, rester là, planter là* ebensowohl wie im Deutschen ,h i n fallen, d a bleiben, s t e h e n lassen' sagen kann (obwohl *tomber là* — vgl. etwa *j'eus peur de tomber là, sur le tapis*, Bourget, André Cornélis — mehr sagt als ,hinfallen', *être là, debout* mehr ist als ,aufrecht stehen'); nicht das Syntaktische des Ausdrucks, sondern das psychologische Motiv seiner Entstehung ist bemerkenswert: das Verb + *là* drückt nichts als ein Dasein, Dableiben etc. aus, erst später erfahren wir aus den prädikativen Bestimmungen, durch eine Pause abgesonderten Bestimmungen die nähere Modalität dieses Daseins; dadurch, daß vorerst die Existenz als einzige Tatsache mitgeteilt wird, gelangt diese zu größerer Eindruckskraft, sie bildet einen Kulminationspunkt, einen Moment der Spannung, von dem erst die prädikativen Bestimmungen uns befreien: *lorsque j'étais là* (< >), *immobile* = ,als ich [ratlos] dastand — ohne mich zu bewegen'. In dem Beispiel *elle était restée là, elle, morte . . .* rekapituliert *elle* die ganze Situation. Der sprachliche Ausdruck

des Fz. ist also „das Korrelat zweier apperzipierter Vorstellungen“, wie J. Haas sagen würde. Ins Deutsche ist ein *demeurer là, inefficace* mit seiner rhythmisch-gedanklichen Zweiteilung (dableiben + untätig) ohne Opferung eines Gliedes (entweder: ‚unwirksam bleiben‘ oder ‚nur so dastehen‘, nicht: ‚dableiben, unwirksam‘) nicht zu übertragen. Auch wirkt der rhythmische Gegensatz eines mit dem oxytonen Monosyllabum *là* abschließenden Wortkomplexes und der abwechslungsreichen Reihe der nachfolgenden Bestimmungen oder der silbenreichen einzelnen Bestimmung: *lorsque j'étais là, immobile, le cœur battant, les yeux fixes, en proie à la même émotion* oder *demeurer là, inefficace (là ~ ~ ~)*. Das *là* könnte man oft als „Vergegenwärtigungspartikel“ bezeichnen: es bezieht sich oft auf einen „idealen“, nur dem Sprecher, nicht dem Hörer bekannten Ort: gleichsam visionär bezeichnet A einen Punkt mit *là*, den B erst geistig aufsuchen muß: *une pensée qu'elle avait là, précise et lourde; ces hypothèses se tenaient là, devant moi . . .; et je voyais sa femme, là, tranquille près de son lit*.

Wien.

L. SPITZER.

fr. *tuer*.

Ich finde nachträglich, daß ich in meinem Artikel über *tuer*, den ich für die *Studi letterari e linguistici dedicati a Pio Rajna* geschrieben habe, die Form *tuent* des Cambridger Psalters unrichtig aufgefaßt habe. Wie schon Fichte, *Flexion*, S. 27, gesehen, ist dies *tuent* ohne Zweifel die regelrechte Wiedergabe des lat. *tōnet*. Damit fällt die vornehmste Stütze meiner Etymologie *tutan* > *tuer*. Der kritische Teil meines Artikels wird aber davon nicht berührt.

J. VISING.

Die Chastelaine de Vergy bei Margarete von Navarra und bei Matteo Bandello.

Eine Entgegnung.

In meinem Buche „*Die Kastellanin von Vergi in der Literatur . . .*“ ist gezeigt, daß Margarete die Novelle Bandellos in einer Abschrift als Vorlage benutzt hat. Die spätere Drucklegung der Novelle Bandellos gegenüber der Margaretens beweist nichts für die Priorität der letztern. Wenn Margarete sonst nicht Bandello nachahmte, diese stofflich großartige Erzählung zog sie eben an. Aus der noch breiteren Darstellung Bandellos konnte Margarete sehr leicht einiges weglassen. Ihrer Benutzung der altfranzösischen Novelle widersprechen die Abweichungen davon, die meine Arbeit nachweist. Bei Margarete steht „*d'Ixion*“, bei Bandello „*di Titio*“. Sicherlich beruht das darauf,

daß „*di Titio*“ in der Vorlage Margaretens schlecht geschrieben war oder flüchtig gelesen wurde und so zu „*d'Ixion*“ führte. Golluts Schilderung auf Bandellos Novelle oder deren französische Übersetzung als Vorlage zurückzuführen, ist nicht angängig: Gollut nennt den Herzog Hugues und läßt ihn in den heiligen Krieg ziehen, „wo er starb“. Wie ich sehe, hat auch Morellini („*Matteo Bandello*“, 1900) das Jahr 1518 als Entstehungszeit der Novelle Bandellos angenommen, im übrigen noch mehrere andre des IV. Teiles der Zeit bis 1520 zugewiesen, so daß demnach der IV. Teil aus der ganzen, nicht bloß der letzten Schaffenszeit Novellen enthält. Nach Morellinis Aufstellung hat Bandello alle Novellen (drei ausgenommen,) bis 1554 abgefaßt, und nach 1555 hat er vielleicht nicht mehr gelebt.

Berlin.

EMIL LORENZ.

Antwort.

Eine derartige Entgegnung, die auf einige Punkte meiner ausführlichen wohlbegründeten Darlegungen (Zsch. XXXVI¹ S. 103 bis 115) mit unbewiesenen Versicherungen des Gegenteils antwortet und das übrige übersieht, kann ich unmöglich ernst nehmen. Ein Beispiel mag indes das Ganze beleuchten: Die schlichten Worte Margaretens:

„O mon coeur, trop craintif de mort & de banissement, déchiré
soys tu des aigles perpetuellement comme celluy de Ixion.

sollen aus Bandellos abgeschmackter Steigerung:

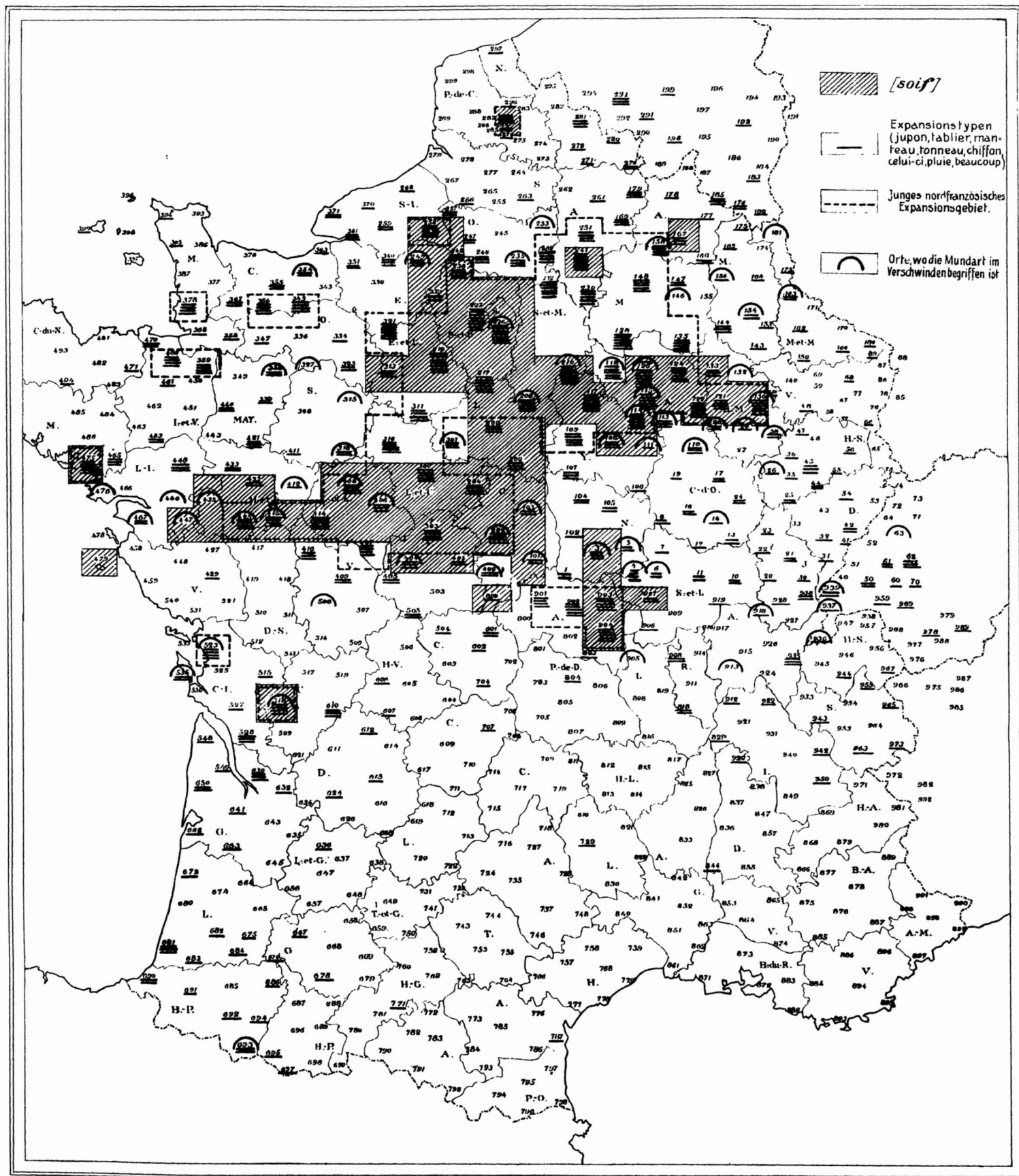
Ahi, cor mio scelerato troppo timoroso di morte, o di perpetuo
esilio, perche non diuenti cibo immortale di vn famelica
Aquila comme quello di Prometeo, o, come il
fegato di Titio, sia tu corrosa da vno mordace e
famellico Auoltoio.

entlehnt sein, wobei Margarete über das richtige „Prometeo“ hinwegstolperte, flugs aus „di Titio“, „de Ixion“ machte und den Geier (Auoltoio) mit samt der Leber (fegato) zum Geier schickte! *Difficile est satiram non scribere.*

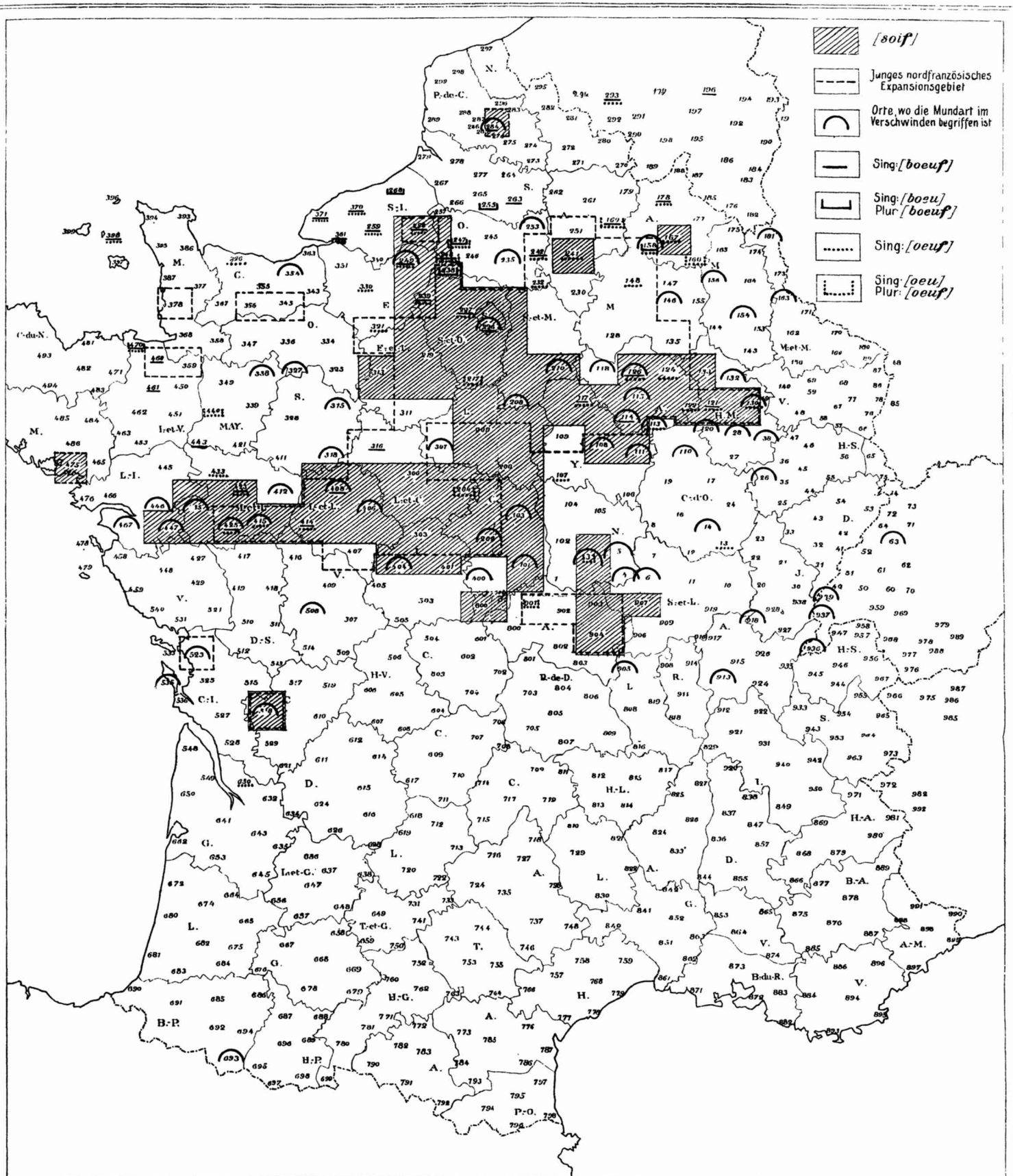
München.

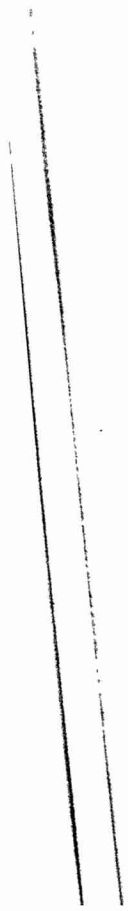
ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

Sprachliche Expansion in Nordfrankreich.



Boeuf, boeufs ; oeuf, oeufs.





Wilhelm Gronau, Verlagsbuchhandlung

CHEMNITZ * LEIPZIG

Lehrbücher der französischen Sprache

VON

Direktor Dr. Wilhelm Ricken, Hagen i. W.

Wo ein Wechsel beabsichtigt wird, bittet die Verlagshandlung ergebenst, die bewährten Lehrbücher Rickens mit auf die Liste der zu prüfenden Werke zu setzen. Alle Buchhandlungen liefern jeden gewünschten Teil des Unterrichtswerkes zur Ansicht; die Verlagshandlung ist hierzu auch jederzeit bereit.

I. Für alle Schularten.

1. **La France, les pays et son peuple** (Lesebuch mit Gedichtsammlung und anderen wertvollen Anhängen) 12. Aufl. Mk. 3.00
- 1a. **Lexique** dazu (zugleich vollständiger Kommentar), 5. Aufl. Mk. 2.00
2. **Le Tour de la France en cinq mois** (Klassenlektüre für IV bis O III), 12. Aufl. Mk. 0.80
3. **Kleines franz. Lesebuch** nebst Wörterverzeichnis, Gedichtsammlung und anderen für den Unterricht bis U II (einschließlich) wertvollen Anhängen, 5. Aufl. Mk. 2.60
4. **Grammatik der franz. Sprache**, 5. Aufl. Mk. 1.50
5. **Kleine franz. Schulgrammatik**, 3. Aufl. Mk. 1.00
6. **Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische** für die mittlere und obere Stufe, mit 5 franz. Stücken zur Veranschaulichung des Syntaktischen, 7. Aufl. Mk. 1.40

II. Für Lateinschulen (Gymnasien, Realgymnasien etc.)

1. **Französisches Gymnasialbuch**, auf Grund der Lehrpläne von 1901, für den gesamten Unterricht bis zum Abschluss der Untersekunda, 2. Aufl. Mk. 2.80
- Sein Vorgänger das „Neue Elementarbuch der franz. Sprache“ (7. Aufl. Mk. 2.00) kann von denjenigen, die es einst eingeführt und noch nicht überall durch das „Gymnasialbuch“ ersetzt haben, weiter bezogen werden.
- Für O II bis O I kommen vor allem „La France“ und das „Übungsbuch“, für Ergänzung und Wiederholung des grammatischen Stoffes auch die „Grammatik“ in Betracht.

III. Für lateinlose Knabenschulen und Reformanstalten.

1. **Lehrgang der franz. Sprache**, 1. Jahr, 12. Aufl. Mk. 1.00
 2. „ „ „ 2. und 3. Jahr, 8. Aufl. Mk. 1.80
- Vom 4. Jahrgange an: eins der beiden Lesebücher, eins der beiden Grammatiken und das Übungsbuch (I, 1 od. 3; I, 4 od. 5; I, 6).

IV. Für Mädchenschulen.

1. **Lehrgang der franz. Sprache**, 1. Jahr, (siehe III, 1) Mk. 1.00
 2. „ „ „ 2. u. 3. Jahr, Ausg. für Mädchensch., 5. Aufl. Mk. 1.80
- Franz. Schulgrammatik für höhere Mädchenschulen** (Oberstufe, d. h. Fortsetzung des Lehrganges, 1. bis 3. Jahr), 4. Aufl. Mk. 2.60

V. Für Präparandenschulen und Seminare

wird in erster Linie empfohlen:
entweder Französisches Gymnasialbuch (II, 1)
oder III, 1/2 (Lehrgang) und IV, 3 (von dem Ausg. für diese Anstalten vorliegt).

Die Preise gelten sämtlich für gut und dauerhaft gebundene Exemplare.

Beschreibung der Hölzel'schen Jahreszeitenbilder

(für die Hand der Schüler), 3. Aufl. geh. Mk. 0.30

**Wilhelm Gronau, Verlagsbuchhandlung
Chemnitz und Leipzig.**

In meinem Verlage erschien ferner und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite Auflage.

**Einige Perlen französischer Poesie
von Corneille bis Coppée.**

Mit einigen Zutaten für Unterrichtszwecke herausgegeben von
Dr. Wilhelm Ricken.

Zur Prüfung behufs eventueller Einführung bitte
===== Probeexemplare zu verlangen. =====

Den Verlag von

Schulbüchern

jeder Art und Richtung übernimmt

zu den günstigsten Bedingungen

Wilhelm Gronau

Verlagsbuchhandlung

CHEMNITZ und LEIPZIG.